Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Bd. XIV

DAS TRAUMA DER GEBURT

UND SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE PSYCHOANALYSE

VON

OTTO RANK

Analytische Situation / Infantile Angst / Sexuelle Befriedigung / Neurotische Reproduktion / Symbolische Anpassung / Heroische Kompensation / Religiöse Sublimierung / Künstlerische Idealisierung / Philosophische Spekulation / Psychoanalytische Erkenntnis / Therapeutische Wirkung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig, Hospitalstrasse 10
Wien, VII. Andreasgasse 3

TAGEBUCH
EINES
HALBWÜCHSIGEN MÄDCHENS

HERAUSGEGEBEN VON
DR. HERMINE HUG-HELLMUTH

Dritte Auflage
(6.—10. Tausend)

Das Tagebuch ist ein Juwel. Noch niemals hat man in solcher Klarheit und Wahrhaftigkeit in die Seelenregungen hineinblicken können, welche die Entwicklung des Mädchens unserer Gesellschafts- und Kulturstufe in den Jahren der Vorpubertät kennzeichnen.
(Prof. Freud)

„Literarisches Echo“: Weibliche Wesen der bürgerlichen Welt werden sich beim Tagebuch Seite um Seite zurückversetzt fühlen in ihr Einst; männliche Wesen wird es statt dessen manche Kleinigkeit mitteilen, die sie noch nicht wußten.
(Lou Andreas-Salomé)

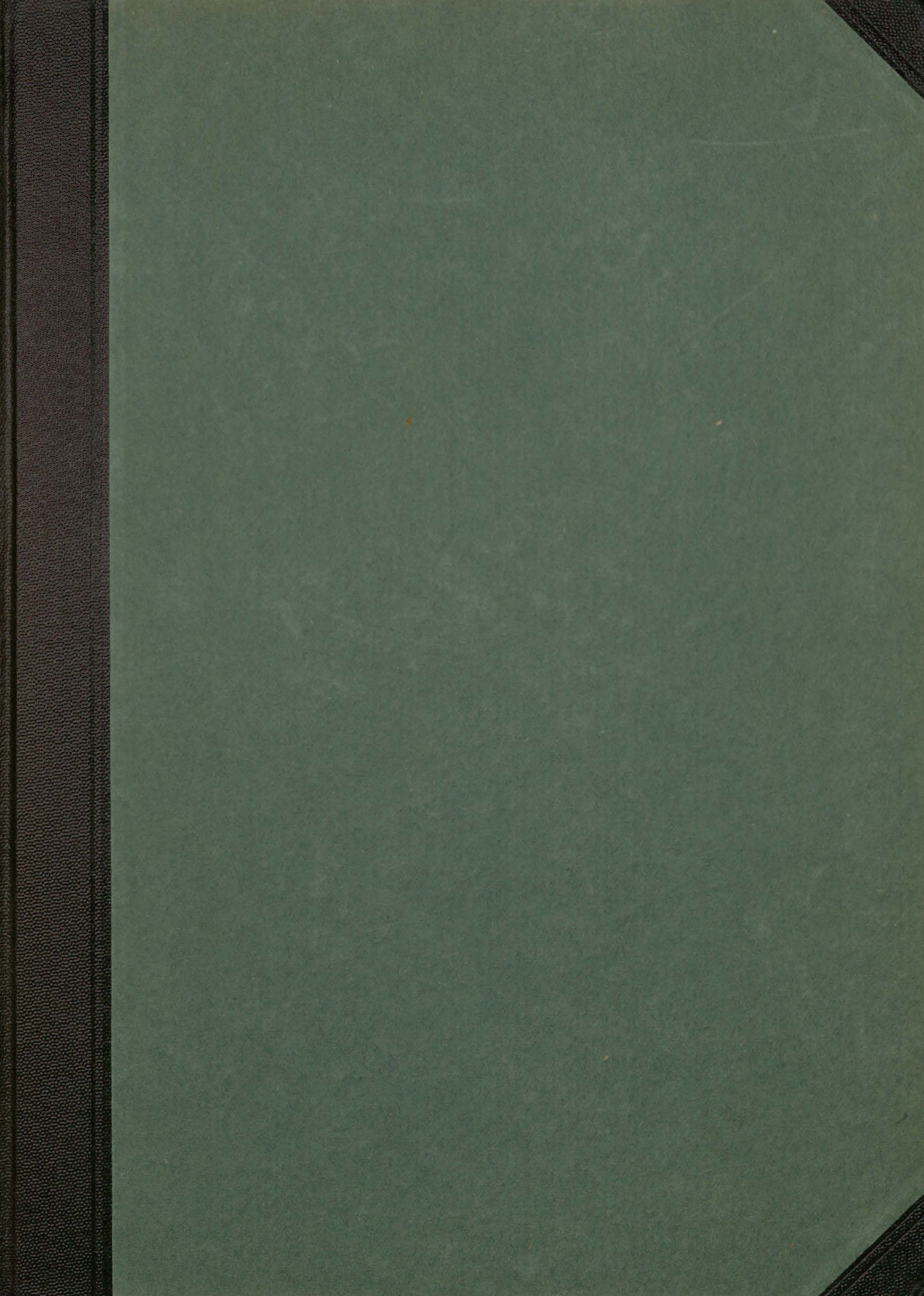
„Vossische Zeitung“: Denkt euch Wedekinds kleine Wenda, die am „Frühlings-Erwachen“ so tragisch zugrundegeht, habe ihre Erlebnisse aufgezeichnet, denkt sie euch in Geheimratskreise und auf Wiener Boden versetzt. (Monty Jacobs)

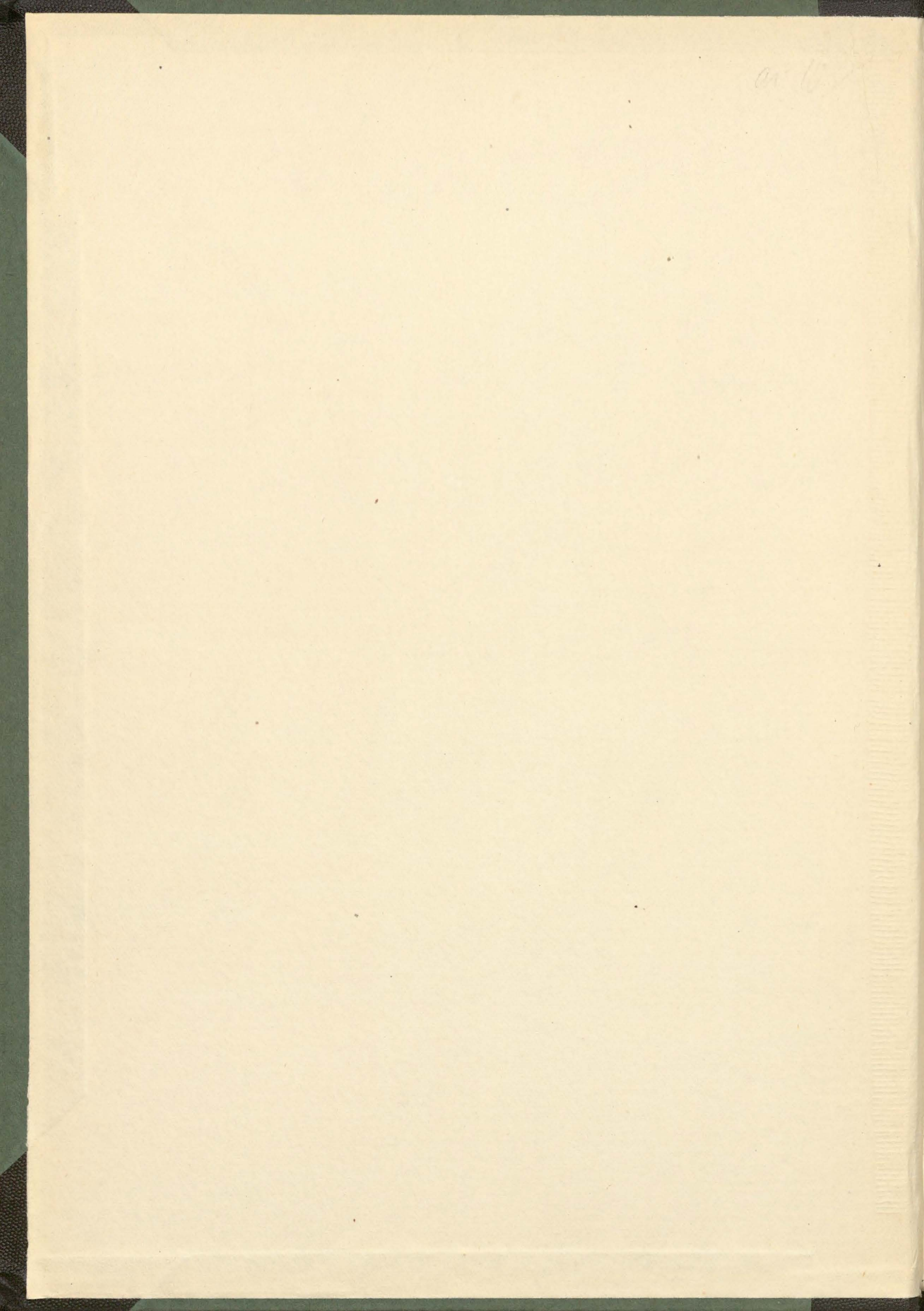
„Frankfurter Zeitung“: Der Londoner Zensor war sicher der Meinung, es komme ausschließlich in Wien, oder höchstens noch bei sonstigen Hunnen vor, daß das Denken und Fühlen junger Mädchen durch bevorstehende physiologische Erscheinungen lebhaft beschäftigt wird. In der Kontinentalrasse steckt die Schweinerei.

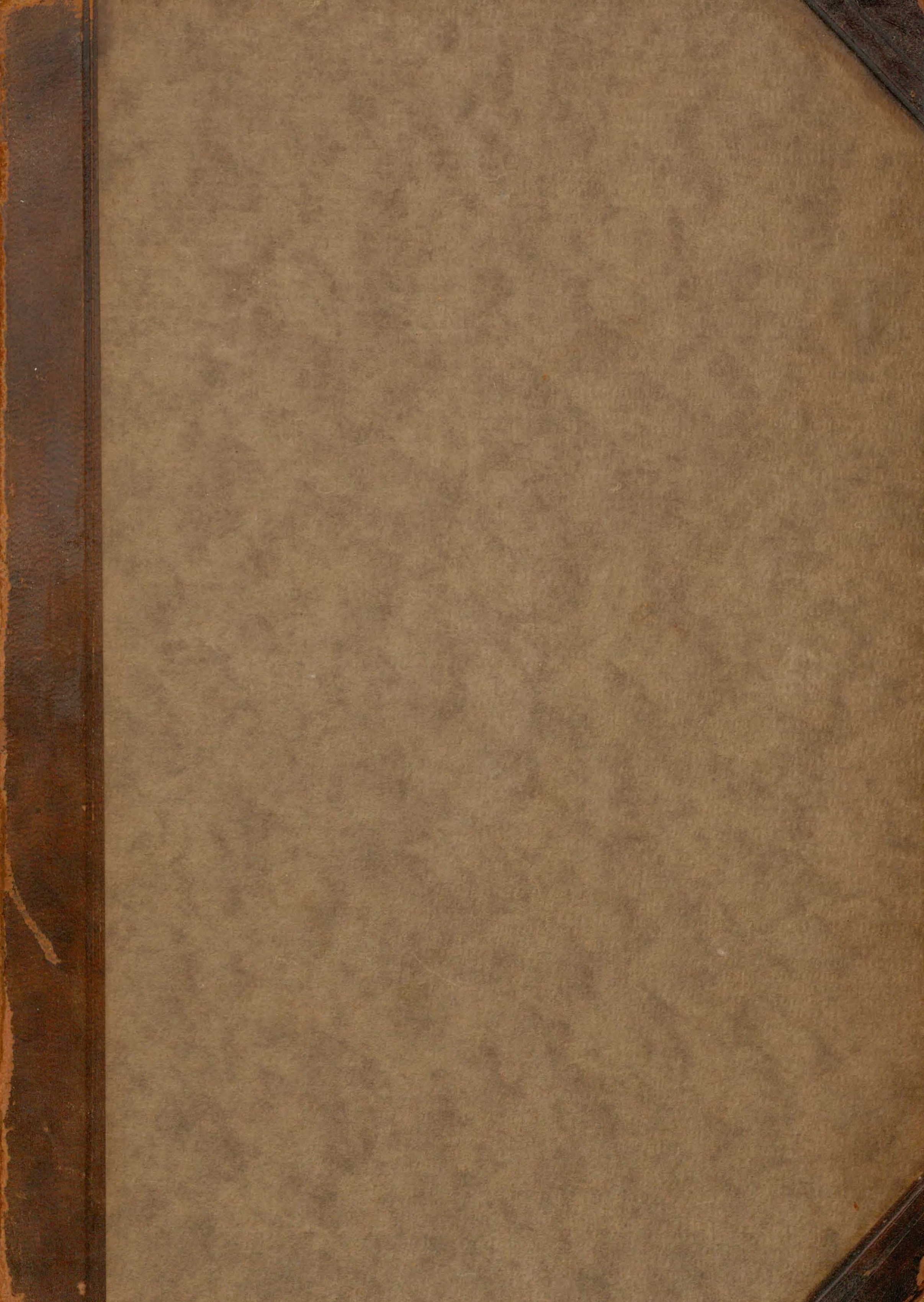
„Neue Freie Presse“: Mir scheint dieses Buch eines der kostbarsten, das je die Wissenschaft Hand in Hand mit dem Zufall dargeboten.
(Stefan Zweig)

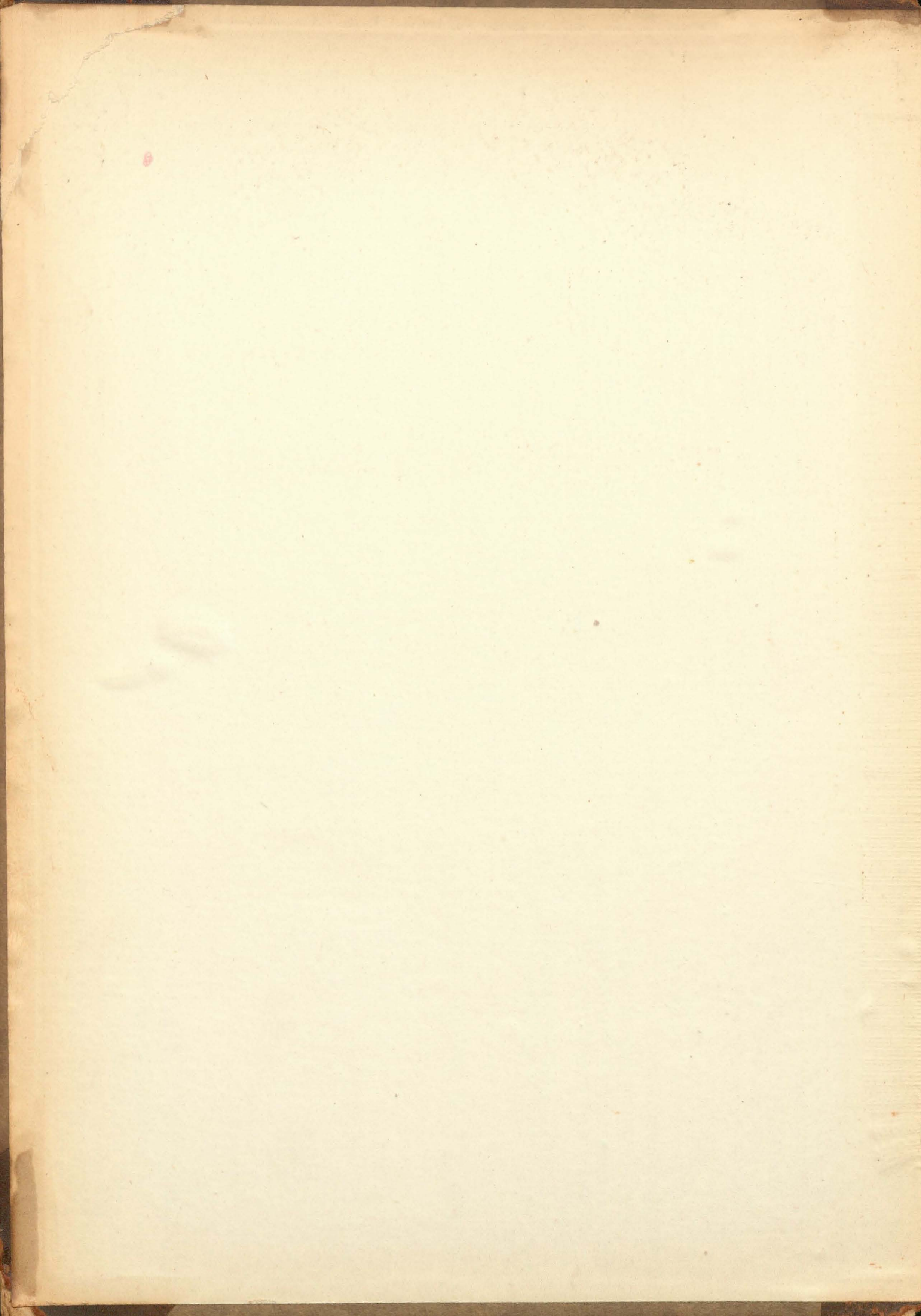
„Zeitschrift für Sexualwissenschaft“: Wir betrachten hier einmal wertvollerweise die seelischen Wirkungen des Erwachens und Erkennens geschlechtlicher Dinge und Beziehungen vom Gesichtspunkte der Kinderseele aus.

„The New Statesman“: Gretel Lainer (the name chosen by the psycho-analytical society) belongs to the Casanova type of autobiographer rather than to that of Rousseau and Bashkirtseff. She is singularly little troubled with her own personality. She writes from a breathless interest in the world around rather than from any morbid taste for introspection or self explanation . . . But it is difficult to understand why any class of grown-up people should be warned off it. Nothing could be more healthy minded, less indecent or morbid than Greta's interest in sex questions.









Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Band XIV

Das Trauma der Geburt

und seine Bedeutung für die Psychoanalyse

von

Otto Rank



Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

INTERNATIONALE PSYCHOANALYTISCHE BIBLIOTHEK

I. Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen. (Diskussion, gehalten auf dem V. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Budapest, 28. und 29. September 1918.) 1919.

Inhalt: Einleitung von Prof. SIGM. FREUD. — Diskussionsbeiträge von Dr. S. FERENCZI (Budapest), Dr. KARL ABRAHAM (Berlin) und Dr. ERNST SIMMEL (Berlin). — Dr. ERNEST JONES (London): Die Kriegsneurosen und die Freudsche Theorie.

II. Dr. S. FERENCZI: Hysterie und Pathoneurosen. 1919.

Inhalt: Über Pathoneurosen. — Hysterische Materialisationsphänomene. — Erklärungsversuch einiger hyster. Stigmata. — Technische Schwierigkeiten einer Hysterieanalyse. — Die Psychoanalyse eines Falles von hyster. Hypochondrie. — Über zwei Typen der Kriegshysterie.

IV. Dr. OTTO RANK: Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. (Aus den Jahren 1912 bis 1914.) 2., veränderte Aufl. 1922.

Inhalt: Vorwort. Mythologie und Psychoanalyse. — Die Symbolik. — Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien. — Zur Deutung der Sintflutsage. — Männeken-Piß und Dukaten-Scheißer. — Das Brüdermärchen. — Mythus und Märchen.

V. Dr. THEODOR REIK: Probleme der Religionspsychologie. I. Teil: Das Ritual. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. SIGM. FREUD. 1919.

Inhalt: Einleitung. — Die Couvade und die Psychogenese der Vergeltungsfrucht. — Die Pubertätsriten der Wilden. — Kolnidre (Stimme des Gelübdes.) — Das Schofar (Das Widderhorn).

VI. Dr. GÉZA RÓHEIM: Spiegelzauber. 1919.

VII. Dr. EDUARD HITSCHMANN: Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. 1919.

VIII. Dr. OSKAR PFISTER: Zum Kampf um die Psychoanalyse. (Mit einer Kunstbeilage und 15 Textabbildungen.) 1920.

Inhalt: Die Psychoanalyse als psychologische Methode. Apologetisches. Der erfahrungswissenschaftliche Charakter der Psychoanalyse. Proben psychoanalytischer Arbeit. (Nachtwandeln. Unbezwingliche Abneigung gegen eine Speise. Hypnopompischer Einfall. Ein Fall von kommunizierender religiöser und irdischer Liebe usw.) Einige Ergebnisse und Ausblicke. — Die Entstehung der künstlerischen Inspiration. — Zur Psychologie des Krieges und des Friedens. Die Tiefenmächte des Krieges. Die psychologischen Voraussetzungen des Völkerfriedens. — Zur Psychologie des hysterischen Madonnenkultus. — Hysterie und Lebensgang bei Margareta Ebner. — Psychoanalyse und Weltanschauung. (Positivismus, Metaphysik, Ethik.) — Gefährdete Kinder und ihre psychoanalytische Behandlung. — Wahnvorstellung und Schülerselbstmord. — Das Kinderspiel als Frühsymptom krankhafter Entwicklung, zugleich ein Beitrag zur Wissenschaftspsychologie.

IX. AUREL KOLNAI: Psychoanalyse und Soziologie. Zur Psychologie von Masse und Gesellschaft. 1920.

X. Dr. KARL ABRAHAM: Klinische Beiträge zur Psychoanalyse aus den Jahren 1907—1920. 1921.

Inhalt: Über die Bedeutung sexueller Jugendträume für die Symptomatologie der Dementia praecox. — Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. — Die psychologischen Beziehungen zwischen Sexualität und Alkoholismus. — Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen. — Über hysterische Traumzustände. — Bemerkungen zur Psychoanalyse eines Falles von Fuß- und Korsettfetischismus. — Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände. — Über die determinierende Kraft des Namens. — Über ein kompliziertes Zeremoniell neurotischer Frauen. — Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone. — Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter. — Sollen wir die Patienten ihre Träume aufschreiben lassen? — Einige Bemerkungen über die Rolle der Großeltern in der Psychologie der Neurosen. — Eine Deckerinnerung, betreffend ein Kindheitserlebnis von scheinbar ätiologischer Bedeutung. — Psychische Nachwirkungen der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs bei einem neunjährigen Kinde. — Kritik zu C. G. Jung: Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie. — Über eine konstitutionelle Grundlage der lokomotorischen Angst. — Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust bei den Psychoneurotikern. - Über neurotische Exogamie. - Untersuchungen über die früheste prägenitale Entwicklungsstufe der Libido. — Über ejaculatio praecox. — Einige Belege zur Gefühlsstellung weiblicher Kinder gegenüber den Eltern. — Das Geldausgeben im Angstzustand. — Über eine besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik. — Bemerkungen zu Ferenczis Mitteilungen über Sonntagsneurosen. — Zur Prognose psychoanalytischer Behandlungen im vorgeschrittenen Lebensalter.

XI. Dr. ERNEST JONES: Therapie der Neurosen. 1921.

XII. J. VARENDONCK: Über das vorbewußte phantasierende Denken. Mit Geleitwort von Prof. Dr. Sigm. Freud. 1922.

XIII. Dr. S. FERENCZI: Populäre Vorträge über Psychoanalyse. 1922.

Inhalt: Zur analytischen Auffassung der Psychoneurosen. — Träume der Ahnungslosen. — Suggestion und Psychoanalyse. — Die Psychoanalyse des Witzes und des Komischen. — Ein Vortrag für Richter und Staatsanwälte. — Psychoanalyse und Kriminologie. — Philosophie und Psychoanalyse. — Zur Psychogenese der Mechanik. — Cornelia, die Mutter der Gracchen. — Anatol France als Analytiker. — Glaube, Unglaube, Überzeugung.

XIV. Dr. OTTO RANK: Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse. 1924.

XV. Dr. S. FERENCZI: Versuch einer Genitaltheorie. 1924.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN, VII. ANDREASGASSE 3

Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Bd. XIV

Das
Trauma der Geburt
und seine Bedeutung für die Psychoanalyse

Von

Otto Rank

1924
Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

★

★

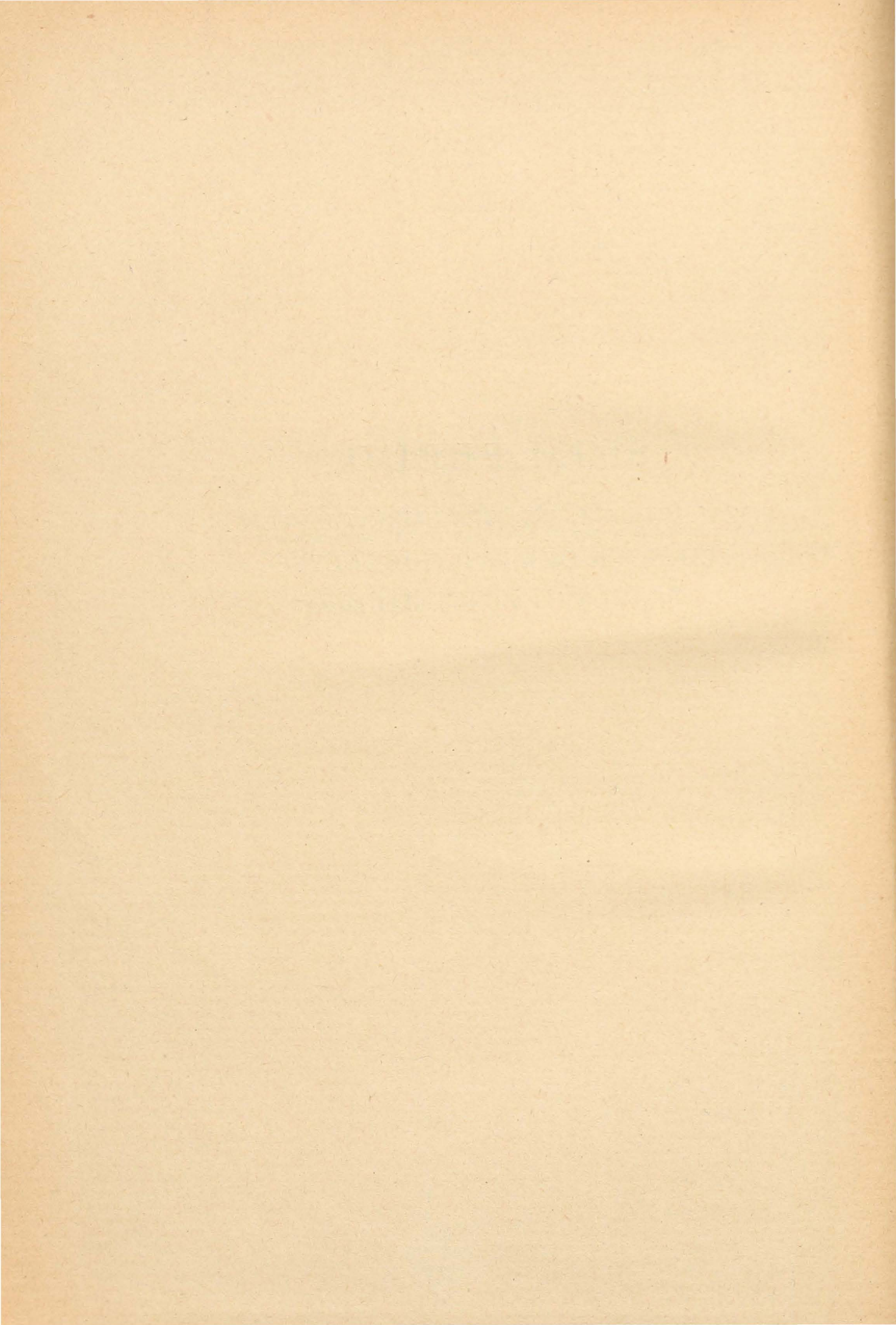
Druck von E. Haberland in Leipzig

★

Printed in Germany

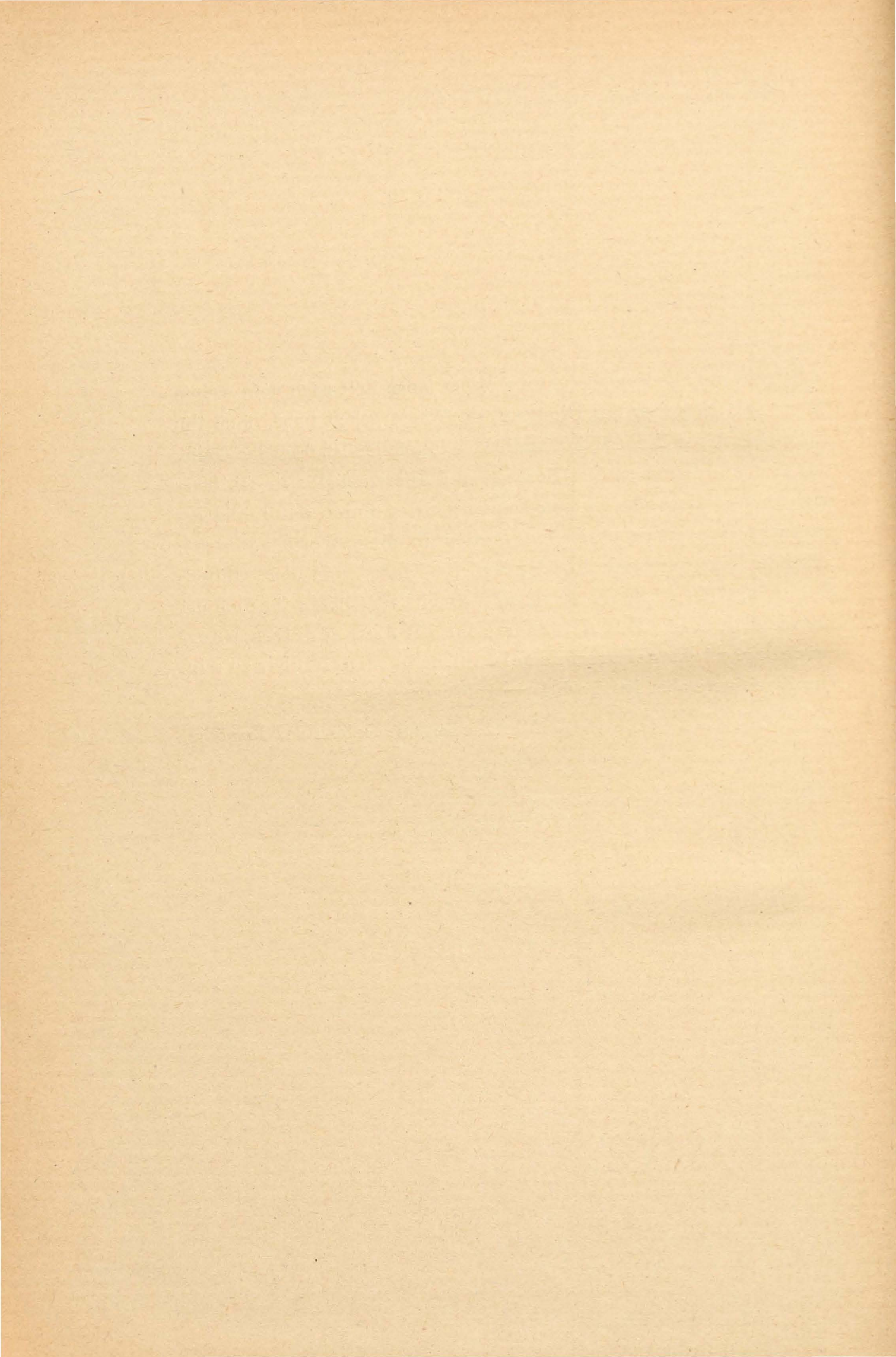
SIGM. FREUD

DEM ERFORSCHER DES UNBEWUSSTEN
SCHÖPFER DER PSYCHOANALYSE
ÜBERREICHT ZUM 6. MAI 1923

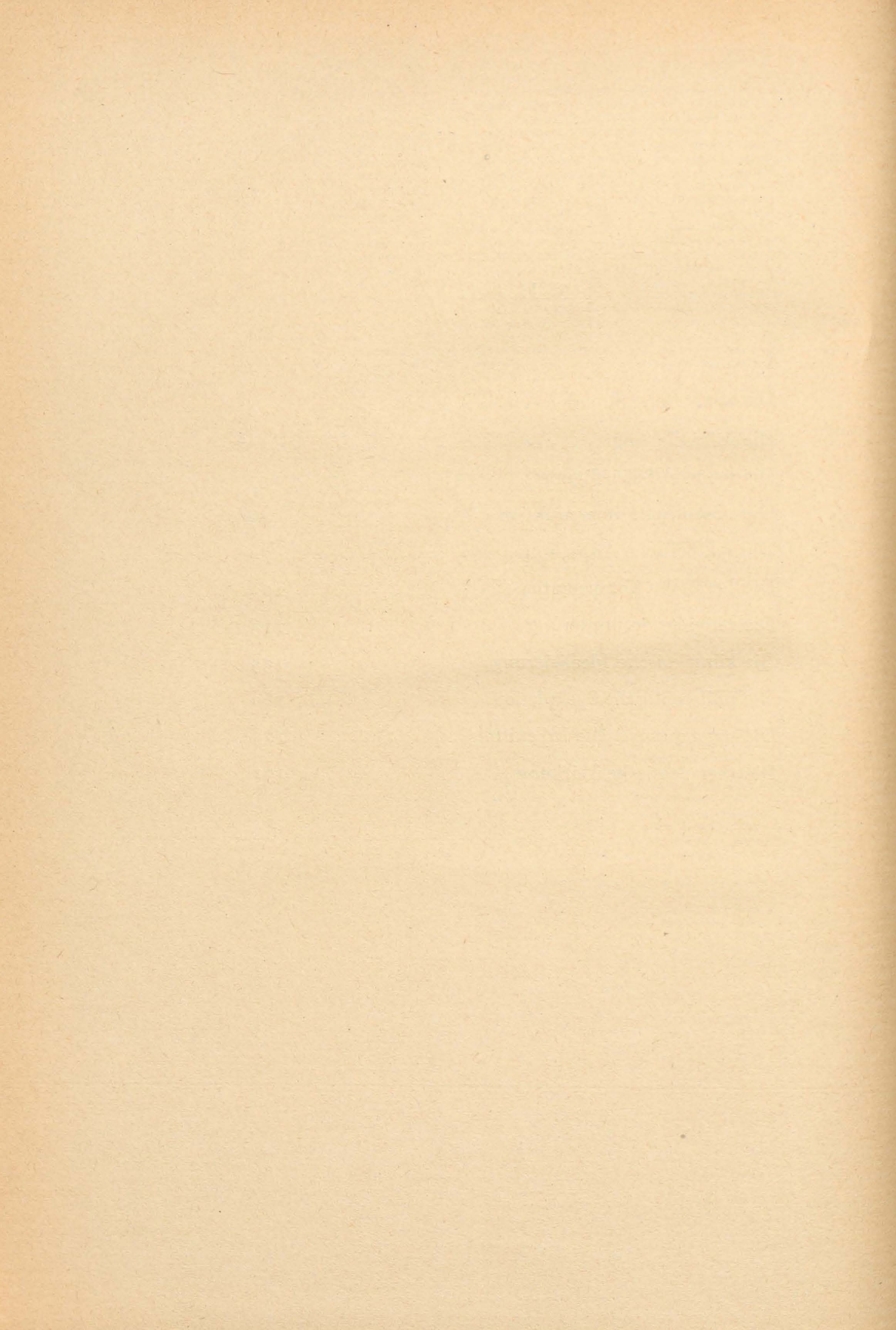


Es geht die alte Sage, daß König Midas lange Zeit nach dem weisen Silen, dem Begleiter des Dionysus, im Walde gejagt habe, ohne ihn zu fangen. Als er ihm endlich in die Hände gefallen ist, fragt der König, was für den Menschen das Allerbeste und Allervorzüglichste sei. Starr und unbeweglich schweigt der Dämon; bis er, durch den König gezwungen, endlich unter gellem Lachen in diese Worte ausbricht: „Elendes Eintagsgeschlecht, des Zufalls Kinder und der Mühsal, was zwingst du mich dir zu sagen, was nicht zu hören für dich das Ersprießlichste ist? Das Allerbeste ist für dich gänzlich unerreichbar: nicht geboren zu sein, nicht zu sein, Nichts zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich — bald zu sterben."

Nietzsche (Die Geburt der Tragödie)



INHALT:



Vorbemerkung

Die nachstehenden Ausführungen bedeuten einen ersten Versuch, die psychoanalytische Denkweise als solche auf das Verständnis der gesamten Menschheitsentwicklung, ja sogar Menschwerdung selbst anzuwenden; oder richtiger gesagt, nicht anzuwenden, denn es handelt sich nicht um eine der üblichen „Anwendungen der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften“, vielmehr um die Fruchtbarmachung psychoanalytischen Denkens für unsere gesamte Auffassung vom Menschen und der Menschheitsgeschichte, welche letzten Endes Geistesgeschichte, d. h. die Geschichte der Entwicklung des menschlischen Geistes und des von ihm Geschaffenen darstellt.

Diese eigenartige, noch nicht ganz klar zu fassende Betrachtungsweise erschließt sich uns auf Grund der ungeheueren Bewußtseinserweiterung durch die Psychoanalyse, die uns in den Stand setzt, nunmehr auch ein Stück des tiefsten Unbewußten als solches zu erkennen und in seiner Wirksamkeit zu verstehen. Da die wissenschaftliche Erkenntnis selbst nur einer bewußten Erfassung von vorher Latentem entspricht, ist es nur folgerichtig, daß jedes Stück Bewußtseinserweiterung, das wir durch die Analyse erwerben, sich in Verständnis umsetzt. Es zeigt sich nunmehr an einer ganz bestimmten Stelle der psychoanalytischen Erkenntnis, die wir gleich näher charakterisieren werden, daß auch ein ganzes Stück organischer bzw. biologischer Entwicklung nur vom Psychischen her zu „verstehen“ ist, d. h. vom Psychischen, welches ja zu-

gleich mit allen Entwicklungsresten auch unseren Erkenntnisapparat selbst in sich schließt, der eben durch unser fortschreitendes Wissen vom Unbewußten mit einem Male um ein ganz Bedeutendes leistungsfähiger geworden ist.

Indem wir einige neue psychoanalytische Einzelerfahrungen lediglich zum Ausgangspunkt für weit umfassendere Betrachtungen und allgemeine Erkenntnisse nehmen, glauben wir etwas von der bisherigen „Anwendung“ der Psychoanalyse wesentlich Verschiedenes angebahnt zu haben, wobei wir Wert darauf legen, uns auch vor einer Überschätzung der auf die Therapie „angewandten“ psychoanalytischen Lehre vom Unbewußten freizuhalten, ohne damit die Grenzen psychoanalytischer Denkweise zu verlassen, sie allerdings nach beiden Richtungen hin erweiternd. Ist es doch kein Zufall, daß die Psychoanalyse, sobald sie sich aus einem therapeutischen Verfahren zur Lehre vom unbewußten Seelenleben zu entwickeln begann, fast gleichzeitig von ihrem medizinischen Ursprungsgebiet abweichend, nahezu auf alle Geisteswissenschaften befruchtend übergriff, um schließlich selbst zu einer der mächtigsten geistigen Bewegungen der Gegenwart zu werden. Wird auch der seelisch Kranke, an dem und mit dessen Hilfe die Psychoanalyse entdeckt und entwickelt wurde, immer der Mutterboden für die weitere Forschung und Ausgestaltung der Lehre bleiben, so kommt doch heute schon diesem Ursprung nicht mehr Bedeutung zu als vergleichsweise dem Ausgangsland des Columbus, das dem kühnen Seefahrer die praktischen Mittel zu seiner Entdeckungsreise zur Verfügung stellte.

Indem wir im Folgenden zunächst ein Stück Fortentwicklung der Psychoanalyse selbst zu skizzieren versuchen, wie es sich aus der konsequenten Anwendung der von Freud geschaffenen Methode und seiner darauf gegründeten Lehre ergeben hat, wollen wir dann von dieser Basis aus weiter reichende und allgemeinere Erkenntnisse durch unmittelbare Erfassung des Unbewußten zu gewinnen trachten. Wer mit dem

eigenartigen Gang der psychoanalytischen Forschung vertraut ist, wird sich nicht wundern, daß sie — im Einzelnen wie auch im Ganzen von der seelischen Oberfläche ausgehend — bei immer weiterem Vordringen in die verborgenen und schwer zugänglichen Tiefen des Psychischen am Ende auf einen Punkt stoßen mußte, an dem sie ihre natürliche Grenze, zugleich aber auch ihre Fundierung findet. Nach allseitiger Durchforschung des Unbewußten, seiner seelischen Inhalte und komplizierten Mechanismen der Umsetzung ins Bewußte sind wir bei der Analyse abnormer aber auch normaler Menschen auf den letzten Ursprung des Seelisch-Unbewußten im Psychophysischen gestoßen, den wir nunmehr auch biologisch faßbar machen können. Indem wir das anscheinend rein körperliche Geburtstrauma in seinen ungeheuren seelischen Folgen für die gesamte Entwicklung der Menschheit aus analytischen Erfahrungen erstmalig zu rekonstruieren versuchen, vermögen wir in ihm das letzte biologisch faßbare Substrat des Psychischen zu erkennen und gelangen so zur Einsicht in Fundament und Kern des Unbewußten, auf dessen Verständnis sich der von Freud geschaffene Bau der ersten umfassenden und wissenschaftlich begründeten Psychologie erhebt. In diesem Sinne sind die folgenden Ausführungen nur möglich und verständlich auf Grund der gesamten psychoanalytisch erarbeiteten Erkenntnisse über den Aufbau und die Funktionen unseres eigentlichen seelischen Apparates.

Scheint es so möglich geworden, das von Freud entdeckte und erforschte Unbewußte, d. h. aber das eigentlich Seelische, biologisch zu fundieren, so ist eine zweite Absicht der Arbeit, die gesamte seelische Menschheits-Entwicklung synthetisch in den großen Zusammenhang der so fundierten Mechanik des Unbewußten einzureihen, wie sie sich aus der analytisch erkannten Bedeutung des Geburtstraumas und den ewig wiederkehrenden Versuchen zu seiner Überwindung darstellt. Dabei bemerken wir mit Überraschung, wie uns die Verknüpfung der tiefsten biologischen Schichte des Unbewußten mit dem höchsten manifesten Inhalt der geistigen Produktionen des Menschen zwanglos gelingt, daß

also Fundament und Giebel einander entsprechen und harmonisch ergänzen oder wie Freud selbst es in seiner jüngsten Schrift ausdrückt: „Was im einzelnen Seelenleben dem Tiefsten angehört hat, wird durch die Idealbildung zum Höchsten der Menschenseele im Sinne unserer Wertungen.“[1]

Indem wir im folgenden versuchen, dem Mechanismus dieser „Idealbildung“ in der Entwicklung des Menschen bis ins Biologische nachzugehen, erkennen wir, wie durch all die komplizierten Verwandlungsprozesse des Unbewußten hindurch — die uns erst die Psychoanalyse verstehen gelehrt hat — der tiefste biologische Inhalt schließlich fast unverändert, nur durch unsere eigene innere Verdrängung unkenntlich, bis in die höchsten intellektuellen Leistungen hinein als manifeste Form greifbar bleibt. Es wird darin ein normales und allgemein-gültiges psycho-biologisches Gesetz zum erstenmal sichtbar, dessen volle Bedeutung weder abzuschätzen noch im Rahmen unserer skizzenhaften Ausführungen zu erschöpfen ist. Auf dieses den Inhalt determinierende biologisch fundierte Formungsgesetz aufmerksam zu machen und hie und da die dahinter auftauchenden weiteren Probleme mehr ahnen zu lassen als lösen zu wollen, ist die Hauptabsicht dieser Arbeit. Das Gesamtproblem aber überhaupt stellen und wenigstens die ersten Schritte zu seiner Lösung wagen zu können, verdanken wir dem Forschungs-Instrument und der Denkweise, die Freud uns in seiner Psychoanalyse an die Hand gegeben hat.

1) Das Ich und das Es. 1923, S. 43

Die analytische Situation

Wenn ich es zunächst unternehme, die Erforschung des Unbewußten auf Grund von psychoanalytischen Erfahrungen und Beobachtungen ein Stück weiter zu verfolgen, so möchte ich mich dabei auf ein Arbeitsprinzip berufen, welches auch bisher die psychoanalytische Forschung im Wesentlichen geleitet hat. Freud hat gelegentlich die Bemerkung gemacht, daß die Psychoanalyse eigentlich von der ersten Patientin erfunden worden sei, die Breuer im Jahre 1881 behandelte und deren Krankheitsgeschichte (Anna O . . .) viele Jahre später in den „Studien über Hysterie" (1895) veröffentlicht wurde. Das junge Mädchen, das in ihren Zuständen nur englisch verstand, nannte die sie erleichternden hypnotischen Aussprachen mit ihrem Arzt *talking cure* oder bezeichnete sie scherzhaft als *chimney sweeping*. Und noch in späteren Jahren, als die psychoanalytischen Erfahrungen und Ergebnisse wegen ihrer überraschenden Neuartigkeit angefeindet und vielfach als Ausgeburten einer verderbten Phantasie ihres Autors kritisiert wurden, pflegte Freud diesen unverständigen Einwendungen entgegenzuhalten, daß keines Menschen Hirn je imstande gewesen wäre, derartige Tatsachen und Zusammenhänge zu erfinden, wenn sie ihm nicht aus einer Reihe gleichartiger Beobachtungen unabweisbar aufgedrängt worden wären. In diesem Sinne darf man also wohl sagen, daß nicht nur die Grundidee der Psychoanalyse, sondern auch ihre weitere Ausgestaltung zu einem großen Teil den Kranken zu verdanken ist, die in anerken-

nenswerter Arbeit Material auf Material beigebracht haben, bis sich die einzelnen ungeordneten und ungleichwertigen Stücke der Beobachtungsgabe Freuds zu allgemeinen Einsichten, Erkenntnissen und Gesetzmäßigkeiten verdichteten.

An diesem Forschungsweg, den die Analyse schrittweise, gegen Widerstände aller Art ankämpfend, gegangen ist, kann auch erst der Satz Freuds voll gewürdigt werden, daß der Patient eigentlich irgendwie immer Recht habe, wenn er auch selbst nicht wisse wieso und warum; dies hat ihm der Analytiker durch Aufdeckung der verdrängten Zusammenhänge, durch Füllung der amnestischen Lücken zu zeigen, indem er den „Sinn" der Krankheit und ihrer Symptome aufdeckt. Psychologisch hat also der Kranke recht, und zwar, weil aus ihm das Unbewußte — wenngleich in pathologischer Entstellung — spricht, wie es seit jeher auch aus dem Genie, dem Seher, Religionsstifter, Künstler, Philosophen und Entdecker gesprochen hat. Denn nicht nur die psychologische Erkenntnis, die auf der seelischen Intuition ruht, ist ein schrittweises Erfassen und Verstehen des Unbewußten, sondern die Fähigkeit zum Erkennen selbst setzt ein Stück Aufhebung oder Überwindung von Verdrängungen voraus, hinter denen wir das Gesuchte „entdecken" können. Der wissenschaftliche Wert der an anderen vorgenommenen Psychoanalysen liegt nun darin, daß sie uns ermöglichen, die Verdrängungen, die wir in uns selbst nicht durchschauen können, an anderen — oft unter stärkster Bemühung — aufheben zu müssen, und so Einblick in neue Gebiete des Unbewußten zu erlangen. Wenn ich mich nun auf diese einzig objektive Forschungsmethode der Psychoanalyse berufe, so geschieht es, weil ich mich unter der Fülle überraschend gleichartiger Eindrücke entschließen mußte, dem Unbewußten wieder einmal dort Recht zu geben, wo wir ihm bisher nur ungläubig und zaudernd zu folgen wagten.

In einer Reihe meist erfolgreich zu Ende durchgeführter Analysen ist es mir aufgefallen, daß in der Endphase der Analyse der Heilungs-

vorgang vom Unbewußten ganz regelmäßig in der uns großenteils schon bekannten typischen Geburtssymbolik dargestellt wurde. Ich habe diese auffällige Tatsache dann im Zusammenhang mit anderen eigentümlichen Zügen des Heilungsprozesses (z. B. der Identifizierung mit dem Analytiker u. a. m.) in einer bisher noch unveröffentlichten Arbeit (aus dem Winter 1921/22), die „Zum Verständnis der Libidoentwicklung im Heilungsvorgang“ betitelt ist, auch theoretisch zu würdigen versucht.[1] Ich hatte dort bemerkt, daß es sich dabei offenbar um die bekannte Phantasie der Wiedergeburt handle, in die der Genesungswille des Patienten seine Heilung einkleidet, wie ja Kranke so häufig in der Rekonvaleszenz davon sprechen, daß sie sich „wie neugeboren“ fühlen. Ich betonte auch das unverkennbare Stück Sublimierungsarbeit, das darin liege, daß der Patient nunmehr imstande sei, die infantile Libidofixierung, die im Oedipuskomplex Ausdruck findet, zugunsten der Analyse aufzugeben, indem er auf die Phantasie vom infantilen Kinde, das er — wie die Mutter — dem Vater schenken wollte, endgültig verzichte und sich selbst als das neugeborene (geistige) Kind (des Analytikers) betrachte.

Trotzdem sich diese Auffassung regelmäßig aus dem analytischen Material, das ich dort kurz mitteilte, ergeben hatte und im Rahmen des Heilungsvorganges zweifellos auch berechtigt schien, stieß ich mich doch einerseits an dem infantilen, anderseits an dem „anagogischen“ Charakter der „Wiedergeburtsphantasie“, die ja von Jung unter Vernachlässigung ihrer libidinösen Tendenzen über Gebühr und daher theoretisch irreführend bewertet worden war. Die Existenz solcher Gedankengänge war ja nie geleugnet worden[2]; was mich störte, war nur, daß uns das reale Substrat dafür fehlte, was wir sonst niemals zu vermissen hatten.

---

1) Siehe jetzt Internat. Zschr. f. Psa. IX, 4, 1923.

2) Vgl. Freud: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Kl. Schr. IV, S. 691 ff und die dort daran geknüpfte Diskussion, die wir im vorletzten Abschnitt weiterführen und zu lösen versuchen.

So ließ ich die Sache liegen, bis mir eines Tages an einem besonders deutlichen Fall klar wurde, daß der stärkste Widerstand gegen die Lösung der Übertragungslibido in der Endphase der Analyse sich in Form der frühesten infantilen Fixierung an die Mutter äußert. In zahlreichen Träumen dieses Endstadiums drängte sich immer wieder die endlich unabweisbare Tatsache auf, daß diese Fixierung an die Mutter, welche der analytischen Fixierung zugrunde zu liegen schien, die früheste rein physiologische Beziehung zum mütterlichen Körper beinhaltet. Damit wurde auch die Regelmäßigkeit der Wiedergeburtsphantasie verständlich und ihr reales Substrat analytisch faßbar. Die „Wiedergeburtsphantasie" des Patienten erwies sich einfach als Wiederholung seiner Geburt in der Analyse, wobei die Lösung vom Libidoobjekt des Analytikers einer genauen Reproduktion der ersten Lösung vom ersten Libidoobjekt, des Neugeborenen von der Mutter, zu entsprechen schien.

Da die Patienten — und zwar ohne Unterschied des Geschlechtes — sich unbeeinflußt von dem selbst noch unwissenden Analytiker diese Endsituation ganz regelmäßig selbst zu schaffen schienen, war es klar, daß dem eine prinzipielle Bedeutung zukommen müsse und es nur darauf ankomme, den Mut aufzubringen, dem Unbewußten auch hierin zu folgen und es ernst zu nehmen. Es ergibt sich dann zweifellos, daß das wesentlichste Stück der analytischen Arbeit, die Lösung und Befreiung der an den Analytiker „neurotisch" fixierten Libido, eigentlich nicht mehr und nicht weniger zu leisten hat, als dem Kranken die seinerzeit unvollkommen gelungene Ablösung von der Mutter in der Analyse mit besserem Erfolg wiederholen zu lassen. Dies ist aber keineswegs irgendwie metaphorisch — auch nicht im psychologischen Sinne — zu nehmen, sondern der Patient wiederholt sozusagen biologisch in der analytischen Situation die Schwangerschaftsperiode und im Abschluß der Analyse, der neuerlichen Trennung vom Ersatzobjekt, den Geburtsakt, meist in allen seinen Einzelheiten getreu. Die Ana-

lyse erweist sich so letzten Endes als nachträgliche Erledigung des unvollkommen bewältigten Geburtstraumas.

Dieser Schluß, zu dem ich durch eine Fülle verschiedenartigen Materials unabweisbar gedrängt wurde, insbesondere von Träumen, die in einem größeren Zusammenhange veröffentlicht werden, hat sogleich bei mir selbst einige Einwendungen wachgerufen, die ich nur andeuten möchte, da sie durch weitere Erfahrungen bald zum Schweigen gebracht wurden. Ich habe mir gesagt, daß ich möglicherweise durch meine Individualität oder eine besondere Handhabung der Technik, welche auch nach der klassischen Freudschen Methode die Zersetzung der „Komplexe“ zum Ausgangspunkt nimmt — allerdings nicht damit endet —, das Ich des Patienten in immer frühere Libidopositionen zurückdränge[1], so daß es dann schließlich kein Wunder wäre, im Endprozeß die letzte Zuflucht der Libido in das intrauterine Stadium provoziert zu haben. Auch könnte man vielleicht glauben, daß dies als Resultat übermäßig lange fortgeführter Analysen sich schließlich auch ergeben müsse. Demgegenüber möchte ich betonen, daß es sich erstens nicht um bloße Regressionsphänomene etwa im Sinne der uns allen geläufigen „Mutterleibsphantasie“ handelte, die ja längst von der Analyse als eine der typischen Urphantasien betrachtet wird, sondern um viel greifbarere Reproduktionen unter dem Einfluß eines realen Wiederholungszwanges; ferner, daß meine Analysen, soviel mir bekannt ist, zu den zeitlich kürzeren gehören, sich also in Zeiträumen von etwa vier bis längstens acht Monaten abspielten.

Aber diese und andere Bedenken ähnlicher Art, die ich mir anfangs selbst gemacht hatte, schwanden bald spurlos unter dem überraschenden Eindruck dahin, daß bei Einstellung der analytischen Aufmerksamkeit auf diese Tatsachen auch die theoretisch und therapeutisch noch gänzlich

1) Ähnliches konnte ja Ferenczi für den organischen Zersetzungsprozeß bei der progressiven Paralyse annehmen. (Hollós-Ferenczi, zur Analyse der paralyt. Geistesstörung, Beih. V, 1922.)

unbeeinflußten Analysanden von Anfang an die gleiche Tendenz zeigten, die analytische Situation vom ersten Augenblick mit der intrauterinen zu identifizieren. In einigen gleichzeitig begonnenen Fällen von ganz verschiedenem Charakter- bzw. Neurosentypus haben die Analysanden — gleicherweise Männer und Frauen — den Analytiker gleich zu Beginn in der unzweideutigsten Weise mit der Mutter identifiziert und sich selbst in ihren Träumen und sonstigen Reaktionen in die Situation des Ungeborenen zurückversetzt.[1] Daraus ergibt sich, daß die eigentliche Übertragungslibido, die wir bei beiden Geschlechtern analytisch aufzulösen haben, die mütterliche ist, wie sie in der pränatalen physiologischen Bindung zwischen Mutter und Kind gegeben war.

Wenn man sich mit dieser Auffassung näher vertraut gemacht hat, scheint es einem bald, als hätte man eigentlich stillschweigend oder besser gesagt, unbewußt immer damit gearbeitet; zugleich wird man aber mit Erstaunen gewahr, wie Vieles überdeutlich für sie spricht und wie manches Dunkle und Rätselhafte an der Analyse und insbesondere am Heilungsvorgang mit einem Schlage schwindet, sobald man das wahre Wesen und die wirkliche Bedeutung dieser Tatsache bewußt und voll zu erfassen vermag.

Zunächst scheint die analytische Situation selbst, die sich ja historisch aus der hypnotischen entwickelt hat[2], das Unbewußte direkt zum Vergleich mit dem Urzustand herauszufordern. Die ruhige Lage im halbdunkeln Raum, das Hindämmern in einem von realen Anforderungen

1) Auch dieses Beweismaterial werde ich, so wie es sich der Beobachtung darbot, in einer vorbereiteten Publikation über „Die Technik der Traumdeutung in der Psychoanalyse" mitteilen.

2) Der hypnotische Schlaf, der wie alle ähnlichen Zustände in den „Wieder"-Geburtsträumen als typisches Element des Intrauterinzustandes auftritt, legt die Vermutung nahe, daß das Wesen der Hypnose selbst wie der hypnotischen Beeinflußbarkeit auf die Urbeziehung des Kindes zur Mutter zurückgeht. Übrigens hat schon vor vielen Jahren Poul Bjerre einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen. („Das Wesen der Hypnose.")

fast freien Zustand des Phantasierens (Halluzinierens), die Gegenwart und gleichzeitige Unsichtbarkeit des Libidoobjektes u. a. m. Aus dieser unbewußten Auffassung der analytischen Situation erklärt sich dann zwanglos, wieso der Patient spontan dazu kommen konnte, mit seinen Assoziationen, deren unbewußte Zielvorstellung die mütterliche Ursituation ist, in die Kindheit zurückzugehen und so den Analytiker auf die Bedeutung des infantilen Materials und infantiler Eindrücke zu führen; es entsprechen die so gerichteten Assoziationen auch vom Bewußtsein her einer asymptotischen Annäherung an jene primäre Übertragungseinstellung, in der sich das Unbewußte des Patienten von Anfang an befindet.

Die gesteigerte Erinnerungsfähigkeit in der Analyse, insbesondere für vergessene (verdrängte) Eindrücke der Kindheit, erklärt sich also, wie die ähnliche Erscheinung in der Hypnose, aus der vom „Drängen" des Arztes (Übertragung) ermunterten Tendenz des Unbewußten, „das Eigentliche", nämlich die Ursituation, zu reproduzieren, wie dies beispielsweise in den gleichfalls hypermnestischen Zuständen des Traumes, gewissen neurotischen Zuständen *(double conscience)* oder psychotischen Rückbildungen (das sog. „archaïsche Denken") automatisch geschieht. In diesem Sinne sind gewissermaßen alle infantilen Erinnerungen als „Deckerinnerungen" aufzufassen und die ganze Reproduktionsfähigkeit wäre überhaupt der Tatsache zu verdanken, daß die „Urszene" eben nie erinnert werden kann, weil die peinlichste aller „Erinnerungen", das Trauma der Geburt „assoziativ" daran geknüpft ist. Die ans Unglaubliche grenzende Sicherheit der Technik des „freien Einfalls" erhielte auf diese Weise ihre biologische Begründung. Wir wollen aber der verlockenden Versuchung nicht nachgeben, das ganze psychophysische Problem des Gedächtnisses von diesem archimedischen Punkt aus in Angriff zu nehmen, von dem der ganze Verdrängungsprozeß seinen Ausgang nimmt und analytisch leicht rückgängig zu machen ist.[1] Nur der Vermutung sei hier Ausdruck gegeben, daß die Urverdrängung des

1) Siehe den letzten Abschnitt.

Geburtstraumas als Ursache des Gedächtnisses überhaupt, d. h. der partiellen Merkfähigkeit anzusehen wäre; also der Tatsache, daß Einzelnes im Sinne einer Auslese haften bleibt, weil es einerseits von der Urverdrängung angezogen wird, um anderseits späterhin als Ersatz des eigentlich Verdrängten, des Urtraumas, reproduziert zu werden.[1]

Es steht dann in gutem Einklang mit dieser frühesten, einmal real durchlebten Phase der Mutterbindung, daß sich der analytische Widerstand gegen das Aufgeben derselben am Vater (-Substituten) abspielt, der ja auch tatsächlich den ersten Anstoß zur Urlösung von der Mutter gegeben hatte und so zum ersten und dauernden Feind geworden war. Dem Analytiker, der im Verlaufe der Behandlung beide infantilen Libidoobjekte repräsentiert, fällt dann die Aufgabe zu, die Urfixierung an die Mutter zu lösen, was der Patient eben nicht allein imstande war, und sie — je nach dem Geschlecht des Patienten auf die Vater- bzw. Mutter-Imagines — weiter übertragungsfähig zu machen. Ist ihm dies durch Überwindung des Urwiderstandes, der Mutterfixierung, zunächst inbezug auf die eigene Person gelungen, so setzt er der Analyse einen fixen Termin, innerhalb dessen der Patient automatisch die neue Lösung von der Mutter(-ersatz)figur in Form der Reproduktion des Geburtsaktes wiederholt. Somit erscheint die oft gestellte Frage, wann eine Analyse zu Ende sei, in diesem Sinne beantwortet, indem eine bestimmte Dauer zum Ablauf dieser Prozesse natürlicherweise notwendig ist und ihre biologische Erklärung und Rechtfertigung aus der Auffassung erhält,

1) Es würde zu weit führen, dieses wichtige Thema hier im Detail zu verfolgen. Bei einer Patientin mit phänomenalen Gedächtnisleistungen ließ sich analytisch leicht feststellen, daß ihre ganze Kunst auf der intensiven Verdrängung eines schweren Geburtstraumas beruhte. Ihr Assoziationsapparat war auf eine Unzahl von Geburtsdaten verwandter, bekannter und historischer Personen aufgebaut, auf Grund deren sie dann weitere inhaltliche Verknüpfungen herstellte. Von hier aus fällt auch ein neues Licht auf die so problematisch gewordene Analyse von Zahleneinfällen, in denen fast immer Geburtsdaten als die Assoziationszentren erscheinen. — Siehe dazu auch das weiter unten über die Zeit Gesagte.

daß die Analyse dem Patienten die nachträgliche Erledigung des Geburtstraumas durch einen entsprechenden zeitlichen Ablauf ermöglichen soll, der unter diesem therapeutischen Gesichtspunkt allerdings in weitgehendem Maße regulierbar wird.[1] Natürlich zeigt der Patient hinter all seinen Widerständen immer die Tendenz, die in so hohem Maße befriedigende analytische Situation ins Endlose zu verlängern[2], was von Anfang an Gegenstand der Analyse seiner Fixierungstendenz werden muß.

Auch das erfolgt eigentlich automatisch durch strenge Einhaltung der Freudschen Regel, die vorschreibt, den Patienten täglich eine gleiche Zeitspanne, und zwar eine volle Stunde zu sehen. Jede dieser Stunden repräsentiert für das Unbewußte des Patienten eine kleine Analyse in nuce, mit der neuerlichen Fixierung und allmählichen Lösung, was bekanntlich die Patienten am Anfang recht schlecht vertragen.[3] Sie empfinden schon das im Sinne der Lösung von der Mutter als eine zu „aktive Therapie", während anderseits die Neigung, dem Analytiker überhaupt zu entlaufen, sich als Tendenz zur allzu direkten Wiederholung des Geburtstraumas erklärt, welches eben die Analyse durch eine allmähliche Ablösung zu ersetzen hat.

---

1) Vgl. hiezu auch meine Erläuterungen in der gemeinsamen Arbeit mit Ferenczi: Entwicklungswege der Psychoanalyse (1924).

2) Bekannt ist ja, wie häufig dabei die Dauer der Gravidität (7—10 Monate) bevorzugt wird, was aber nicht bloß auf die bekannte Schwangerschaftsphantasie (Kind vom Vater), sondern in tiefster Schichte auf die eigene Geburt bezug hat.

Vgl. dazu auch die bekannten Kuren von Déjérine, der seine Patienten wie Gefangene behandelt: sie im verdunkelten Raum von aller Welt abschließt und ihnen sogar das Essen durch eine Öffnung reichen läßt; nach einer gewissen Zeit sind sie dann froh, aus diesem Kerker entlassen zu werden.

3) Viele von ihnen können nicht erwarten, bis der Analytiker sie wegschickt, sondern wollen dies selbst bestimmen, sehen öfter nach der Uhr, andere — oder auch dieselben — erwarten einen Händedruck zum Abschied usw.

Vgl. dazu auch das von Ferenczi beschriebene passagère Symptom „Schwindelempfindung am Schluß der Analysenstunde" (Zschr. 1914), wo die Pat. auf das psychische Trauma der plötzlichen Trennung mit einer analogen Störung des Gleichgewichtes — als hysterischem Symptom — reagieren.

Die infantile Angst

Der nächste Schluß, den wir aus diesen analytischen Erfahrungstatsachen und ihrer uns nahegelegten Auffassung ziehen müssen, ist der, daß das Unbewußte des Patienten die analytische Heilungssituation dazu benützt, um das Trauma der Geburt zu wiederholen und so teilweise abzureagieren. Bevor wir aber verstehen können, wie sich das Geburtstrauma in den einzelnen Krankheitssymptomen auswirkt, müssen wir zunächst seine allgemein-menschlische Wirkung in der Entwicklung des normalen Individuums, namentlich in der Kindheit, verfolgen. Der Freudsche Satz, daß jeder Angstaffekt im Grunde auf die physiologische Geburtsangst (Atemnot) zurückgehe, soll uns dabei als Leitlinie dienen.

Betrachten wir die seelische Entwicklung des Kindes unter diesem Gesichtspunkt, so können wir ganz allgemein sagen: der Mensch scheint viele Jahre — nämlich seine ganze Kindheit — zu brauchen, um dieses erste intensive Trauma in annähernd normaler Weise zu überwinden. Jedes Kind hat normalerweise Angst und man kann mit einer gewissen Berechtigung vom Standpunkt des gesunden, erwachsenen Durchschnittsmenschen die Kindheit des Einzelnen als dessen Normalneurose bezeichnen, die sich eben nur bei gewissen — darum infantil gebliebenen oder so geheißenen — Individuen, den Neurotikern, ins reife Alter fortsetzt.

Untersuchen wir, an Stelle zahlloser Beispiele mit dem gleichen einfachen Mechanismus, den typischen Fall der Kinderangst, die eintritt,

wenn das Kind allein im dunkeln Raum (meist im Schlafzimmer, beim Zubettgehen) gelassen wird. Diese Situation erinnert das dem Urtrauma noch näherstehende Kind offenbar an die Mutterleibssituation — allerdings mit dem bedeutsamen Unterschied, daß das Kind nunmehr bewußterweise von der Mutter getrennt ist, deren Leib nur durch das dunkle Zimmer oder warme Bett „symbolisch" ersetzt erscheint. Die Angst verschwindet, nach der glänzenden Beobachtung von Freud, sobald dem Kinde das Dasein (die Nähe) der geliebten Person wieder bewußt wird (Berührung, Stimme usw.).[1]

An diesem einfachen Beispiel läßt sich der Mechanismus der Angstauslösung, der dann bei den Phobikern fast unverändert wiederkehrt (Klaustrophobie, Eisenbahn-Tunnel-Reise-Angst usw.), als unbewußte Reproduktion der Geburtsangst verstehen und zugleich auch die reale Grundlage der Symbolisierung studieren; nicht zuletzt die Bedeutung des Getrenntseins von der Mutter und die beruhigende „therapeutische" Wirkung der wenn auch nur partiellen oder „symbolischen" Wiedervereinigung mit ihr.

Indem wir uns die weittragenden Erörterungen über diese vielverheißenden Ausblicke für spätere Abschnitte aufsparen, fassen wir eine zweite, gleichfalls typische Angstsituation des Kindes ins Auge, die noch näher an den wirklichen tiefverdrängten Sachverhalt rührt. Das ist die universelle kindliche Angst vor Tieren, zu deren Erklärung wir trotz ihrer häufigen Beziehung auf Raubtiere (Fleischfresser, wie den Wolf) nicht auf einen ererbten Furchtinstinkt der Menschheit rekurrieren müssen, was schon daraus hervorgeht, daß sich ein solcher nicht auf die seit Jahrtausenden domestizierten Haustiere beziehen könnte, deren Harmlosigkeit und Ungefährlichkeit von unzähligen Generationen Erwachsener ebenso erfahren und erlebt wurde wie die Gefährlichkeit der Raubtiere; man wollte denn auf die Urzeiten des Menschen — oder gar auf seine biologischen Vorstufen (wie z. B. Stanley Hall u. a.) —

1) Siehe: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, 1905, S. 72, Fußnote.

zurückgreifen, und damit auf die wilden Vorfahren unserer Haustiere, um eine typische Angstreaktion zu erklären, die in unserer individuellen Entwicklung ihren Ursprung hat. Für die Wahl dieser Angstobjekte, die ursprünglich nach der dem Kind imponierenden Größe (Pferd, Rind usw.) erfolgt, sind ganz andere, nämlich psychologische („symbolische") Momente maßgebend. Wie die Analysen kindlicher Phobien unzweifelhaft gezeigt haben, bezieht sich die Größe bzw. Dicke (Leibesumfang) der Angsttiere auf die Gravidität, an die das Kind, wie wir zeigen können, mehr als eine dunkle Erinnerung hat, und die Raubtiere liefern dann eine auch für den erwachsenen Psychologen scheinbar noch ausreichende Rationalisierung für den Wunsch — durch Gefressenwerden — in den tierischen Leib der Mutter zurückzugelangen. Die Bedeutung der Tiere als Vaterersatz, die Freud aus der Neurosenpsychologie für das Verständnis des Totemismus fruchtbar gemacht hat, bleibt durch die Auffassung nicht nur unberührt, sondern erhält eine vertiefte biologische Bedeutung, indem sie zeigt, wie durch Verschiebung der „Angst" auf den Vater (das Totemtier, das man selbst frißt) der lebensnotwendige Verzicht auf die Mutter gesichert wird. Denn dieser gefürchtete Vater verhindert das Zurückgehen zur Mutter und damit die Auslösung der viel peinlicheren Urangst, die sich aufs mütterliche Genitale, als dem Ort der Geburt, wie späterhin auf alle seine Ersatzobjekte, bezieht.

Das ebenso häufige, aber fast regelmäßig mit Grauen gemischte Angstgefühl kleineren Tieren gegenüber hat die gleiche Grundlage und verrät in der „Unheimlichkeit" dieser Objekte auch deutlich diese Herkunft. Aus der Analyse solcher Phobien oder Angstträume, die ebenso, wenn auch weniger häufig, beim Mann als bei der Frau gefunden werden, ergibt sich mit aller Deutlichkeit, daß die Unheimlichkeit dieser kleineren Kriechtiere wie Maus, Schlange, Kröte, Käfer usw. auf deren Eigenschaft zurückgeht, in kleinen Erdlöchern usw. spurlos zu verschwinden. Sie zeigen also den Wunsch nach Rückkehr in das mütterliche Versteck

restlos erfüllt und das Grauenhafte, das ihnen anhaftet, rührt daher, daß sie dabei selbst die eigene Tendenz realisieren, als deren Objekt man sich vor ihnen entsetzt.[1] Während man also in die großen Tiere immer noch im Sinne der, wenn auch verdrängten (Angst) Ursituation eindringen kann, liegt das Unheimliche der kleinen Tiere in der Gefahr, daß sie selbst in den eigenen Körper eindringen können. Übrigens sind die ganz kleinen Tiere wie Insekten usw. von der Psychoanalyse schon längst als symbolische Darstellung von Kindern bezw. Embryonen aufgefaßt worden; wohl nicht nur wegen der Kleinheit, sondern auch wegen ihrer Vermehrungsfähigkeit (Fruchtbarkeitssymbol).[2] Zum Penis-„Symbol" oder besser gesagt Penis-Ideal werden

1) Ein kleines Mäderl von 3¾ Jahren, das sich ebenso oder mehr vor kleinen als vor großen Hunden fürchtet, hat auch Angst vor Insekten (Fliegen, Bienen usw.). Auf die Frage der Mutter, warum sie sich denn vor diesen kleinen Tieren, die ihr ja nichts tun könnten, fürchte, erwidert die Kleine ohne Zögern: „Sie können mich doch schlucken!" Dabei aber macht sie beim Herannahen kleiner Hunde die gleichen charakteristischen Abwehrbewegungen wie etwa eine Erwachsene gegen eine Maus: Sie beugt, indem sie die Beine fest zusammenpreßt, die Knie so tief, daß sie ihr Kleidchen bis ganz zum Boden ziehen und sich damit bedecken kann, als wollte sie das „Hereinschlüpfen" verhindern. Ein andermal direkt um die Ursache ihrer Bienenangst von der Mutter befragt, erklärt sie widerspruchsvoll, sie wolle in den Bauch der Biene hinein und doch wieder nicht.

2) Zuletzt noch bei Freud: Massenpsychologie, 1921, S. 126. — Für die Schmetterlingsangst konnte Freud zeigen, daß das Öffnen und Schließen der Flügel das auslösende Moment ist, welches wieder eindeutig an das Gebärorgan „erinnert". (Vgl. dazu das weitverbreitete mythische Motiv der Symplegaden oder Klappfelsen.)

Die Spinne ist ein deutliches Symbol der unheimlichen Mutter, in deren Netz man gefangen wird. Man vgl. dazu die „unbewußte Geburtsphantasie", die Ferenczi aus der Tagebuch-Beschreibung des Angstanfalles eines Patienten wiedergibt („Introjektion und Übertragung", Jahrb. I, 1909, S. 450/51, Fußnote): „Die Hypochondrie umspinnt meine Seele, wie ein feiner Nebel, oder eher wie ein Spinngewebe, so wie Schimmelblumen den Morast bedecken. Ich habe das Gefühl, als stäke ich in so einem Sumpf, als müßte ich den Kopf herausstecken, um atmen zu können. Zerreißen, ja zerreißen möchte ich das Spinngewebe. Aber nein, es geht nicht! Das Gewebe ist irgendwo befestigt — man müßte

sie aber eben nur durch ihre Fähigkeit des restlosen Eindringenkönnens, wobei ihre wesentliche Eigenschaft, die besondere Kleinheit, die sogar zu ihrer Deutung als Spermatozoen oder weiblichen Eiern geführt hat, direkt auf den Mutterleib als ihren Aufenthaltsort hinweist. So ist das (große) Tier zuerst lust- dann angstbesetztes Muttersymbol, dann durch Verschiebung der Angst im Sinne der Phobien hemmender Vaterersatz, um schließlich auf dem Umweg der sexuellen Tierbeobachtung und der kleinen Tiere, die Fötus wie Penis symbolisieren, wieder mit maternaler Libido besetzt zu werden.

Diesen Zusammenhängen verdankt eine Reihe von kleinen Tieren auch die Auffassung als Seelentiere im Volksglauben. Am bekanntesten ist dies von der Schlange, deren phallische Bedeutung zweifellos auch auf die Leichtigkeit des vollständigen Eindringens und Verschwindens im (Erd-) Loch zurückgeht.[1]

Dies zeigt der bekannte Tiergeisterglaube der Australier und gewisser zentralasiatischer Stämme, wonach die Kinder in Gestalt kleinerer Tiere in die Mutter eingehen, und zwar meist durch den Nabel. So glauben die Eingeborenen von Kap Bedford, „daß die Knaben in Gestalt einer Schlange, die Mädchen als kleine Brachschnepfen in den Leib der Mutter eingehen."[2] Diese ganz primitive Vereinigung von Kind und Phallus — der Phallus geht ganz in die Frau ein und wächst dort zum Kind heran — wirkt noch im Volksglauben und im Märchen als „Körperseele" nach, wo die Seele des Schlafenden oder Verstorbenen

die Pfähle herausreißen an denen es hängt. Geht das nicht, so müßte man sich durch das Netz langsam durcharbeiten, um Luft zu schöpfen. Der Mensch ist doch nicht dazu da, um von solch einem Spinngewebe umschleiert, erstickt, des Sonnenlichts beraubt zu werden."

1) Daß die Eigenheit besonders großer Schlangen, ihre Beute lebendig im Ganzen hinunterzuwürgen, wobei ihr Leib aufschwillt, in diesen Vorstellungskreis hineingehört, erscheint mir ebenso zweifellos wie die andere Auffälligkeit ihrer Häutung (Wiedergeburt).

2) s. Artikel „Aberglaube" von F. Reitzenstein im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft", hg. von Max Marcuse, 1923, S. 5.

in Gestalt solcher Tiere (Maus, Schlange usw.) aus dem Munde schlüpft, um nach einiger Zeit wieder durch den Mund in denselben Menschen (Traum) oder in einen anderen (Befruchtung, Neugeburt) einzugehen.[1] Hier schließt sich der uralte Volksglaube von der Gebärmutter als einem Tier an, der bis jetzt noch keine Erklärung gefunden hat,[2] aber vermutlich auch mit der Vorstellung von dem in den Mutterleib hineingekrochenen und nicht wieder herausgekommenen Tier zusammenhängt, also sich in letzter Linie auf den Inhalt der befruchteten Gebärmutter bezieht. So soll z. B. im Braunschweigischen in den ersten 24 Stunden nach der Geburt das neugeborene Kind nicht bei der Mutter liegen, „sonst kann die Gebärmutter keine Ruhe finden und kratzt im Innern der Frau, wie eine große Maus.[3] Sie kann auch im Schlafe aus dem Munde hervorkriechen, sich baden und auf demselben Wege zurückkehren", wie in der von Panzer mitgeteilten Sage von einer Wallfahrerin, die sich zur Ruhe ins Gras gelegt hat (Beitr. z. d. Mythologie II, 195). Kann sie den Rückweg nicht finden, dann wird die Frau unfruchtbar.

Der Hinweis auf diese typischen Angstsituationen der Kinder und ihre völkerpsychologischen Parallelen dürfte genügen, um zu zeigen,

---

1) Im malayischen Fanany-Märchen hat sich die ostafrikanische Todesschlange zu einem Seelenwurm entwickelt, der nach 6 bis 8 Monaten mittels eines in die Erde gesteckten Bambusrohres aus dem Grab hervorkommt. (Nach H. L. Held: Schlangenkultus. Atlas Africanus, H. III, München 1922.)

2) Daß dies meist die Kröte ist, die sich in dunkeln unzugänglichen Löchern verkriecht (ihr Name kommt davon), würde gut dazu stimmen. Siehe „Die Kröte, ein Bild der Gebärmutter" von Karl Spieß (Mitra I, Sp. 209 ff., 1914, Nr. 8). — Schon im alten Ägypten wurde die Geburtsgöttin froschköpfig gedacht (siehe Jacoby und Spiegelberg: Der Frosch als Symbol der Auferstehung bei den Ägyptern. Sphinx VII.); anderseits weist der Kopf unserer Gebärmutter-Kröte zuweilen menschliche Züge auf (s. Abb. 7 bei Spieß l. c. Sp. 217). Über die gleiche Bedeutung der Kröte im alten Mexiko vgl. Ernst Fuhrmann: Mexiko III, S. 20 ff. (Kulturen der Erde, Bd. XIII, Darmstadt 1922).

3) s. Art. Aberglaube l. c.

was wir meinen. Bei genauer Erforschung der Umstände, unter denen die Kinderangst auftritt, wird man finden, daß tatsächlich der Angstaffekt des Geburtsaktes im Kinde unerledigt weiterwirkt und jede Gelegenheit, die irgendwie — meist „symbolisch" — daran „erinnert", dazu benützt wird, um den unerledigten Affekt immer und immer aufs neue abzureagieren (Pavor nocturnus). Wenn man so die von Freud erkannte Herkunft des Angstaffektes aus dem Geburtsvorgang ernst und wörtlich zu nehmen sich getraut — und dazu nötigt uns die Reihe der mitgeteilten Erfahrungen — so wird man leicht erkennen, wie jede Äußerung infantiler Angst einer partiellen Erledigung der Geburtsangst entspricht. Der unabweisbaren Frage, woher die Tendenz zur Wiederholung eines so starken Unlustaffektes stammen könnte, werden wir später bei Erörterung des Lust-Unlust-Mechanismus nähertreten, möchten jedoch schon hier auf die ebenso unzweifelhafte analytische Tatsache verweisen, daß ganz wie jeder Angst die Geburtsangst zugrunde liegt, jede Lust letzten Endes zur Wiederherstellung der intrauterinen Urlust tendiert. Schon die normalen, von der Analyse als libidinös erkannten Funktionen des Kindes, die Nahrungsaufnahme (Saugen) und die Ausstoßung der Stoffwechselprodukte verraten die Tendenz, die unbeschränkten Freiheiten des pränatalen Zustandes so lange als möglich fortzusetzen. Wie wir aus der Analyse der Neurotiker wissen, gibt das Unbewußte diesen Anspruch, den das Ich zugunsten der sozialen Anpassung zurückstellen muß, niemals auf, und ist jederzeit bereit, in Zuständen seiner Vorherrschaft, die sich der Ursituation annähern (Traum, Neurose, Coma), damit hervorzutreten.

Deutlicher noch zeigen die aus dem zu intensiven Festhalten an diesen Lustquellen folgenden „Kinderfehler" Herkunft und Tendenz dieser Libidobefriedigungen: nämlich das Lutschen einerseits, das Benässen und Beschmutzen anderseits, wenn sie zeitlich oder ihrer Intensität nach über ein gewisses Maß hinausgehen (z. B. in dem exquisit „neurotischen" Symptom der Enuresis nocturna). In der vom Bewußtsein

unkontrollierbaren, scheinbar automatischen Entleerung des Urins und des Kotes („als Liebesbeweis“ für die Mutter) benimmt sich das Kind so, als wäre es noch im Mutterleib: *inter faeces et urinas*;[1] auf ähnlichen Mechanismen ruht der sprichwörtliche Zusammenhang von Angstaffekt und Defäkation. Der Ersatz der zeitweise oder nach der Entwöhnung gänzlich vermißten Mutterbrust durch einen Finger zeigt dagegen den ersten Versuch des Kindes, den Körper der Mutter durch den eigenen Körper („Identifizierung“), bzw. einen Teil desselben zu ersetzen, wobei die rätselhafte Bevorzugung der Fußzehen deutlich die Tendenz nach Wiederherstellung der intrauterinen Körperstellung verrät.[2] Vom Lutschen sowohl wie von der lustvollen Harnentleerung (Enuresis) führen die von der Analyse aufgedeckten Wege zum „Kinderfehler“ *kat exochen*, der genitalen Masturbation (s. auch den späteren Ersatz der Enuresis: die Pollution), welche den endgültigen und großartigsten Ersatz der Wiedervereinigung mit der Mutter, den Sexualakt, einleitet und vorbereiten hilft. Der Versuch, das angstbesetzte (mütterliche) Genitale sexuell zu besetzen, macht Schuldgefühl, indem die maternale Angst nach dem Mechanismus der Phobie an den Vater gebunden wird. Auf diesem Wege erfolgt die teilweise Verwandlung der Urangst in (sexuelles) Schuldgefühl, wobei man oft sehr schön beobachten kann, wie die ursprünglich mütterliche Tierangst in die deutlich auf Sexualverdrängung beruhende Vaterangst übergeht, die durch Verschiebung auf Räuber, Einbrecher (Schwarzer Mann usw.) einwandfrei im Sinne des phobischen Mechanismus rationalisiert werden kann. Hierbei entsteht die sog.

1) Das Klosett erscheint im Traum als typische Mutterleibsdarstellung (bereits bei Stekel: Die Sprache des Traumes, 1911).

2) Nach einer mündlichen Mitteilung des Wiener Kinderarztes J. K. Friedjung konnte er nicht selten Kinder beobachten, die mit dem Finger im Mund zur Welt kamen. Dies zeigt die Tendenz zur unmittelbaren Ersetzung der Mutter in „*statu nascendi*“. — In letzter Zeit sollen Versuche über die Reflexerregbarkeit beim Fötus gezeigt haben, daß schon etwa im 6.—7. Monate Saugreflexe auslösbar sind.

Realangst deutlich als Bindung und Abfuhr der verschobenen Urangst, wobei die Verwandlung der mütterlichen Raumangst in die väterliche Eindringensangst vollkommen dem Verhalten zu den großen (mütterlichen) und den kleinen (phallischen) Tieren entspricht.

An dieser Stelle wird sich voraussichtlich ein Einwand von psychoanalytischer Seite selbst erheben, den wir aber um so leichter zu erledigen hoffen. Die Erfahrung, daß jede Angst des Kindes der Geburtsangst entspricht (und jede Lust des Kindes zur Wiederherstellung der intrauterinen Urlust tendiert), könnte im Hinblick auf die sog. Kastrationsangst, die neuestens so stark betont wurde, in ihrer Allgemeingültigkeit angezweifelt werden. Doch scheint mir leicht verständlich, daß die kindliche Urangst sich im Laufe der Entwicklung ganz besonders an das Genitale heftet, eben wegen seiner gewiß dunkel geahnten (oder erinnerten) faktischen biologischen Beziehung zur Geburt (und Zeugung). Es ist begreiflich, ja eigentlich selbstverständlich, daß gerade das weibliche Genitale als der Ort des Geburtstraumas dann bald wieder zum Hauptobjekt des ursprünglich von dorther stammenden Angstaffektes wird. So basiert die Bedeutung der Kastrationsangst, wie schon Stärcke gemeint hat,[1] auf der „Urkastration" der Geburt, d. h. der Trennung des Kindes von der Mutter.[2] Nur erscheint es nicht gerade zweckmäßig, dort schon von „Kastration" zu sprechen, wo es sich noch nicht um eine deutlichere Beziehung der Angst aufs Genitale handelt, als sie durch die Tatsache der Geburt aus dem (weiblichen) Genitale gegeben ist.[3] Eine starke heuristische Stütze findet diese Auffassung darin, daß sie uns zwanglos das Rätsel der Ubiquität des „Kastrationskomplexes" löst, indem sie ihn

1) A. Stärcke: Psychoanalyse und Psychiatrie (Beiheft IV), 1921.

2) In Endträumen der analytischen Kur fand ich den Phallus öfters als „Symbol" der Nabelschnur verwendet.

3) Siehe auch Freud: Die infantile Genitalorganisation. Zschr. IX/2, 1923. (Erst nach Abschluß dieser Arbeit zitiert.)

auf die unbestreitbare Allgemeinheit des Geburtsaktes zurückführen kann; ein Gesichtspunkt, der sich für das volle Verständnis und die reale Fundierung auch der anderen „Urphantasien" von der größten Bedeutung erweisen wird. Auch glauben wir nun besser zu verstehen, warum die „Kastrationsdrohung" regelmäßig eine so kolossale und nachhaltige Wirkung auf das Kind ausübt, — übrigens auch, warum die kindliche Angst und das daraus stammende, vom Geburtsakt „mitgebrachte" Schuldgefühl durch keinerlei Erziehungsmaßnahmen zu vermeiden oder durch die üblichen analytischen Aufklärungen zu beheben ist.[1] Die Drohung trifft nicht nur auf das dunkel erinnerte Urtrauma, bzw. die dasselbe repräsentierende unerledigte Angst, sondern bereits auf ein zweites voll bewußt erlebtes und der Nachdrängung verfallenes Unlusttrauma, die Entwöhnung, dessen Intensität und Nachhaltigkeit lange nicht der des ersten gleichkommt, ja ein gut Teil seiner „traumatischen" Wirkung dem voraufgegangenen verdankt. Erst an dritter Stelle tritt dann das in der Individualgeschichte regelmäßig phantasierte, höchstens als Drohung erlebte Genitaltrauma[2] der Kastration, das aber gerade wegen seiner Unrealität besonders prädisponiert scheint, den größten Teil des natalen Angstaffektes als Schuldgefühl zu übernehmen, das sich tatsächlich, ganz im Sinne des biblischen Sündenfalls, an die Trennung der Geschlechter, die Verschiedenheit

1) Siehe dazu Melanie Klein: Eine Kinderentwicklung, Imago, Bd. VII, 1921.

2) Die typische Zweiheit, welche als Abwehr- und Trostsymbol der Kastration den Verlust des einen unersetzlichen Gliedes (oft durch eine Vielheit) kompensieren soll, scheint ursprünglich dem Entwöhnungstrauma zuzugehören und auf die Möglichkeit der Ernährung an beiden Brüsten zurückzugehen, wobei tatsächlich die eine Brust den „Verlust" der anderen ersetzt. Auch die „symbolische" Verwendung der Testikel erweist sich nicht selten als Mittelsvorstellung zwischen den Brüsten und dem Penis, wie das Kuheuter (vgl. dazu Stekels symbolische Gleichung der „paarigen Organe").

In einer andern Schichte scheint die Zweiheit der Kastrationsabwehr der infantilen Ironie gegenüber dieser Lüge der Erwachsenen zu dienen (siehe dazu das Folgende im Text).

der Sexualorgane und -funktionen geknüpft erweist; das tiefste Unbewußte, das immer geschlechtlich indifferent (bisexuell) bleibt, weiß davon nichts und kennt nur die primäre Urangst des allgemein-menschlichen Geburtsaktes.

Im Vergleich mit den wirklich schmerzhaft erlebten realen Traumen der Geburt und Entwöhnung scheint sogar eine tatsächlich erfolgte Kastrationsdrohung die normale Abfuhr der Urangst als genitales Schuldbewußtsein insofern zu erleichtern, als ja das Kind den Unernst der Kastrationsdrohung ebensobald entdeckt hat wie alle anderen Unwahrheiten der Erwachsenen. Dem Urtrauma gegenüber wirkt dann die bald als leere Drohung entlarvte Kastrationsphantasie vielmehr als ein Trost, daß ja doch die Trennung nicht erfolgen könne.[1] Von hier führt ein direkter Weg zu den infantilen Sexualtheorien (s. später S. 32 f.), welche die „Kastration“ (das weibliche Genitale) nicht anerkennen wollen, offenbar um damit das Trauma der Geburt (Ur-Trennung) verleugnen zu können.

Wir bemerken hier übrigens, daß jede spielerische Verwendung der tragischen Urmotive, welche mit dem Bewußtsein der Irrealität einhergeht, lustauslösend wirkt, indem sie die Negierung des Geburtstraumas vortäuscht. So die typischen K i n d e r s p i e l e, vom frühesten „Verstecken“ (Guck-Guck) über Schaukeln, Eisenbahn-, Puppen- und Doktorspielen,[2] welche übrigens, wie F r e u d sehr frühzeitig erkannt hatte, dieselben Elemente wie die entsprechenden neurotischen Symptome, nur mit positivem Lustvorzeichen beinhalten. Das Versteckenspielen (auch „Zaubern“), das die Kinder unermüdlich wiederholen, stellt die Situation der

1) Den gleichen Trost-Mechanismen finden wir bei den als O p f e r handlungen erkannten Fehlleistungen des Verlierens wieder: Man trennt sich von einem wertvollen Teil seines Ich anstatt selbst ganz „getrennt“ zu werden („Der Ring des Polykrates“, der ins Meer geworfen wird, aber im Fischbauch wieder zur Welt kommt.)

2) Die beiden letzten mit direktem Bezug auf das Kinderkriegen (Puppe = Fötus in Träumen).

Trennung (und des Wiederfindens) als nicht ernst dar; die rhythmischen Bewegungsspiele (Schaukeln, Hopp-hoppreiten) wiederholen einfach den embryonal empfundenen Rhythmus, der dann im neurotischen Symptom des Schwindels die zweite Seite seines Januskopfes zeigt. Bald wird dann alles Spiel des Kindes irgendwie dem wesentlichen Gesichtspunkt der Irrealität untergeordnet und die Psychoanalyse hat ja zeigen können, wie daraus die höheren und höchsten lustspendenden Irrealitäten, die Phantasie und die Kunst hervorgehen.[1] Selbst noch in den höchsten Formen dieser Scheinrealität, wie sie beispielsweise die griechische Tragödie repräsentiert, sind wir imstande, Angst und Schrecken zu genießen, indem wir diese Uraffekte im Sinne von Aristoteles' Katharsis abreagieren, ähnlich wie das Kind die angstvolle Situation der Trennung als freiwilliges Verstecken,[2] das beliebig leicht und oft rückgängig zu machen und zu wiederholen ist.

Die aus dem Geburtstrauma stammende ständige Angstbereitschaft des Kindes, die sich gerne auf alles mögliche verschiebt, äußert sich noch in ganz direkter, sozusagen biologischer Weise in dem auch kulturgeschichtlich bedeutsamen, charakteristischen Verhältnis des Kindes zum Tode. Was uns dabei zunächst überrascht hat, war nicht die Tatsache, daß das Kind die Todesvorstellung gar nicht kennt, sondern daß es auch hier, ähnlich wie auf dem Gebiete der Sexualität, lange Zeit nicht imstande ist, entsprechende Erfahrungen und selbst Aufklärungen in ihrer wirklichen Bedeutung zu akzeptieren. Es ist eines der größten Verdienste Freuds, unsere Aufmerksamkeit auf diese negative Todesvorstellung des Kindes gelenkt zu haben, die sich darin äußert, daß es beispielsweise verstorbene Personen wie zeitweise abwesende behandelt. Bekannt ist auch, daß das Unbewußte diesen Stand-

1) Freud: Der Dichter und das Phantasieren, 1908.

2) Auch im Märchen, z. B. von den sieben Geißlein, hat das Verstecken die Geburts-Rettungs-Bedeutung, d. h. der Rückkehr in den Mutterleib bei äußerer Gefahr.

punkt niemals aufgibt, wofür nicht nur der unausrottbare, in immer neuen Formen auflebende Unsterblichkeitsglaube Zeugnis ablegt, sondern auch die Tatsache, daß wir von Verstorbenen wie von Lebenden träumen. Es wäre nun wieder gänzlich verfehlt, im Sinne unserer intellektualistischen Einstellung zu glauben, das Kind könne die Todesvorstellung wegen ihrer Peinlichkeit und ihres Unlustcharakters nicht akzeptieren; dies ist schon deswegen nicht der Fall, weil es sie a priori ablehnt, ohne noch die Vorstellung ihres Inhalts vollzogen zu haben. Überhaupt kennt das Kind keine abstrakte Todesvorstellung, es reagiert nur auf den erlebten Todesfall oder den geschilderten (erklärten) inbezug auf die ihm nahestehenden Personen. Totsein ist für das Kind gleichbedeutend mit Fortsein (Freud), d. h. getrennt sein, was unmittelbar an das Urtrauma rührt. Das Kind akzeptiert also die bewußte Todesvorstellung, indem es sie unbewußt mit der Urtrennung identifiziert. Darum kann es den Erwachsenen roh erscheinen, wenn das Kind einen unerwünschten Konkurrenten, etwa ein neues Geschwisterchen, dessen Störung ihm unangenehm ist, tot wünscht, was so viel heißt, wie wenn wir selbst jemandem sagen, er möge zum Teufel gehen, d. h. uns allein lassen. Nur verrät das Kind ein weit besseres Wissen um den ursprünglichen Sinn dieser „Redensarten" als die Erwachsenen, wenn es beispielsweise dem störenden Geschwisterchen rät, wieder dorthin zu gehen, woher es gekommen sei. Dies meint das Kind ganz ernsthaft und ist dazu auch imstande, wieder auf Grund jener dunkeln Erinnerung an den Ort, woher die Kinder kommen. Der Todesgedanke ist somit von Anfang an mit einem starken unbewußten Lustaffekt, dem der Rückkehr in den Mutterleib, besetzt, der sich durch die ganze Geschichte der Menschheit, von den primitiven Bestattungssitten bis zur Wiederkehr im spiritistischen Astralleib unvermindert erhalten hat.

Aber nicht bloß die Todesvorstellung des Menschen hat diesen libidinösen Hintergrund, sondern auch gegen die bewußterweise als

real erkannte Vernichtung im Tode spielt der Mensch unbewußt den Trumpf der pränatalen Existenz aus, welche den einzig wirklich erfahrenen Zustand jenseits des bewußten Lebens repräsentiert. Wenn das Kind einen störenden Konkurrenten beseitigen will, ihm also den Tod wünscht, so kann es dies nur mittels der eigenen lustvollen Erinnerung an den Ort tun, von wo es selbst gekommen ist und woher auch das Geschwisterchen kam: von der Mutter. Man könnte auch sagen, es wünscht sich selbst an den Ort zurück, wo es noch keinerlei Störungen von außen gab. Die Berechtigung, in den kindlichen Todeswünschen das eigene unbewußte Wunschelement zu betonen, erhellt aus dem Verständnis der neurotischen Selbstvorwürfe, mit denen regelmäßig auf die zufällige Erfüllung eines solchen Wunsches reagiert wird. Wenn man eine nahestehende Person, gleichgültig welchen Geschlechts, verliert, so erinnert diese Trennung wieder an die Urtrennung von der Mutter und die schmerzliche Aufgabe, die Libido von dieser Person abzulösen, welche Freud im Vorgang der Trauer erkannt hat, entspricht einer psychischen Wiederholung des Urtraumas. An den verschiedenen Trauerriten der Menschen wird unzweifelhaft klar, wie erst kürzlich Reik in einem Vortrag gezeigt hat,[1] daß der Trauernde sich mit dem Toten zu identifizieren trachtet, was zeigt, wie er ihn um die Rückkehr zur Mutter beneidet. Die bedeutungsvollen Eindrücke, die tatsächlich frühverstorbene Geschwister im Unbewußten des Überlebenden, später oft neurotisch Gewordenen zurücklassen, zeigen deutlich die unheimliche Nachwirkung dieser Identifizierung mit dem Verstorbenen, die sich nicht selten darin äußert, daß der Betreffende sein Leben sozusagen unbewußt in steter Trauer, d. h. in einem Zustande verbringt, der dem supponierten Aufenthaltsort des Verstorbenen verblüffend angepaßt ist. Manche Neurose läßt sich geradezu in ihrer Gänze als eine solche embryonale Fortsetzung der unterbrochenen Existenz eines frühverstorbenen Ge-

1) „Tabnit, König von Sidon" (Wiener PsA. Vereinigung, März 1923).

schwisters verstehen und die Melancholie zeigt denselben Mechanismus häufig als Reaktion auf einen aktuellen Todesfall.[1]

Das Kind beneidet den Toten um das Glück der Rückkehr zur Mutter und dementsprechend knüpft die eigentliche Eifersucht auf das neue Geschwisterchen, wie man in den Analysen noch deutlich sieht, in der Regel an die Schwangerschaftsperiode, d. h. dessen Aufenthalt im Mutterleibe an, während die bekannte Abfindung mit der Tatsache des neuen Konkurrenten durch Identifizierung mit der Mutter (das Kind vom Vater) bald nach der Geburt beginnt (das Kind als lebende Puppe). In dieser unbewußten Tendenz des Kindes, sich mit dem intrauterinen Geschwisterchen, dessen bevorstehende Ankunft ihm ja genugsam angekündigt wurde, zu identifizieren, liegt das Wesentliche dessen beschlossen, was man im Sinne der psychoanalytischen Forschungen als das Trauma des zweiten Kindes (Geschwister-Trauma) bezeichnen könnte. Das Wesentliche dabei besteht darin, daß das nachfolgende Kind die tiefste Wunschtendenz des bereits vorhandenen, den Aufenthalt in der Mutter realisiert, so aber ein- für allemal den Weg zur Rückkehr sozusagen verlegt, was bestimmend für die ganze weitere Einstellung und Entwicklung des Erst- oder Vorhergeborenen werden kann (siehe die Psychologie des Jüngsten S. 107: „Die heroische Kompensation"). Von da aus werden auch manche sonst unverständliche Züge im erwachsenen Liebesleben (neurotische Kinderbeschränkung usw.) —, wie gewisse organneurotische Frauenleiden analytisch zugänglich (Pseudo-Sterilität usw.).

Die Identifizierung des Todeszustandes mit der Rückkehr in den Mutterleib erklärt auch, warum die Toten in ihrer Ruhe nicht gestört werden dürfen und warum eine solche Störung als die größte Strafe empfunden wird. Dies beweist die sekundäre Natur der ganzen Wiedergeburtsphantasie, welche keinen andern Sinn hat, als den ursprünglichen Zustand wiederherzustellen. Dies zeigen auch verschiedene biologische

1) Es wäre der Mühe wert, in den Anamnesen Melancholischer darauf zu achten, ob sie in der Kindheit einen Todesfall (in der Familie) erlebt haben.

Tatsachen, bei denen das von Jung irrtümlich für das Wesentliche gehaltene ethisch-anagogische Element der Wiedergeburtsidee ausgeschlossen ist.[1] Ein besonders lehrreiches Beispiel bildet eine bestimmte Art der *Cichliden*, „Maulbrüter", deren Weibchen die Laichkörner bis zur Reife in einem Kehlsack austragen.[2] Bei der in Nordafrika lebenden Art *Haplochromis strigigena*, die ihre Eier an Pflanzen und Steine heftet, wird erst den ausgeschlüpften Jungen der Kehlsack der Mutter Zuflucht und Schutzorgan. Droht Gefahr oder kommt die Nacht, dann öffnet die Mutter das Maul und eine ganze Schar der jungen Haplochromen kriechen darin unter und bleiben so lange dort, bis die Gefahr vorüber ist oder der Morgen graut. Dies Gebahren ist besonders interessant, weil es nicht bloß den durch die ganze Tierreihe hindurchgehenden physiologischen Schlaf als zeitweilige Rückkehr in den Mutterleib erweist, sondern weil gerade bei dieser Spezies die eigentliche Brütung außerhalb des mütterlichen Körpers erfolgt (auf Steinen und Pflanzen) und von diesen Tieren sozusagen später nachgeholt wird, weil sie scheinbar nicht darauf verzichten können.

Andere Tiere, die nicht wie die Beuteltiere (Känguruh) die partielle Rückkehr in den Mutterleib als Schutz haben, ersetzen diesen in einer nur „symbolisch" zu nennenden Weise, wie beispielsweise die Vögel

1) Jung ist hier blind an den biologischen Tatsachen vorbeigegangen, weil er sich gegen die „analytische" Regressionstendenz zu schützen suchte und dabei die biologische übersah. So ist er oppositionell in die ethisch-anagogische Richtung geglitten, welche die Idee der Wiedergeburt in den Mittelpunkt stellt, die doch nur ein intellektualistischer Ausläufer ist („Wandlungen und Symbole der Libido", Jahrbuch, IV, 1912, S. 267).

2) Die Maulbrutpflege findet sich bei zahlreichen Knochenfischen, ja sogar vereinzelt unter den Wirbeltieren. S. Meisenheimer: Geschlecht und Geschlechter im Tierreich. Jena 1921, I. Band, Kap. 20: „Die Verwendung des elterlichen Körpers im Dienst der Brutpflege", VIII. Stufe, S. 566 f. — Hierher gehören auch die wunderbaren Ortsinstinkte der Zugvögel und Wanderfische, die von jedem fremden Platz, an den man sie bringt oder an den sie selbst gelangen, wieder an den Ort ihrer Geburt zurückkehren.

durch den Nestbau[1] (den übrigens schon Jung heranzieht). Wir werden hier darauf aufmerksam, daß das, was wir tierischen Instinkt nennen, im wesentlichen die Anpassung der pränatalen Libido an die Außenwelt beinhaltet, also die Tendenz, diese Außenwelt möglichst getreu dem vorher erlebten Urzustand anzugleichen, während der Mensch auf Grund seiner langen Graviditätsperiode und mit Hilfe der später entwickelten höheren Denkfähigkeiten den wirklichen Urzustand auf alle mögliche Weise, sozusagen schöpferisch wieder herzustellen sucht, was ihm in den sozial angepaßten Phantasieprodukten der Kunst, Religion, Mythologie bis zu einem hohen Grade von Lustgewinnung gelingt, während es in der Neurose kläglich scheitert.

Der Grund hierfür liegt, wie die Psychoanalyse gezeigt hat, in einer psycho-biologischen Entwicklungshemmung, welche wir unter dem Gesichtspunkt des Sexualtraumas im nächsten Abschnitt besprechen wollen, da das wesentliche Moment der Neurosenentwicklung darin zu liegen scheint, daß der Mensch bei der biologischen wie kulturellen Überwindung des Geburtstraumas, welche wir Anpassung nennen, am Durchgangspunkt der Sexualbefriedigung scheitert, welche sich der Ursituation am meisten annähert, ohne sie doch vollinhaltich im infantilen Sinne wieder herzustellen.

1) Eine amerikanische Kindergärtnerin erzählte mir einmal, daß die kleinen Kinder, wenn sie mit Plastelin spielten, zumeist spontan Vogelnester nachbildeten.

Die sexuelle Befriedigung

Das ganze infantile Sexualproblem liegt eigentlich in der berühmten Frage nach der Herkunft der Kinder beschlossen. Diese Frage, zu der das Kind früher oder später spontan gelangt, tritt, wie wir erfahren haben, als Endresultat eines unbefriedigenden Denkprozesses hervor, der sich in mannigfachen Eigenarten des Kindes (Fragedrang) äußert, die beweisen, daß das Kind in sich selbst die verlorene Erinnerung an seinen früheren Aufenthalt sucht und infolge einer äußerst intensiven Verdrängung nicht finden kann. Daher bedarf es auch in der Regel eines äußeren Anstoßes, meist der Wiederholung des Ereignisses durch die Geburt eines Geschwisterchens,[1] um die Frage schließlich offen hervorbrechen zu lassen und so an die Hilfe der Erwachsenen zu appellieren, die offenkundig dieses einmal verlorene Wissen irgendwie wiedergefunden zu haben scheinen. Bekanntlich bringt aber die Beantwortung der Frage, selbst durch analytisch aufgeklärte Erzieher, dem Kinde ebensowenig Befreiung wie dem erwachsenen Neurotiker die Mitteilung irgendeines ihm nicht bewußt gewesenen Zusammenhanges, den er infolge innerer, gleichfalls unbewußter Verdrängungswiderstände nicht akzeptieren kann. Auch verrät die typische Reaktion des Kindes auf die wahrheitsgetreue Antwort (das Kind wachse im Mutterleib, wie etwa die Pflanze

---

1) Es scheint nach verschiedenen analytischen Erfahrungen, daß einzige oder jüngste Kinder (bzw. auch solche, die ein schweres Geburtstrauma zu verdrängen hatten) die Frage nicht so direkt stellen.

in der Erde), wo das eigentliche Interesse des Kindes liegt: nämlich im Problem, wie man hineinkomme! Dies bezieht sich aber nicht so sehr auf das Rätsel der Zeugung, wie die Erwachsenen von sich aus rückschließen, sondern zeigt zunächst die Tendenz zur Rückkehr dorthin, wo man vorher war.[1] Da das Trauma der Geburt die intensivste Verdrängung erfahren hat, so kann das Kind die Erinnerung trotz der Aufklärung nicht herstellen und hält an seinen eigenen Theorien von der Herkunft der Kinder fest, welche offenkundig unbewußten Reproduktionen des pränatalen Zustandes entsprechen und ihm so die Illusion einer möglichen Rückkehr offen lassen, welcher es durch Akzeptierung der Aufklärung verlustig ginge.

Da ist vor allem die berühmte Storchfabel, die ja geradezu darauf gegründet scheint, daß der periodisch an denselben Ort wiederkehrende Zugvogel das Kind sowohl bringen als auch wieder mit sich zurücknehmen kann,[2] wobei gleichzeitig der traumatische Sturz in die Tiefe durch den sanften Gleitflug des ausdauernden Fliegers ersetzt ist. Eine andere von Freud aus dem Unbewußten erschlossene infantile Geburtstheorie knüpft mit ihrer Beziehung auf die Verdauungszirkulation direkt an das Leibinnere der Mutter an: das Kind kommt (als Speise) durch den Mund in die Mutter und wird als Kot durch den Darm entleert. Auch dieser, wie wir wissen, für das Kind lustvolle Vorgang, der sich täglich abspielt, soll die Leichtigkeit der Wiederholungsmöglichkeit im Sinne der Kompensation des Traumas gewährleisten. Auch

---

1) Mephistopheles: „'s ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, beim zweiten sind wir Knechte."

Die Indianer sollen bei der Herstellung von Flechtarbeiten u.ä. die Kreise in den Ornamenten nicht ganz schließen, weil die Frauen sonst keine Kinder bekämen (nach mündlicher Mitteilung einer Reisenden).

2) Sei es zu anderen Eltern (Familienroman), sei es an den Ort der Herkunft („Todeswunsch"). Siehe des Verfassers Abhandlung über die Lohengrinsage, 1911.

die spätere Theorie, an der viele Menschen ziemlich lange festhalten, daß nämlich die Kinder durch Aufschneiden der Mutter (meist in der Nabelgegend) geboren werden, beruht auf der Verleugnung der eigenen Geburtsschmerzen, die zur Gänze der Mutter aufgebürdet werden.[1]

Der gemeinsame Zug aller infantilen Geburtstheorien, die auch ethnologisch (Mythen und besonders Märchen) reichlich zu belegen sind,[2] ist die Verleugnung des weiblichen Sexualorgans und dies verrät deutlich, daß sie auf der Verdrängung des dort erlebten Geburtstraumas beruhen. Die unlustvolle Fixierung an diese Funktion des weiblichen Genitales als Gebärorgan, liegt letzten Endes noch allen neurotischen Störungen des erwachsenen Sexuallebens zugrunde, der psychischen Impotenz wie der weiblichen Frigidität in allen ihren Formen, äußert sich aber auch besonders deutlich in bestimmten Arten von Platzangst (Schwindelanfällen), die mit dem Gefühl des Enger- und Weiterwerdens der Straße einhergehen usw.

Weiters gehen aber auch die Perversionen, die ja nach Freud das Positiv der Neurose darstellen, in entscheidender Weise auf die infantile Ursituation zurück. Wie ich bereits anderwärts ausgeführt habe[3], ist das Verhalten des Perversen dadurch charakterisiert, daß er die in-

1) Hier ist die typische Mythenphantasie zu erwähnen, daß der furchtlose Held regelmäßig ein aus dem Mutterleib Geschnittener ist, der — meist frühreif — schon als Kind Wundertaten vollbringt; ihm bleibt offenbar mit der Geburtsangst auch die neurotische Frühperiode ihrer Erledigung erspart (siehe den Abschnitt: Die heroische Kompensation, S. 102).

Übrigens hat es nach vereinzelten Erkundigungen den Anschein, als ob Kinder, die operativ zur Welt gebracht wurden, sich tatsächlich in gewisser Beziehung besser entwickelten. Anderseits hatte eine Frau, die ihr Kind in Narkose zur Welt gebracht hatte, das Gefühl, es sei nicht ihres, weil sie bei der Geburt bewußtlos gewesen sei. Ihr infantiles Interesse, woher die Kinder wirklich kommen, ist also dabei unbefriedigt geblieben.

2) Siehe meine Abhandlung: Völkerpsychologische Parallelen zu den infantilen Sexualtheorien, 1911.

3) Perversion und Neurose. (Zschr., VIII, 1922.)

fantile Geburtstheorie vom analen Kind durch ihre teilweise Realisierung vor der Verdrängung mittels des Schuldgefühls bewahrt: er spielt selbst das anale Kind, ehe es das Geburtstrauma erleiden mußte, also in möglichster Annäherung an den Zustand der („polymorph-perversen") Urlustsituation. Für die Kopro- und Urolagnie bedarf es dazu keiner weiteren Erklärung und ebenso setzen alle anderen Arten der Mundperversion die intrauterine Libidobefriedigung (bzw. die postnatale an der Mutterbrust) irgendwie fort.[1] Der Exhibitionist ist dadurch charakterisiert, daß er in den paradiesischen Urzustand der Nacktheit zurückkehren will, in dem er vor der Geburt lebte und den das Kind darum so liebt. Eine besondere Lustbetonung weist dabei der Akt des Auskleidens, das Abstreifen der Hüllen auf, wie wir es in ausgesprochenen Fällen finden. Die Entblößung der Genitalien entspricht dann im Sinne der heterosexuellen Entwicklungsstufe dem Ersatz des stellvertretenden Teiles (Penis — Kind) für den ganzen Körper, wobei der Mann die erste, das Weib die zweite Bedeutung bevorzugt, was mit der verschiedenen Entwicklung des Kastrationskomplexes (normal: Schamgefühl) zusammenhängt. Die besondere Charakteristik des sexuellen Schamgefühls, das Schließen oder Bedecken der Augen[2] und das Erröten weisen auf die pränatale Situation hin, in der bekanntlich dem nach unten gerichteten Kopf das Blut zuströmt. Übrigens ist auch die apotropaïsche Bedeutung der Genitalentblößung, die ein großes Stück des Aberglaubens beherrscht, ursprünglich nichts anderes als der Ausdruck des auf dem Gebärorgan lastenden Verdrängungsfluches, der auch

1) Aus der Analyse einer Frau, die den Cunnilingus bevorzugte, ergab sich, daß die Lustempfindung an das Gefühl geknüpft war, ihre Klitoris (analog dem Penis) in einer warmen Höhle zu spüren.

2) Die tiefe Verknüpfung der von mir als „exhibitionistisch" erklärten Motive der Nacktheit: Kleidung, Blendung und Fesselung (s. w. unten) ergibt sich erst durch ihre gemeinsame Beziehung zur Ursituation. (Siehe meine damalige Abhandlung: Die Nacktheit in Sage und Dichtung, 1911.)

in den verschiedensten Verwünschungen und Flüchen deutlich zum Ausdruck kommt.

Ähnliches gilt für den Fetischismus, dessen Mechanismus als einer Partialverdrängung mit kompensatorischer Ersatzbildung Freud längst beschrieben hat; die Verdrängung betrifft dabei ganz regelmäßig das mütterliche Genitale im Sinne der traumatischen Angstbesetzung und dessen Ersatz durch einen lustbesetzten Körperteil oder dessen ästhetisch noch einwandfreiere Hülle (Kleider, Schuhe, Korsett usw.).

Für den Masochismus haben mich schon frühere analytische Erfahrungen ahnen lassen, daß es sich dabei um die Umwandlung der Geburtsschmerzen („Schlagephantasie") in lustvolle Empfindungen handelt,[1] was sich aus anderen typischen Elementen der masochistischen Phantasie erklärt, wie der fast regelmäßigen Fesselung (Strafe: s. später), als teilweiser Wiederherstellung der intrauterinen Lustsituation der Unbeweglichkeit, die ja in der Windelsituation (Sadger) nur nachgeahmt erscheint.[2] Auf der anderen Seite scheint der typische Sadist, der im Blut und in den Eingeweiden wühlende Kinderschlächter (Gilles de Ray) oder Frauenmörder (Bauchaufschlitzer), die infantile Neugierde, wie es im Leibesinnern aussieht, restlos zu agieren. Während der Masochist den ursprünglichen Lustzustand durch affektive Um-

1) Hierher scheint der weitverbreitete Fruchtbarkeitszauber des Rutenschlagens („Lebensrute") zu gehören, wie er in den Mythen der jungfräulichen Bona Dea als Strafe von seiten des eigenen Vaters erscheint, dessen Lüsten sich die keusche Göttin widersetzt. — Man vgl. dazu das Peitschen der Brautpaare in den deutschen Hochzeitsbräuchen (W. Mannhardt: Antike Feld- und Waldkulte I, 299—303), in den römischen Luperkalien, im Wintersonnenwendefest der Mexikaner, wobei die jungen Mädchen mit Säckchen geschlagen wurden, um sie fruchtbar zu machen.

2) Die bei den letztgenannten Formen (Exhibitionismus, Masochismus) besonders hervortretende Rolle der von Sadger sog. „Haut-Schleimhaut- und Muskelerotik" scheint direkt aus der intrauterinen Situation ableitbar, wo der ganze Körper sozusagen ständig durch ein wohliges Gefühl von Weichheit, Wärme und Flüssigkeit angenehm „gekitzelt" wird.

wertung des Geburtstraumas wieder herzustellen sucht, verkörpert der Sadist den unauslöschlichen Haß des Ausgestoßenen, der mit seinem voll erwachsenen Körper wirklich versucht, dort wieder hineinzukommen, wo er als Kind herausgekommen war, ohne Rücksicht darauf, daß er dabei auch sein Opfer zerfleischt, was keineswegs die Hauptsache ist. (Siehe später über das Opfer, S. 94.)

Auch die Homosexualität scheint sich dieser Auffassung zwanglos zu fügen; basiert sie doch ganz offensichtlich beim Manne auf dem Abscheu vor dem weiblichen Genitale, und zwar wegen seiner innigen Beziehung zum Geburtsschock. Der Homosexuelle sieht im Weib nur das mütterliche Gebärorgan und ist daher unfähig, es als lustspendendes Organ anzuerkennen. Überdies spielen die Homosexuellen beiderlei Geschlechts, wie wir aus den Analysen wissen, nur bewußterweise Mann und Frau, im Unbewußten regelmäßig Mutter und Kind — was bei der weiblichen Homosexualität direkt manifest ist — und stellen insofern tatsächlich eine besondere Art der Liebesbeziehung dar („das dritte Geschlecht"), nämlich die direkte Fortsetzung der ungeschlechtlichen aber libidinösen Bindung der Ursituation. Es ist der Hervorhebung wert, daß die Homosexualität als diejenige Perversion, die sich anscheinend nur auf den Geschlechtsunterschied bezieht, eigentlich zur Gänze auf der im Unbewußten fortlebenden Bisexualität des embryonalen Zustands beruht.[1]

Mit diesen Erörterungen befinden wir uns mitten in dem Problem der Geschlechtlichkeit, welches die simplen Äußerungen der Urlibido späterhin in so unerwünschter Weise kompliziert. Ich denke das konsequente Festhalten an unserer bisherigen Auffassung wird uns auch in den Stand setzen, dem Verständnis der normalen Sexualentwicklung ein Stück näher zu kommen und die scheinbar entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden.

1) Hier wird die Hinfälligkeit von Adlers „männlichem Protest" als Erklärungsprinzip für die Perversionen (Homosexualität) offenkundig.

Es ist besonders in letzter Zeit wiederholt bemerkt worden, daß unsere gesamte Mentalität und Welteinstellung den männlichen Standpunkt so sehr in den Vordergrund rückte und den weiblichen fast gänzlich vernachlässigt hat. Vielleicht das krasseste Beispiel für diese Einseitigkeit auch des sozialen und wissenschaftlichen Denkens ist die Tatsache, daß lange und bedeutsame Perioden der menschlichen Kulturentwicklung unter dem Einfluß des von Bachofen „entdeckten" und sogenannten „Mutterrechtes", d. h. der Vorherrschaft der Frau standen und es erst einer besonderen Anstrengung, der deutlichen Überwindung von Widerständen bedurfte, um diese offenbar auch aus der Überlieferung „verdrängten" Perioden wiederzufinden und als Tatsachen zu akzeptieren.[1] Wie weit diese Einstellung sogar noch in uns Psychoanalytikern nachwirkt, zeigt sich darin, daß wir in der Regel die Sexualverhältnisse stillschweigend nur für den Mann darstellen, wie wir vorgeben der Einfachheit wegen oder wenn wir ehrlicher sind, aus mangelhaftem Verständnis des weiblichen Lebens. Ich glaube kaum, daß diese Einstellung die Folge einer sozialen Unterschätzung der Frau ist, wie Alfred Adler meinte, sondern umgekehrt, beides der Ausdruck jener Urverdrängung, welche das Weib wegen seiner ursprünglichen Verbindung mit dem Geburtstrauma auch sozial und intellektuell herabzusetzen und zu verleugnen sucht. Indem wir nun die verdrängte Urerinnerung an das Geburtstrauma wieder bewußt zu machen suchen, glauben wir auch, die damit zugleich verdrängte Hochschätzung des Weibes durch Befreiung des auf seinem Genitale lastenden Fluches wieder zu rehabilitieren.

Wir haben mit Überraschung aus den Analysen Freuds erfahren, daß es ein vollwertiges, wenn auch intensiv verdrängtes männliches Gegenstück zu dem schon oberflächlicher Beobachtung erkennbaren

1) Siehe M. Vaerting: Die weibliche Eigenart im Männerstaat und die männliche Eigenart im Frauenstaat. Karlsruhe 1921.

Penisneid der Mädchen gibt: nämlich den unbewußten Wunsch des Knaben, Kinder — auf dem analen Weg — gebären zu können. Diese Wunschphantasie, die durch die unbewußte Gleichsetzung von Kind und Kot (anales Kind), späterhin mit dem Penis, im Unbewußten wirksam erhalten bleibt, stellt gleichfalls nichts anderes dar, als einen Versuch zur Wiederherstellung der Ursituation, in der man selbst noch ein „anales" Kind war; d. h. aber, ehe man als erstes Genitale das weibliche kennen lernte, dessen primäre Wahrnehmung wohl physiologisch feststeht, psychologisch aber erst durch das Geburtstrauma repräsentiert wird. Daß der Knabe bald nach der Geburt das ihm eigene Glied bei allen anderen Geschöpfen voraussetzt, ist wohl aus der anthropomorphen Einstellung des Menschen überhaupt leicht verständlich. Dennoch sollte uns die Hartnäckigkeit, mit der er gegen allen Augenschein an dieser Auffassung festhält, davor warnen, dies der narzißtischen Selbstüberschätzung allein zuzutrauen. Es liegt vielmehr nahe anzunehmen, daß der Knabe die Existenz des weiblichen Genitales solange als möglich zu leugnen sucht, weil er es vermeiden will, an den ihm noch in allen Gliedern spukenden Schreck beim Passieren dieses Organs erinnert zu werden, d. h. den daran hängenden Angstaffekt zu reproduzieren. Beweisend dafür scheint mir jedoch, daß sich das kleine Mädchen in der gleichen ablehnenden Weise gegen das eigene Genitale einstellt, und zwar eben weil es auch das weibliche ist, ohne des narzißtischen Vorteils eines Penisbesitzes teilhaftig zu sein. Diese Einstellung manifestiert sich als der sogenannte „Penisneid", wobei sich zeigt, daß auch der — mehr oder weniger bewußten — Motivierung vom Ich (Neid) keineswegs die Hauptrolle zufällt. Im Gegenteil ergibt sich, daß beide Geschlechter in gleicher Weise das weibliche Genitale geringschätzen und zu verleugnen suchen, weil beide ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht der Urverdrängung des mütterlichen Genitales unterworfen sind. Beider Überschätzung des Penis — von Adler in Anlehnung an die sexuale Schulpsychologie

aus dem nicht einmal sekundären Gefühl der „Minderwertigkeit“ erklärt — erweist sich letzten Endes als Reaktionsbildung gegen die Existenz eines weiblichen Sexualorgans überhaupt, aus dem man einmal schmerzhaft ausgestoßen wurde. Die Akzeptierung der „Kastration“, die ja die normale weibliche Entwicklung bedingt, die uns aber auch in so typischer Weise im Kastrationswunsch der männlichen Neurotiker entgegentritt, ist vermöge des bereits erwähnten phantastischen Elements geeignet, die reale Trennung von der Mutter durch die Identifizierung mit ihr zu ersetzen und so auf dem Umweg der Geschlechtsliebe sich wieder der Ursituation anzunähern.

Für den Mann bedeutet ja ganz zweifellos, wie Ferenczi[1] in geistreicher Weise ausgeführt hat, das Eindringen in die Vaginalöffnung des Weibes eine partielle Rückkehr in den Mutterleib, die durch Identifizierung mit dem Penis, den wir als Symbol des Kleinen („Däumling“) kennen, nicht nur zu einer vollständigen, sondern auch wieder zur infantilen wird. Bei der Frau liegen aber die Verhältnisse, wie sich an analytischem Material nachweisen läßt, ganz ähnlich, denn auch die Frau ist vermöge der in der Masturbation so intensiv erlebten Klitorislibido imstande, sich in weitgehendem — oft genug zu weitgehendem — Maße mit dem Penis, bzw. dem Mann zu identifizieren und so sich indirekt auch der Mutterleibssituation anzunähern. Die darin scheinbar zutage tretende Männlichkeitstendenz, die auf der unbewußten Identifizierung mit dem Vater ruht, verfolgt letzten Endes den Zweck, wenigstens so des unschätzbaren Vorteils teilhaftig zu werden, den der Mann vor der Frau voraus hat und der darin besteht, daß er sich partiell mit dem das Kind selbst repräsentierenden Penis in die Mutter zurückbegeben kann. Für die Frau ergibt sich dann eine noch weitergehende, die normale, Befriedigung dieses Urwunsches in der Identifizierung mit der Leibesfrucht, die als Mutterliebe manifest wird.

1) Versuch einer Genitaltheorie (Kongreßbericht), Zschr. VIII, 1922, S. 479.

Die unbewußte Gleichsetzung von Kind und Penis, die wir in den Psychosen so häufig bewußt finden, vermag zwei analytisch gefundene Tatsachen zu erklären. Einmal die so häufige, von Boehm (Zschr. VIII, 1922) beschriebene Angstvorstellung des (homosexuellen oder impotenten) Mannes, von einem bei der Frau versteckten ungeheueren „aktiven" Penis, der plötzlich (nach Art eines Rüssels oder Pferdegliedes) herausgeschleudert wird, was deutlich auf die Identifizierung mit dem im mütterlichen Genitale versteckten Kinde hinweist, das plötzlich — im Geburtsakt — herauskommt. Das weibliche Gegenstück zu dieser Vorstellung der „Frau mit dem Penis" hat sich mir aus Analysen, besonders von weiblicher Frigidität ergeben, wo nicht, wie man meinen sollte, der erste Anblick eines männlichen Gliedes (etwa des Brüderchens oder von Gespielen) im Sinne des „Penisneides" pathogen wirkte. Vielmehr war es der Anblick eines großen (erigierten oder väterlichen) Genitales, was die traumatische Wirkung hatte, weil es an die Kindesgröße erinnerte, d. h. statt eines am eigenen Leib (durch Masturbation) wahrgenommenen Körpereingangs bereits etwas drin stecken zeigt, was den supponierten Eingang versperrt und sich späterhin (auf der sexuellen Stufe) sogar als etwas erweist, das in den eigenen Körper eindringen will (vgl. dazu die Angst vor kleinen Tieren). Der oft bewußte Schreck neurotischer Frauen, wie denn das große Ding in sie hineingehen solle, rührt unmittelbar an die Urverdrängung des Geburtstraumas. Anderseits zeigt die bekannte Hochschätzung des großen Gliedes durch die Frau, daß sich gerade daran und eben deswegen die höchste Lustmöglichkeit knüpft, die durch eventuelle Schmerzen im Sinne der Ursituation nur gesteigert wird. Aus den Analysen der weiblichen Frigidität (Vaginismus) ergibt sich mit Sicherheit, daß die typischen (masochistischen) Vergewaltigungsphantasien, die bei diesen Frauen verdrängt sind, nichts anderes darstellen als mißglückte Anpassungsversuche an ihre (weibliche) Sexualrolle, indem sie sich als Niederschlag der anfänglischen Identifizierung mit dem Manne (Penis)

erweisen, die das aktiv-libidinöse Eindringen in die Mutter ermöglichen sollte.[1] Das männliche Vorbild dazu finden wir in dem für die meisten Männer besonders lustvollen („sadistischen") Akt der Defloration, dem schmerzlichen und blutigen Eindringen in das weibliche Genitale, in dem noch niemand drin war.[2]

Im ersten Stadium der Kindheit verhalten sich also beide Geschlechter in bezug auf das Urobjekt der Libido, die Mutter, ganz gleich. Der Konflikt, den wir dann in den Neurosen in so großartiger Entfaltung sehen, setzt erst mit der Kenntnis des Geschlechtsunterschiedes ein, welche ebenfalls für beide Geschlechter das für die spätere Neurosenbildung entscheidende Trauma darstellt. Für den Knaben, weil er das weibliche Genitale kennen lernt, dem er entstammt, und in das er später eindringen soll, für das Mädchen, weil es das männliche Genitale kennen lernt, das nicht nur ein Eindringen in das Liebesobjekt unmöglich zu machen scheint, sondern später selbst einzudringen bestimmt ist. Gelingt es auch dieses Trauma durch glückliche Anpassung an die Oedipussituation zu überwinden, dann kommt es im späteren Liebesleben durch den Geschlechtsakt zu einer teilweisen Befriedigung des Urwunsches,

1) Vgl. zu dieser typischen Form der weiblichen Objektwahl meine bereits zitierte Arbeit über die Libidovorgänge bei der Heilung (l. c.).

2) Vgl. auch die späteren Hinweise auf mythologisches Material (S. 106).
Es scheint übrigens, daß auch diese unbewußten Strebungen, wie so vieles andere, in der Folkloristik als unverstandene Tatsachen existieren. So die bekannte Mikaoperation der Australier, die meist nach der Beschneidung (Circumcision) ausgeführt wird (zwischen 12 und 14 Jahren) und eine künstliche Hypospadie des Penis erzeugt, der damit im erigierten Zustande flach und lappenförmig wird. Beim Weibe — deren Labien und Klitoris übrigens vielfach beschnitten werden, um den Kindern nicht zu schaden (offenbar bei der Geburt) — wird dann zur Ermöglichung des Koitus der Hymen gewaltsam durchtrennt und der Scheideneingang durch einen Schnitt gegen den After hin erweitert. Trotzdem muß der Mann seinen Penis noch mit besonderer Schwierigkeit einführen, offenbar aus Angst gänzlich hängen zu bleiben oder hineinzufallen. (Siehe Näheres über die Operationen in Reitzensteins bereits zitiertem Artikel im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft", S. 5 ff.)

jedenfalls zur weitestgehenden, die überhaupt möglich ist. Das Scheitern an diesem Trauma jedoch ist das für die spätere Neurose Entscheidende, in der ja Oedipus- und Kastrationskomplex eine so überragende Rolle spielen und die Sexualablehnung bei beiden Geschlechtern im Vordergrunde steht. Beide werden dann in der Neurose auf die Stufe des ersten Genitalkonfliktes zurückgeworfen und flüchten von da weiter zurück in die ursprüngliche Libidosituation, die wieder für beide Geschlechter in der Rückkehr zur Mutter besteht.

Der Mann kann dabei von Anfang an beim selben Objekt bleiben, das für ihn Mutter, Geliebte und Weib darstellt, wobei der Vater bald zum Repräsentanten der an die Mutter (das mütterliche Genitale) geknüpften Angst wird. Bei der Frau ist dagegen ein Stück entscheidende Übertragung der ursprünglich mütterlichen Libido auf den Vater notwendig, der mit dem von Freud bereits gewürdigten Passivitäts-Schub parallel geht. Handelt es sich doch für das Mädchen darum, auf die aktive Rückkehr zur Mutter, das als „männliches" Vorrecht erkannte oder geahnte Eindringen zu verzichten und den Wunsch nach Wiedererlangung des seligen Urzustandes auf dem Wege der passiven Reproduktion, d. h. der Schwangerschaft und Geburt des Kindes im höchsten Mutterglück zu befriedigen. Das Scheitern dieses psychobiologischen Umwandlungsprozesses sehen wir in den weiblichen Neurotikern, die ausnahmslos das männliche Genitale ablehnen, indem sie es im Sinne des sogenannten „Männlichkeitskomplexes" nur als Instrument zum eigenen Eindringen in das Liebesobjekt gelten lassen wollen. Beide Geschlechter werden also neurotisch, wenn sie die Urlibido der Rückkehr zur Mutter, welche das Trauma der Geburt gutmachen soll, nicht auf dem ihnen vorgezeichneten Wege der Sexualbefriedigung, sondern in der ursprünglichen Form der Infantilbefriedigung stillen wollen, wobei sie natürlich wieder auf die Angstgrenze des Geburtstraumas stoßen müssen, die eben auf dem Wege der Sexualbefriedigung am besten vermieden wird.

So erweist sich die Geschlechtsliebe, die in der sexuellen Vereinigung

gipfelt, als der großartigste Versuch einer partiellen Wiederherstellung der Ursituation zwischen Mutter und Kind, die erst im neuen Fruchtkeim wieder volle Erfüllung findet. Und wenn Plato das Wesen der Liebe, in Übereinstimmung mit orientalischen Überlieferungen, aus der Sehnsucht zweier ehemals vereinigt gewesener und dann getrennter Teile erklärt, so ist dies die schönste poetische Umschreibung[1] für den großartigsten biologischen Versuch der Überwindung des Geburtstraumas durch die wahrhaft „platonische Liebe", die des Kindes zur Mutter.

Auf Grund dieser Auffassung wird uns auch die Entwicklung des Geschlechtstriebes etwas verständlicher, der im Gegensatz zur Libido doch zur „Fortpflanzung" als dem einzigen Mittel der Endbefriedigung verurteilt ist. Die erste deutliche Äußerung des Geschlechtstriebes ist im Oedipuskomplex gegeben, dessen Zusammenhang mit dem Wunsch nach Rückkehr in den Mutterleib von Jung im Sinne der anagogischen „Wiedergeburtsphantasie" gedeutet worden war, während Ferenczi (l. c.) ihm wieder seinen Platz als biologische Grundlage desselben angewiesen hat. Tatsächlich steht ja auch im Hintergrund der Oedipussage die dunkle Schicksalsfrage nach der Herkunft des Menschen, die Oedipus nicht erkenntnismäßig, sondern durch faktische Rückkehr in den Mutterleib lösen will.[2] In symbolischer Form erfolgt dies auch restlos, denn seine Blendung stellt im tiefsten Grunde die Rückkehr in das Dunkel des mütterlichen Leibesinnern dar und seine schließliche Entrückung durch eine Felsspalte in die Unterwelt drückt die gleiche Wunschtendenz nochmals an der Mutter Erde aus.

Wir gelangen damit zum Verständnis des psycho-biologischen Sinnes, der sich in der normalen Entwicklungsstufe des Oedipuskomplexes

1) Man vergleiche die entsprechenden biblischen Aussprüche: „Mann und Frau sind ein Fleisch" usw. *(Erant duo in carne una)*.

2) Die kürzlich von Abraham aufgezeigte vaginale Symbolik des Hohlwegs (bzw. Dreiwegs) in der Oedipussage rekurriert auf die bekannte intrauterine Phantasie, in die der Vater (bzw. dessen Penis) störend eintritt (siehe Imago IX, 1923, S. 124ff).

manifestiert. Vom Standpunkt des Geburtstraumas haben wir im Oedipuskomplex den ersten vollwertigen Versuch zu erblicken, die Angst vor dem (mütterlichen) Genitale durch seine lustvolle Besetzung als Libidoobjekt zu überwinden. Das heißt mit anderen Worten, die ursprüngliche — d. h. intrauterine — Lustmöglichkeit auf den Genitalausgang, der angstbesetzt ist, zu übertragen, also eine alte durch Verdrängung verschüttete Lustquelle wieder zu eröffnen. Dieser erste Versuch ist von vornherein zum Scheitern verurteilt: Nicht nur weil er mit unvollkommen ausgebildetem Sexualapparat unternommen wird, sondern hauptsächlich, weil er sich am Urobjekt selbst abspielt, an dem noch die ganze Angst und Verdrängung des Urtraumas unmittelbar hängt. Dies erklärt aber auch, warum dieser — man wäre versucht zu sagen — totgeborene Versuch überhaupt unternommen werden muß. Offenbar ist es die Voraussetzung für das Gelingen der späteren normalen Übertragung in der Liebeswahl, daß das Kind die Trennung vom Urobjekt auch auf der ersten Stufe der Geschlechtsentwicklung, als Sexualtrauma wiederholt. Damit ist aber auch der Oedipuskomplex, als die dritte große Wiederholung des Urtraumas der Trennung, dazu verurteilt, von der Urverdrängung des Geburtstraumas in den Orkus hinabgezogen zu werden, allerdings nur, um bei jeder neuen Libidoversagung mit den typischen Rückfallssymptomen zu reagieren.

Von hier aus glauben wir auch den von Freud erkannten und in den Analysen wiederholten zweizeitigen Ansatz in der menschlichen Sexualentwicklung aus der Individualgeschichte zu verstehen, indem wir in ihm den Nachklang der durch das Trauma der Geburt so tief geschiedenen Zustände des lustvollen Intrauterinlebens und der extrauterinen Anpassungsaufgaben erblicken. Es folgt dann auf das Sexualtrauma der geschlechtlichen Lösung von der Mutter die „Latenzperiode", mit ihrem zeitweiligen Verzicht auf die direkte Regressionstendenz zugunsten der Anpassung, bis dann wieder mit der Pubertät das Primat der Genitalzone erreicht wird, das wir im Sinne unserer

Ausführungen als Wiedergewinnen der einst als Urprimat erlebten Schätzung des (mütterlichen) Genitales auffassen müssen. Denn das Genitalprimat, welches den endgültigen Ersatz des ganzen Körpers als Objekt für die Mutter durch das (männliche) Genitale bedeutet, kann nur zugelassen werden, wenn es gelungen ist, die ursprünglich ans Genitale geknüpfte größte Unlusterfahrung in die möglichste Annäherung an jene Urlust zurückzuverwandeln, deren man beim ersten Aufenthalt in der Mutter teilhaftig war. Die Möglichkeit dazu wird geschaffen unter den bekannten Zeichen schwerster Erschütterung, die wir als Pubertät zusammenfassen und gipfelt im Liebesakt mit seinen hundertfachen Vorstadien, Annäherungen und Variationen, die alle auf einen möglichst innigen Kontakt, eine Einverleibung (Fressen vor Liebe) hinauslaufen *(l'animale à deux dos)*. Nicht ohne Grund hat man daher den Zustand der Verliebtheit, der bis zur Identifizierung der ganzen Außenwelt mit dem Objekt gehen kann (Wagners „Tristan und Isolde"), als eine neurotische Introversion und den Koitus mit seinem momentanen Bewußtseinsverlust als kleinen hysterischen Anfall bezeichnet.

Die neurotische Reproduktion

Nachdem wir die kindliche Libidoentwicklung bis zum Sexualtrauma des Ödipuskomplexes, als dem für die Neurosenbildung entscheidenden Durchgangspunkt, verfolgt haben, können wir zu der Frage zurückkehren, inwiefern das einzelne neurotische Symptom selbst, wie es im analytischen Heilungsprozeß verständlich wird, dem Geburtstrauma entspricht. Nun scheint die Formel dafür recht einfach zu sein: Als Kern jeder neurotischen Störung hat die Analyse bekanntlich die Angst erwiesen und da wir die Herkunft der Urangst aus dem Geburtstrauma durch Freud kennen, müßte sich eigentlich die Beziehung darauf überall leicht nachweisen lassen, ganz ähnlich wie in den Affektreaktionen des Kindes. Es handelt sich aber nicht etwa bloß um die Auffassung, daß der Angstaffekt, der sich dann in verschiedener Form an bestimmte Inhalte heftet, aus jener Urquelle stammt, sondern es läßt sich analytisch am einzelnen Symptom und der ganzen Neurosenbildung mit aller Sicherheit zeigen, daß es sich dabei wirklich um reproduzierte Reminiszenzen an die Geburt bzw. ihr lustvolles Vorstadium handelt. Wenn wir damit letzten Endes wieder auf die ursprüngliche „traumatische" Theorie der Neurose zurückgreifen, wie sie in den klassischen „Studien über Hysterie" vor mehr als einem Vierteljahrhundert formuliert wurde, so denke ich, daß weder wir noch diese Theorie sich dessen zu schämen brauchen. Man darf wohl sagen, daß in all diesen arbeits- und erfolgreichen Jahren der analytischen Forschung keinen von uns — selbst bei weitestgehender Würdigung aller andern Faktoren — je die Gewißheit

verlassen hat, daß an dem „Trauma" doch mehr dran sei als wir uns einzugestehen getrauten. Allerdings müssen wir zugeben, daß auch der Zweifel an der Wirksamkeit jener scheinbaren Traumen berechtigt war, die Freud bald als bloße Wiederholungen von „Urphantasien" erkannt hatte, deren psychobiologisches Substrat wir nun glauben im allgemein-menschlichen Trauma der Geburt mit allen seinen Folgen gefunden zu haben.

In statu nascendi können wir dieses Neurotischwerden, sozusagen als Kurzschluß, in der echten traumatischen Neurose verfolgen, wie sie besonders im Kriege zu beobachten war („Kriegsneurose"). Dort wird durch den Schock die Urangst selbst unmittelbar mobilisiert, da die äußere Todesgefahr die sonst unbewußterweise reproduzierte Geburtssituation affektiv realisiert.[1] Daß dann von hier aus die verschiedensten neurotischen Symptome entstehen können, die wir in anderen Fällen ohne Einwirkung des Schocks entstehen sehen, beweist eben die fundamentale Bedeutung des Geburtstraumas als Ausdrucksmittel jeder neurotischen Angst. Nur steht die traumatische Neurose, mit diesem Zusammentreffen von Form und Inhalt, am Anfang einer pathogenen Reihe, an deren Ende die ausgesprochenen Psychoneurosen stehen, deren Inhalt das Sexualtrauma ausmacht, während sie sich als Abwehr und Abfuhrmittel desselben universalen Regressionsausdrucks bedienen, sobald das Individuum irgendwie an der Realität scheitert. Der Neurotiker scheitert nun ganz allgemein gesprochen, wie ja die Analyse nachweisen konnte, an der Sexualität, was in diesem Zusammenhange so viel heißt, daß er sich nicht mit der partiellen Befriedigung der Rückkehr zur Mutter, wie sie der Sexualakt und das Kind gewähren, begnügt, sondern stark „infantil" geblieben, selbst noch ganz in die Mutter zurückverlangt. Er ist so letzten Endes unfähig,

1) Die Träume der traumatischen Neurosen „wiederholen" in typischer Weise das Geburtstrauma in der Einkleidung des aktuellen traumatischen Erlebnisses, aber meist mit dem einen oder anderen verräterischen Geburtsdetail.

das Trauma der Geburt auf dem normalen Wege der Angstverhütung durch Sexualbefriedigung zu erledigen und wird auf die Urform der Libidobefriedigung zurückgeworfen, die ja unerfüllbar bleibt und gegen die sich sein erwachsenes Ich mit Angstentwicklung sträubt.

Bereits an verschiedenen Stellen der bisherigen Ausführungen über die kindliche Libidoentwicklung wurde andeutungsweise auf die entsprechenden Erscheinungen in der Neurose hingewiesen; namentlich bei allen Zuständen, in denen die Angst manifest wird, ebenso bei den unmittelbaren Störungen der Sexualfunktion („Aktualneurosen"). Halten wir uns zum besseren Verständnis der neurotischen Angstzustände noch einmal den einfachsten Fall der kindlichen Angstentbindung vor Augen, der vorbildlich für jede neurotische Angstentbindung bleibt: die Angst des Kindes im dunkeln Raum. Diese Situation — man kann es kaum anders ausdrücken, obwohl es nicht ganz so ist — „erinnert" das Unbewußte des Kindes an den Aufenthalt im dunkeln Mutterleib, der zwar seinerzeit äußerst lustvoll empfunden wurde — was auch die Tendenz zu seiner Wiederherstellung erklärt —, aber durch die angstauslösende Trennung von der Mutter beendet wurde, die das alleingelassene Kind nun vermißt. In der Angst vor dem Alleinsein wird also offenbar der Angstaffekt der ersten Trennung vom Libidoobjekt er-innert, und zwar durch reales Wiedererleben, durch Reproduktion und Abfuhr. Dieser Zwang zur Reproduktion des starken Unlustaffektes, dessen Mechanismus uns später noch beschäftigen wird, ist jedenfalls ganz ausgezeichnet geeignet, die Echtheit und Realität dieser „Erinnerung" zu illustrieren. Dem gleichen Vorgang entsprechen alle Formen neurotischer Angstentwicklung, einschließlich der Phobien, auf dem Wege der durch die Analyse aufgedeckten Mechanismen. Ebenso die sogenannte Aktualform der Angstneurose, die aber bereits — wie auch die Neurasthenie — zu den direkten Störungen der Sexualfunktion hinüberleitet, indem der sie auslösende Koitus interruptus der Angst vor dem mütterlichen Genitale entspricht

(gefährliche *vagina dentata*). Auf der gleichen mütterlichen Urfixierung und der geschilderten infantilen Entwicklung beruhen alle Formen von männlicher Impotenz — der Penis schreckt überhaupt vor dem Eindringen zurück — und weiblicher Anästhesie (Vaginismus): hier versagt, nach dem von Freud beschriebenen hysterischen Mechanismus, die eine Funktion des Organs zugunsten einer anderen unbewußten: Lustfunktion — Gebärfunktion, worin der Gegensatz zwischen Art (Propagation) und Individuum (Lust) steckt.[1]

Weisen diese ausgesprochenen Angstsymptome darauf hin, daß der Neurotiker ein Mensch ist, der das Trauma der Geburt nur in höchst unzureichendem Maße überwunden hat, so zeigen die körperlichen Symptome der Hysterie, nicht nur ihrer manifesten Form, sondern auch dem tiefsten unbewußten Inhalt nach vielfach ganz direkte physische Reproduktionen des Geburtsaktes mit der ausgesprochenen Tendenz der Verleugnung, d. h. der Rückkehr in die vorherige Lustsituation des Intrauterinlebens. Hierher gehören vor allem die Erscheinungen der hysterischen Lähmung, von denen ja z. B. die Gehhemmung nichts anderes als die körperlich dargestellte Platzangst ist[2] und die Unbeweglichkeit der lustvollen Ursituation zugleich mit dem Schreck der Befreiung daraus zur Darstellung bringt. Die typischen, durch Anziehung der Extremitäten an den Körper charakterisierten Lähmungserscheinungen, ebenso die Coordinationsstörungen wie man sie z. B. bei Chorea minor findet, nähern sich der Intrauterinstellung noch getreuer an.[3]

1) Siehe die entsprechenden Ausführungen in meiner Arbeit: Perversion und Neurose.

2) Vgl. Federns Arbeit (Jahrb. VI, 1914) „Über zwei typische Traumsensationen", der Hemmung und des Fliegens, sowie ihrer Beziehung zu den neurotischen Symptomen der Lähmung, bzw. des Schwindels. All diese Sensationen erweisen sich als eindeutige Reproduktionen entsprechender Geburtssensationen (siehe das im Abschnitt „Symbolische Anpassung" über den Traum Gesagte, S. 76).

3) Man sieht wie diese Auffassung an Meynert anknüpft, der die Bewegungen der chorea minor bereits auf die Säuglingsbewegungen zurückführte.

Bei Begründung dieser hysterischen Symptome als Reproduktionen von Intrauterinstellung, bezw. Geburtsakt erscheint auch das Problem der Konversion in einem neuen Lichte. Nicht die „Konversion" der psychischen Erregung ins Körperliche ist zu erklären, sondern der Weg, auf dem das ursprünglich nur körperliche Ausdrucksmittel auch psychische Ausdrucksmöglichkeiten erlangen konnte. Dieser Weg scheint aber der Mechanismus zu sein, auf dem die Angst entsteht, die sozusagen der erste psychische Inhalt ist, dessen sich der Mensch bewußt wird. Von der Angst führen dann mannigfaltige Wege zum weiteren psychischen Überbau, von denen wir den kulturgeschichtlich wie pathologisch bedeutsamsten, unter dem Namen der Symbolbildung bekannten, später noch weiter bis zur Sprachbildung verfolgen werden. Hier wollen wir nur kurz auf die Phantasiebildungen, diese psychischen Ausläufer der hysterischen Körpersymptome hinweisen, wie sie sich beispielsweise in den sogenannten hysterischen Traum- oder Dämmerzuständen (einschließlich der Absencen) äußern. Aus der trefflichen Schilderung von Abraham (Jahrb. II 1910) ist leicht ersichtlich, daß es sich dabei um „psychische Konversionen", d. h. um Reproduktionen der Ursituation auf psychischem Gebiete handelt, wobei das physische Zurückgehen in die Mutterleibssituation durch die bloße Introversion der Libido ersetzt, d. h. das Zurückziehen von der Außenwelt auf sich selbst durch die psychische Isolierung dargestellt wird, die wir dann in den Psychosen realisiert sehen. Bezeichnend ist übrigens, wie häufig diese Traumzustände mit einem Angstaffekt enden, der dem Zurückgehen in der Phantasie eine Grenze setzt, wie die Angst dem nächtlichen Traum. Wie nahe diese Zustände den mystischen Ekstasen, der Versenkung in das eigene Innere stehen, ist ja bekannt, wenngleich seiner Herkunft nach unverstanden.[1]

1) Cavendish Moxon (Mystical ecstasy and hysterical dream states. The Journal of abnormal Psychology, 1920/21, p. 329) schildert die Beziehungen zur Extase, während eine tiefergehende Arbeit von Theodore Schroeder (Prenatal psychism

Zu den direkten körperlichen Reproduktionen des Geburtstraumas gehören ferner alle neurotischen Atembeschwerden (Asthma), welche die Erstickungssituation wiederholen, der so vielseitiger Verwendung fähige neurotische Kopfschmerz (Migräne), der auf die besondere schmerzhafte Rolle des Kopfes beim Geburtsakt zurückgeht, und schließlich ganz direkt alle Krampfanfälle, wie man sie übrigens schon bei ganz kleinen Kindern, sogar Neugeborenen, als fortgesetzte Erledigung des primären Geburtstraumas beobachten kann. Der große hysterische Anfall endlich bedient sich des gleichen Mechanismus, nur zeigt er, auf der vollen Höhe der sexuellen Entwicklung stehend, auch die volle Abwehr in der bekannten Stellung des *arc de cercle,* welcher der eingekrümmten Embryonalstellung diametral entgegengesetzt ist.[1]

Vom hysterischen Anfall aus, den die Psychoanalyse als Äquivalent und Abwehr der Koitusstellung erkannt hat, lassen sich einige Probleme des Neurosenmechanismus und der Neurosenwahl streifen. Die eminente Sexualablehnung, die sich im hysterischen Anfall so deutlich manifestiert, ist eine Folge der Mutterfixierung. Die Kranke verleugnet in der „Organsprache" zugleich mit dem Sexualwunsch auch den Wunsch der Rückkehr in den Mutterleib, welcher sie eben an der normalen sexuellen Einfühlung hindert. Diese pathologische Sexualisierung

and mystical pantheism. Internat. Journal of Psychoanalysis, Vol. III, 1922) auf die pränatalen Momente hinweist.

1) In dieser ganzen Auffassung liegt vielleicht ein Hinweis auf die tiefere Bedeutung der Hysterie als „Uterus"-Krankheit (siehe auch Eisler: Hysterische Erscheinungen am Uterus, Kongreßvortrag, Berlin, Sept. 1922).

Auch die typischen Menstrualbeschwerden lassen sich leicht in diesem Sinne verstehen, wie ja tatsächlich die Geburt nur eine Kollektiv-Menstruation darstellt. Die Menstruation, welche ja auch „periodisch" die Mutterleibsexistenz fortsetzt, scheint beim Kulturmenschen in die allgemeine Verdrängung des Geburtstraumas einbezogen worden zu sein. Ursprünglich das Signal der höchsten lustvollen Befruchtungsfähigkeit des Weibes, ist sie unter dem Einfluß der Verdrängung zum Sammelpunkt der verschiedensten neurotischen Beschwerden geworden.

des Geburtsaktes ist das Zerrbild der zur Erreichung des normalen Sexualzieles notwendigen. Dagegen wird auch das ganze Quantum Sexuallust (Libido) aus der späteren Entwicklung sozusagen in die infantile Ursituation rückverlegt, was dem Anfall den von allen Beobachtern beschriebenen lüsternen Charakter verleiht. So könnte man den hysterischen Anfall, in die bewußte Sprache übersetzt, als den Schrei: Weg vom (mütterlichen) Genitale! formulieren, und zwar im sexuellen gleichwie im infantilen Sinne. Denselben Mechanismus zeigen aber auch all die anderen von der Analyse verständlich gemachten hysterischen „Verschiebungen", die zumeist nach der oberen Körperhälfte tendieren („Verlegung nach oben"), wobei es nicht bedeutungslos sein mag, daß gerade der Kopf zuerst das mütterliche Genitale verläßt, also der Körperteil ist, der das Geburtstrauma nicht bloß am intensivsten erlebt, sondern es auch zuerst passiert hat.

Aus einzelnen Analysen kann man den bestimmten Eindruck gewinnen, daß die spätere „Wahl" der Neurosen*form* in ganz entscheidender Weise vom Akt der Geburt, den besonderen Angriffspunkten des Traumas[1] und der Reaktion des Individuums darauf bestimmt wird. Ohne den Detailuntersuchungen hier vorgreifen zu wollen, möchte ich als allgemeinen Eindruck formulieren, daß die Verschiebungen sowohl nach oben (z. B. Globus — Atemnot) als nach unten (z. B. Lähmungen — Krämpfe) jedenfalls einem Divergieren vom Genitalmittelpunkt entsprechen, ein Gesichtspunkt, der sich für das Verständnis des neurotischen Charaktertypus überhaupt und seiner gesamten Reaktionsweise als hochbedeutsam erweist, da er die ganzen psycho-biologischen Reaktionen auf das Geburtstrauma umschließt. Das heißt die körperlichen Symptome versuchen zumeist mit Umgehung der Angstgrenze direkt in das pränatale Stadium zu regredieren, wobei sich die umgangene Angst jenachdem direkt oder in der oben (S. 21)

1) Man vgl. die typischen Körperfehler der neugeborenen Helden, S. 102.

beschriebenen Abwehrform von Seiten des Ich als sexuelles Schuldgefühl manifestiert, was dann auch die sexuelle Bedeutung der Symptome erklärt (z. B. Steife, Röte: Erektion). Die psychischen Symptome versuchen vom gleichen Angstpunkt des mütterlichen Genital-Aus-Eingangs in der entgegengesetzten Richtung des psychophysischen Apparates sich dem gleichen Ziel zu nähern (Phantasiebildung, Introversion, Halluzination und die als Endstadien dieser Reihe aufzufassenden stupurösen und katatonen Dämmerzustände). Beide Wege führen zum Endeffekt der sogenannten „Sexualablehnung", die letzten Endes auf die Ablehnung des mütterlichen Genitales zurückgeht: die körperlichen Verschiebungs- und „Konversions"-Symptome, indem sie das Genitale durch weniger angstbesetzte Ersatzgenitalien vertreten lassen; die psychischen Symptome, indem sie zunächst überhaupt vom Körperlichen wegführen, abzulenken suchen und so zu den Sublimierungsprozessen und Reaktionsbildungen Anlaß geben, die wir dann in den hochentwickelten Leistungen von Kunst, Philosophie und Ethik in höchster Ausbildung sehen.

All diese weitverzweigten psychischen Zusammenhänge erkannt und im einzelnen erforscht zu haben ist heute schon das unbestrittene Verdienst der Psychoanalyse. Dagegen fehlt es noch an einer entsprechend beweiskräftigen Begründung für den psychischen „Sinn" der körperlichen Symptome. Nun glauben wir, daß unsere Auffassung von der psychobiologischen Bedeutung des Geburtstraumas imstande ist, diese Lücke auszufüllen, indem sie auf einen Zustand rekurriert, der uns sozusagen zum erstenmal ein reales Substrat für die psychophysiologischen Zusammenhänge und Beziehungen liefert. Die von Ferenczi[1] in seinen Hysteriestudien angebahnte und von Groddeck[2] für die organischen Krankheiten geltend gemachte Auffassung scheint mir erst durch die volle theoretische Würdigung des Geburtstraumas ihre wirk-

1) Hysterie und Pathoneurosen, 1919.

2) Psychische Bedingtheit und psychoanalytische Behandlung organischer Leiden. 1917. Und die jüngste Publikation: Das Buch vom Es. 1923.

liche biologische Begründung zu erhalten. Von der Reproduktion des Geburts- und Intrauterin-Zustandes im Traume ist nur ein Schritt zu den entsprechenden Darstellungen in der Hysterie und von da wieder nur ein Schritt zu den gleichen rein organischen Krankheitssymptomen, die immer noch denselben „Sinn" zu haben scheinen und den gleichen Tendenzen dienen. Die Übergänge dieser verschiedenen Erscheinungsformen ineinander sind so fließend, daß manchmal eine differentialdiagnostische Unterscheidung kaum möglich ist. Aus der Zurückführung dieser Erscheinungen auf einen Primärzustand, wo Psychophysisches noch vereint ist, wo es also diese Trennung noch nicht gibt (Groddeck), wird neben dem Mechanismus zugleich auch Inhalt und Form der neurotischen Körpersymptome verständlich. Dies gilt dann für die als „psychisch" anerkannten Fälle ebenso wie für die neurologisch oder organisch qualifizierten. Denn vom Standpunkt unserer Auffassung ist es ganz gleichgültig, ob etwa eine anatomische Schädigung im Gehirn oder ein toxischer Reizzustand oder endlich ein rein psychogenes Erlebnis das Ich nötigt, dem ewigen Drang des Unbewußten nachzugeben und zum Urquell der Libidobefriedigung und des Schutzes zu regredieren. Die Gleichartigkeit der Symptome aus diesen verschiedenen Anlässen wird dann selbstverständlich, die ganze künstlich hineingetragene Problematik verschwindet, denn das Individuum kann ja gar nichts anderes tun, als die Bahnen der psychophysischen Entwicklung so weit zurückzulaufen, als es die individuelle Angstfixierung resp. Verdrängungsgrenze zuläßt. Ein Problem entstünde erst, wenn die Symptome nicht so gleichmäßig wären wie sie es tatsächlich sind und naturnotwendig sein müssen.

Ich muß mich hier damit begnügen, auf ein paar schlagende Beispiele zu verweisen und die weitere Verfolgung dieser vielversprechenden Aufklärungen neurologisch und internistisch erfahrenen Beobachtern zu überlassen. So zeigen die Fälle von Narkolepsie, sowohl die genuinen wie die hysteroiden, den typischen Zustand des Embryonal-

schlafes, wobei auch das Symptom der plötzlichen Willenslähmung, die kataplektischen Hemmungen, sich in sinnvollem biologischen Zusammenhang mit dieser Situation erweisen dürften (Gliederstellung!). Nicht unwesentlich scheint es, daß die plötzliche Schlafsucht die Patienten oft gerade in gefährlichen Situationen überfällt (beim Straßenüberqueren, Bahnfahrten usw.), was wieder an die Somnambulen erinnert, die es gleichfalls lieben, sich in solche Situationen zu begeben, die im Normalzustand Angst auslösen würden. Bei der organischen Parallelerkrankung, der Encephalitis, weisen die bekannten Symptome des Tag- und Nachtwechsels, der Atemnot, der Tics, direkt auf das Geburtstrauma hin. Das praktisch Bedeutsame aus diesen Einsichten ergibt sich durch Anknüpfung an die bekannte klinische Erfahrung, wie leicht diese und ähnliche Zustände psychisch beeinflußbar sind.[1] Es ist jedoch zweifellos, daß ebenso wie das gleiche Symptom von beiden Seiten her entstehen kann, es auch möglich sein muß, es von beiden Seiten her therapeutisch zu beeinflussen. Wenn in letzter Zeit davon die Rede war, daß beispielsweise Asthmaanfälle — auch solche psychischer Natur — durch laryngologische Eingriffe günstig beeinflußt werden konnten, so ist dies ebensowenig zu bezweifeln wie ähnliche neuere Erfahrungen über Behebung von nervösen Erscheinungen bei Kindern (Angstzustände, ängstliche Träume usw.) durch operative Freimachung der Nasenluftwege.[2] Anderseits wird man bei Kenntnis der dabei wirkenden psychophysischen Mechanismen nicht überrascht sein

1) Ich führe hier eine mündliche Bemerkung von Doz. Paul Schilder aus der Zeit der Niederschrift dieser Arbeit (April 1923) an, der darauf hinwies, daß z. B. die Anfälle einer Kranken mit Chorea minor schwanden, sobald man die Patientin ins Bett (!) legte, und der auch die leichte psychische Ansprechbarkeit der senilen Abasien und Astasien betonte.

2) Siehe Dr. Stein in der Wiener klin. Woch. (April 1923) und gleichzeitige Mitteilungen (in der Ges. d. Ärzte zu Wien) von Eppinger (Klinik Wenckebach) und Hofer (Klinik Hajek) über operative Behandlung bei Asthma bronchiale.

zu hören, daß narkotisierte Kinder eine Zeitlang später direkt Angstzustände entwickeln, die sie scheinbar schon längst überwunden hatten, oder daß bestehende Ängstlichkeit (allein im dunkeln Zimmer zu schlafen, Schreckträume, pavor nocturnus usw.) nach der Narkose in auffallend verstärktem Maße auftritt.[1] Alle diese Tatsachen erklären sich so, daß das Körpersymptom (z. B. Atemnot) automatisch die Geburtsangst mit dem ganzen daranhängenden psychischen Komplex mobilisiert oder der narkotische Schlaf wieder in die Ursituation zurückführt. Es wird von Art und Schwere des Falles abhängen, ob man sich für eine organische (operative) oder psychische Beeinflussung entscheidet; die letzte ist vorläufig noch zu ungewohnt, wird sich aber über kurz oder lang bei entsprechender Vereinfachung gewiß einbürgern.

Schließlich sei in diesem Zusammenhange noch ein Problem erwähnt, das von allgemeinerer Bedeutung zu sein scheint. Wenn wir die Analyse z. B. einer Zwangsneurose konsequent durchführen, so buchen wir es als ersten Erfolg, wenn wir den Patienten dazu gebracht haben, von seinen rein intellektuellen Spekulationen zu den früheren infantilen Vorstadien derselben, den Zwangshandlungen — eventuell sogar den ursprünglich lustvollen — zurückzukehren. Nicht selten stellen sich dabei sogar körperliche „Konversions"-Symptome her. Die Analyse zeigt dann, daß die Zwangsneurose häufig — meine beschränkte Erfahrung erlaubt mir nicht zu sagen immer, obzwar ich es regelmäßig gefunden habe — von einem „hysterischen" Kern ausstrahlt, den wir ja am Grunde jeder Kinderneurose vermuten müssen.

So wie man hinter der Zwangsneurose fast regelmäßig einen hyste-

1) Einer englischen Kinderärztin verdanke ich die Mitteilung, daß die Kinder nach Mandeloperationen in der Narkose oft noch jahrelang nächtliche Angstanfälle haben, die von den Eltern (oder sonstigen Beobachtern) selbst auf das „Trauma" der Operation zurückgeführt werden. Übrigens ist dies nach vereinzelten Erfahrungen auch noch häufig bei den Erwachsenen so, die auf Operationen in der Narkose mit typischen Mutterregressionsträumen, bezw. -Symptomen reagieren.

rischen, vom Geburtstrauma unmittelbar abhängigen Kern auffinden kann, so hat mich die Analyse einiger Fälle von Hysterie gelehrt, daß neben der seit frühester Kindheit (schweres Geburtstrauma) bestehenden Neigung zu körperlichen Symptomen („Konversion“), die sich in der Neurose lärmend vordrängen, eine zwangsneurotische Ader fast immer in das hysterische Urgestein eingesprengt ist, ohne deren Aufdeckung selbst die vollständige Analyse der Hysterie und das Schwinden ihrer Symptome unvollständig bleibt. In den mir in Erinnerung gebliebenen Fällen von weiblicher Hysterie ergab sich mit voller Klarheit, daß die körperlichen Symptome, auf dem Geburtstrauma basierend, fast restlos im Sinne des (heterosexuellen) Ödipuskomplexes verwendet waren, sich also auf die Übertragung der Libido auf den Vater, die Reaktion auf die Enttäuschung und das Schuldgefühl zurückführen ließen. Die körperlichen Symptome der Neurose erwiesen sich so (bei weiblichen Patienten) als Niederschlag der in pathologischer Weise auf den Vater verschobenen Libido (Mutteridentifizierung).

Aus der Enttäuschung am Vater hat aber ein Teil der Libido dieser Mädchen wieder den Rückweg zur Mutter eingeschlagen, um die bereits teilweise aufgegebene (auf den Vater übertragene) früheste Libidofixierung wieder zu besetzen. Da dies dann noch weniger gelingen kann, weil die Mutter inzwischen zur Ödipuskonkurrentin erhoben wurde, muß jetzt zu einem stärkeren Abwehrmittel gegriffen werden, um die auch biologisch notwendige neuerliche Lösung von der Mutter zu vollziehen. Dies erfolgt auf dem Wege der durch die Analyse aufgedeckten Verwandlung von Liebe in Haß, den für die Zwangsneurose charakteristischen Mechanismus. Dieser Haß, der dazu dienen soll, von der Liebe zur Mutter loszukommen, bedeutet aber nur eine andere Art der Fixierung an die Mutter, an die man nun in Haß gebunden ist. Die sekundären Befreiungsversuche von ihr führen, meist unter dem traumatischen Eindruck eines neugekommenen Geschwisters, zur Verschiebung auf dasselbe oder den Vater, als die eigentlich von der Mutter

trennenden Faktoren. Hier ist aber auch die Wurzel der direkten „Todeswünsche“ (weiblicher Patienten) gegen die Mutter zu suchen, welche die eigene Rücksehnsucht („Liebestod“) durch Abstoßung der Mutter zu überwinden versuchen. Der weitere Weg der Reaktionsbildungen gegen diese „sadistischen“, nicht ichgerechten Todeswünsche, von den ethischen Hemmungen (Hypermoral, Mitleid) bis zur schwersten Selbstbestrafung (Masochismus, Depression) sind ja analytisch bereits eingehend verstanden und gewürdigt.

Die Versuche, diesen ambivalenten Urkonflikt durch intellektuelle Arbeit zu bewältigen, die dann in so großartiger Hypertrophie im Zwangsgrübeln und Zwangsdenken wiederkehren, gehören ja entschieden der späteren Periode der „Sexualforschung“ an. Durch Abtragung dieses spekulativen Überbaues, dem wir durch Angstentbindung und Libidozufuhr den Boden entziehen können, treiben wir die im „System“ verschanzte und kaum mehr auffindbare Urangst eigentlich wieder ins Körperliche zurück, um sie auf diesem normalen Wege — sozusagen in die Erdleitung — abströmen zu lassen.

Dieser ebenfalls längs der gebahnten psychobiologischen Wege verlaufende Prozeß kann sich nun auch unter weniger extremen Bedingungen, sozusagen im Normalausmaß abspielen und tatsächlich hat man von sehr vielen rein organischen Leiden den Eindruck, daß sie — wenn man so sagen kann — dem Individuum den Luxus einer Neurosenbildung ersparen; richtiger wäre es allerdings zu sagen, daß die Neurose der anspruchsvollere Ersatz für ein banales Organleiden ist, dem aber die gleiche Ursache zugrundeliegt. Nicht selten sieht man zu seiner Überraschung, wie eine Neurose mit ihren „nachgemachten“ körperlichen Symptomen eigentlich jede wirkliche Erkrankung derselben Organe zu verhindern, weil zu ersetzen imstande ist. Es ist übrigens auch — wie Freud gelegentlich erwähnte — bemerkenswert, daß beispielsweise Patienten, die viele Jahre hindurch an den schwersten Angstanfällen leiden, dabei blühend aussehen; ebenso daß Patienten mit jahrelanger Schlaflosigkeit

nicht ermüdet sind wie Menschen, die „wirklich“ solange nicht geschlafen hätten. Offenbar bezieht das Unbewußte aus dem Symptom so viel Urlibido, um den „neurotischen“ Ausfall wettzumachen.

Von den hysterischen Erscheinungen an den Extremitäten, die in ganz charakteristischer Weise auf den Komplex des Urtraumas zurückweisen, führt eine gerade Linie zu gewissen zeremoniellen, zwangsmäßigen Lagerungen im Bett, wie wir sie ebenso schon bei kleinen Kindern beobachten können und dann bei gewissen Zwangskranken wiederfinden, die es häufig auf die peinlich genaue Anordnung ihrer Garderobe zu verschieben pflegen. Daß dieses Zeremoniell sich an die Bettlage knüpft, stimmt zur Auffassung des Schlafzustandes als einer zeitweisen Rückkehr in die Embryonalsituation.

Ohne uns auf die Übergangsformen von den hysterischen Symptomen zu den Zwangshandlungen, wie den Tics u. a. einzulassen,[1] heben wir nur die klassische Zwangsneurose hervor, bei der ja der Weg vom ursprünglich körperlichen Symptom (Zwangshandlung) zu dem rein psychischen, ja intellektuellen Bewältigungsversuch von der Analyse restlos klargelegt wurde. Gilt für die körperlichen Erscheinungen Zwangskranker (z. B. Tic) das für die Hysterie Gesagte vollinhaltlich, so geht das typische Zwangsdenken und Zwangsgrübeln, wie die Analyse gleichfalls gezeigt hat, auf das infantile Problem der Herkunft der Kinder zurück („anales Kind“) und knüpft damit an die ersten kindlichen Versuche einer intellektuellen Bewältigung des Geburtstraumas an; dabei gelangt der Zwangskranke schließlich doch wieder auf dem Wege der „Gedankenallmacht“ in die ersehnte Ursituation zurück (Ferenczi),[2] allerdings indem er dabei auf seine individuelle Weise den Umweg zu

1) Hierher gehören auch die sogenannten „Impulshandlungen“ (Stekel), die meist im (hysterischen) Dämmerzustande ausgeführte Zwangshandlungen sind (Wandertrieb: Heimweh — Zurückgehen! Pyromanie: Feuer — Wärme — Mutter).

2) Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Zschr. I, 1913.

philosophischen Spekulationen über Tod und Unsterblichkeit sowie das Jenseits mit seinen Höllenstrafen sucht. Er wiederholt damit die scheinbar unvermeidliche Projektion des Lebens vor der Geburt in die Zukunft, nach dem Tode, welche die Menschheit viele Jahrtausende hindurch auf die verschlungendsten Irrwege des religiösen Aberglaubens, der in den Unsterblichkeitslehren gipfelt, geführt hat und noch heute bei der breiten Masse in dem starken Interesse am Übersinnlichen, Okkulten, mit seiner ganzen Geisterwelt weiterlebt.[1]

Den Stimmungsschwankungen des Zwangskranken stehen die Cyclothymien sehr nahe, seiner spekulativen Systembildung gewisse Formen von ausgesprochener Psychose. Die erste Krankheitsform, mit ihrem plötzlichen Wechsel von Melancholie und Manie, geht ganz unmittelbar auf die Reproduktion der Gefühlszustände vor und nach dem Geburtstrauma zurück, indem der Urmechanismus der Lust-Unlustverwandlung bei Verlust des ersten Libidoobjektes, der Trennung vom Mutterleib, wiedererlebt wird. Diese Krankheitsform ist daher für das Studium des Lust-Unlustproblems von ganz besonderer Bedeutung. Bei der Analyse tiefer Depressionszustände kann man die darin verarbeitete Libido sozusagen als Niederschlag herauskristallisieren; sie äußert sich oft als „Sexualerregung an der ganzen Körperoberfläche". Das melancholische Stadium, das in einer das tiefste Wesen so treffend ausdrückenden Weise „Depression" genannt wird, ist charakterisiert durch körperliche Symptome, welche sämtlich zur intrauterinen Situation tendieren,[2] während

1) Ich kann es mir hier nicht versagen, eine überaus charakteristische Äußerung von Thomas Mann wiederzugeben, der in einer Schilderung einer okkultistischen Séance, der er bei Schrenck-Notzing beiwohnte, vom Medium u. a. folgenden Eindruck wiedergab (in einem Vortrag in Wien am 29. III. 1923): „Einen mystischen Eindruck gewinnt die Situation nur durch das ringende Atmen des Mediums, dessen Zustand unzweideutig und täuschend an den Gebärakt erinnert."

2) Gedrückte Körperhaltung, Einrollen im Bett, tagelanges unbewegliches Liegen, Verweigerung der selbständigen Ernährung, des Sprechens, ja jeder Bewegung usw.

der Affekt der Traurigkeit dem *post natum omne animal triste est* Ausdruck gibt. Das darauffolgende manische Stadium ist dagegen ausgezeichnet körperlich durch die postnatale Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, während das hohe Glücks- und Seligkeitsgefühl der praenatalen Libidobefriedigung entspricht. Den interessanten Mechanismus dieser sonderbar gekreuzten Aufteilung von Affekt und Inhalt werden wir bei Besprechung des Lust-Unlustmechanismus aufklären. Hier, wo es sich nur um grob schematisierende Hervorhebung des neuen Gesichtspunktes handelt, müssen wir darauf verzichten zu zeigen, wie sich auch des feinere Detail der Symptombildung, bezw. der Mechanismus der Affektverteilung im Sinne unserer Auffassung rein analytisch verständlich machen läßt. Die symptomatische Entsprechung von prae- und postnataler Libidosituation wird sich in praxi dadurch komplizieren, daß sich ja im Geburtsakt selbst, dessen psychische Begleiterscheinungen wir eben direkt nicht beobachten können, neben dem hauptsächlich „traumatischen" Erleben auch lustvolle, oder zumindest relativ lustvolle Momente einschieben, auf die vermutlich auch regrediert werden kann.[1]

Wir möchten nur noch hervorheben, daß die Melancholie sich zum Unterschied von den rein neurotischen Symptomen dadurch in bemerkenswerter Weise unterscheidet, daß sie nicht nur den eigenen Körper (oder das Ich) als Darstellungsmittel der Ursituation verwendet, sondern bereits die Neigung verrät, Dinge der Außenwelt im gleichen Sinne zu benützen (z. B. Verdunkeln des Raumes), was wir als „psychotischen" Einschlag bezeichnen können. Macht so der Melancholiker mit seiner Zurückziehung von der Außenwelt die Anpassung an dieselbe ein Stück weit wieder rückgängig, so sollen die psychotischen

1) Es scheint sich aber dabei vorwiegend um die normalen Regressionsmöglichkeiten zu handeln, die im Gegensatz zur Manie bloß „euphorisch" zu nennen wären. — Zur Bezeichnung dieser Affektlage wäre der von Hattingberg geprägte Begriff der „Angstlust" gut brauchbar.

Wahnsysteme, deren Inhalt so offenkundig die Wiederherstellung des Urzustandes anstrebt, die nicht mehr libidogerechte Außenwelt durch die beste aller Welten, das intrauterine Dasein ersetzen. Wo immer man eine solche Krankengeschichte, namentlich der weiten Gruppe der sogenannten Dementia praecox aufschlägt, findet man gehäufte Darstellungen von Geburtsphantasien, die letzten Endes Reproduktionen der eigenen Vorzeit entsprechen, sei es in direkter, nur ihres Affektes beraubten Sprache, sei es in symbolischen Ausdrücken, deren Bedeutung auf Grund der psychoanalytischen Traumforschung leicht verständlich geworden ist.

Die ersten verdienstvollen Schritte zum Verständnis des „Inhalts der Psychose" verdanken wir der einsichtsvollen Züricher Psychiaterschule unter Führung von Jung und Bleuler, die bereits früh die eminente Bedeutung der psychoanalytischen Funde für die Psychiatrie erkannte und nutzbar machte.[1] Nachdem Freud bereits 1894 den Abwehrmechanismus zur Aufklärung gewisser halluzinatorischen Psychosen herangezogen und 1896 zum erstenmal die „Verdrängung" auch in Fällen von Paranoia als wirksam nachweisen konnte,[2] dauerte es ein

1) Siehe Jungs Referat über die einschlägige Literatur im Jahrbuch f. psychoanalytische u. psychopathol. Forschungen, Bd. II, 1910, S. 356—388 (die entsprechende Literatur deutscher u. österr. Autoren ref. v. Abraham [s. auch dessen Arbeit: Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und Dementia praecox, 1908] im Jahrbuch I, S. 546ff.; fortgesetzt in Jahrbuch VI, 1914, S. 343f. und schließlich im „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1914—1919", Wien und Leipzig 1921, S. 158f.) Insbesondere sei hier verwiesen auf die ersten Arbeiten von Jung: Über die Psychologie der Dementia praecox, Halle 1907 und: Der Inhalt der Psychose, Leipzig und Wien 1908. — Ferner die einschlägigen grundlegenden Arbeiten von Honegger, Itten, Maeder, Nelken, Spielrein u. a. in den verschiedenen Bänden des „Jahrbuchs". Schließlich Bleulers groß angelegtes Werk: Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien, 1911, das zum größten Teil nichts als die Anwendung der Ideen Freuds auf die Dementia praecox sein will.

2) „Die Abwehrneuropsychosen" und „Weitere Bemerkungen über die Abwehrneuropsychosen" (Kl. Schr. Bd. I).

volles Dezennium, bis die Zürcher Klinik den ersten großen Vorstoß auf diesem Gebiet unternahm. Bald danach trat Freud (1911) mit seiner großangelegten Analyse eines Falles von Paranoia (Schreber) hervor, die — an seine eigenen Vorarbeiten anknüpfend und die wertvollen Ergebnisse der Züricher Schule verwertend — zum erstenmal das Verständnis für den psychischen Mechanismus und struktuellen Aufbau der Psychose eröffnete. Dabei erwies sich die „homosexuelle" Einstellung und die Abwehr gegen diese feminine Libidoposition durch den Mann als das bedeutsamste Stück des Mechanismus, der auch wieder der allgemeinsten Tendenz zur Überwindung des Geburtstraumas[1] — im Sinne der Identifizierung mit der Mutter und des Gebärens (anales Kind) — unterzuordnen ist. Durch diese Untersuchungen Freuds war erst das theoretische Verständnis der Psychose möglich geworden, dem dann eine Reihe von Einzelarbeiten seiner Schüler gewidmet war.[2] In die allgemeine Psychiatrie sind diese umstürzenden Auffassungen naturgemäß sehr langsam eingedrungen, scheinen aber gerade in der allerletzten Zeit die Betrachtungsweise der jüngeren Psychiatergeneration entscheidend zu beeinflussen.[3] Im Vordergrunde steht dabei der entwicklungspsychologische Gesichtspunkt, der ein unbestreitbares Verdienst der Züricher Schule (Honegger, Jung) ist, gegen dessen methodologischen Mißbrauch sich aber bereits Freud gewendet hatte, indem er zeigen konnte,

1) In der klassischen Paranoia läßt sich leicht hinter den lärmenden Symptomen das Ursymptom der Angst aufdecken (Verfolgtwerden!), ganz ähnlich wie hinter den Schutzbauten der Phobien oder den Reaktionsdämmen der Zwangsneurose.

2) Literatur: Jahrbuch VI, S. 345 ff.; Bericht, S. 158.

3) Siehe besonders die interessanten Arbeiten von Dozent Paul Schilder (Wien) und seine letzte zusammenfassende Darstellung: Seele und Leben (Springersche Monographien, Berlin 1923). Die fast gleichzeitig erschienene Arbeit von Alfred Storch (Tübingen): Das archäisch-primitive Erleben und Denken der Schizophrenen (Berlin 1922), ruht fast ganz auf analytischer Auffassung, ohne dies so rückhaltlos wie Schilder zuzugestehen. — Rein analytisch sind die wertvollen Beiträge von Nunberg in der Internat. Zschr. f. Psychoanalyse.

wie vieles noch der individuellen Analyse zugänglich und verständlich ist, ehe man zur Heranziehung phylogenetischer Materialien oder Gesichtspunkte greifen dürfe. Natürlich hat diese Mahnung nicht viel genützt und so sehen wir jetzt die fortgeschrittenen Psychiater im deskriptiven Vergleich der Psychologie der Schizophrenen mit der des Primitiven stecken.[1] Wenn beispielsweise Storch in seiner zweifellos interessanten Arbeit die archäisch-primitiven Gefühlseinstellungen mit den „magisch-tabuistischen" vergleicht und die „mystische Einigung" wie die „kosmische Identifizierung" betont, so macht er insoferne einen Rückschritt von der Psychoanalyse, als er deren Verständnis der primitiven Einstellung nicht zur Erklärung der schizophrenen heranzieht, sondern sich an der Nebeneinanderstellung genügen läßt, ohne zu bemerken, daß er ein offenbar einfacheres Problem der Individualpsychologie nur durch ein komplizierteres ethnologisches ersetzt hat.

Unsere Auffassung tendiert vielmehr dahin, das individualpsychologische Verständnis noch ein ganzes Stück weiter zu führen und so auch weitere Aufklärungen der völkerpsychologischen Rätsel zu finden. Der hier vertretene Gesichtspunkt von der fundamentalen Bedeutung des Geburtstraumas scheint uns nun tatsächlich der Lösung nahe zu bringen. In den Psychosen ist ja die Regressionstendenz so stark ausgeprägt, daß wir erwarten dürfen, in ihnen die weitestgehende Annäherung an die Ursituation zu finden. Tatsächlich erweist sich der Inhalt der Psychose teils ganz offenkundig, teils in den den Kranken eigenen Zerfallssymptomen des Denkens und Sprechens vollständig durchsetzt von den ausgebreitetesten Geburts- und Intrauterinvorstellungen.

Wir müssen es der fleißigen Arbeit der Psychiater danken, daß sie uns durch ausführliche Mitteilung von Krankengeschichten, deren Material unter dem Einfluß analytischer Gesichtspunkte gewertet ist, in den Stand gesetzt haben, die aus der Analyse der Neurosen gewonnenen Erfahrungen

1) Siehe auch die im Material interessante Arbeit von Prinzhorn: Bildnerei der Geisteskranken, Berlin 1922.

in so schlagender Weise an den Psychosen bestätigen zu können. Indem ich auf das diesbezügliche große Material in der bereits zitierten Literatur hinweise, möchte ich nur aus der letzten, mir zu Gesicht gekommenen Publikation von Storch einiges zur Illustration anführen. „Ein annähernd stupuröser Kranker macht andauernd Drehbewegungen, indem er mit seiner Hand um den Nabel herumfährt. Auf Fragen gibt er die Erklärung ab, er wolle ein Loch machen (wozu?) um in die Freiheit hinauszukommen. Weiteres ist nicht zu erfahren." Es ist jedoch klar, daß Pat. damit unbewußt die Rückkehr in den Leib meint, da sonst das „Symbol" unverständlich bliebe. Sogar für eine manifest ausgesprochene Kastrationshandlung gibt er die gleiche Motivierung: „der Kranke biß sich einige Tage nach dem vorhinerwähnten Vorfall ein Fingerglied ab; erst nach Überwindung vieler Sperrungen gab er eine Motivierung: ‚Durch das Abbeißen des einen Gliedes habe ich die anderen Leute herbeigezogen, um zu zeigen, daß es an einer Stelle fehlt.' Bei weiterem Nachfragen fuhr er dann aber fort: ‚Ich wollte in die Freiheit; durch das Loch bin ich hinausgeschlüpft, wie ein Käfer'" (S. 7). Storch vermutet zwar, daß damit nicht nur das Verlassen der Klinik, sondern im analytischen Sinne auch die „unklare" Vorstellung von einer Befreiung aus dem Mutterleib (Nabelgeburt) mit anklang, und bemerkt dazu, daß dem Kranken, wie so vielen Schizophrenen die Idee der Wiederverkörperung eine durchaus selbstverständliche Tatsache war, ebenso wie dem Primitiven die Reinkarnation. — Eine junge Schizophrene, die als Kind vom eigenen Vater vergewaltigt worden war und aus ihrem Dienst entlief, durchlebte in einem katatonen Zustand eine Geburtsphantasie, indem sie sich zugleich als das Christuskind und dessen Mutter vorkam (S. 61). Dieselbe Kranke „sprach von einem ‚Auseinanderfallen ihrer eigenen Jugend mit ihrer jetzigen Person'. Sie habe das Gefühl, daß sich in ihrem Körper zwei Personen befänden, eine mit der häßlichen Vergangenheit, und eine andere, die etwas ‚ganz Hochgestelltes, Übergeschlechtliches' sei" (S. 77/78).

Eine andere Kranke (S. 63) machte die Pflegeschwester zu ihrem „Herrgott“ und sagte, „in ihr und in der Schwester sei alles enthalten, alles, ‚von Christus bis zum Niedrigsten‘“. (Auf Befragen nach ihrer Beziehung zu der Krankenschwester) ‚Wir sind ganz eins, beide eins. sie ist der Herrgott, ich bin dasselbe wie sie . . . Ich bin in der Schwester, und die Schwester ist in mir‘“. Ein andermal sagt sie, „sie habe die ganze Welt in sich“ und erläutert dies (auf Befragen) in charakteristischer Weise (S. 80).

Einige Kranke zeigen die Regressionstendenz in Form des Wunsches nicht erwachsen zu sein, den man oft auch als Gegenstück zur Größensehnsucht bei Kindern findet. „Ein in der Mitte der 30er stehender Schizophrener beklagt sich in gereiztem Ton, daß er zu einem Kind gemacht werde: Ich bin nicht mehr der Mann, bin bereits ein Kind; wie mich meine Frau besucht hat, war ich nicht der Mann, der zu der Frau gehört, ich bin dagesessen wie ein Kind bei seiner Mutter“ (S. 57). Im Gegensatz zu anderen Fällen, wo „die Umwandlung in den weiblichen oder kindlichen Lebenszustand von den Kranken als Minderung und Herabsetzung ihres Ichs erlebt“ wird, bemerkt Storch, „machten wir öfters bei jungen Schizophrenen, die eben über die Schwelle der Kindheit ins Leben der Erwachsenen hineintreten, die entgegengesetzte Erfahrung; wir fanden bei ihnen nicht selten eine ausgesprochene Lebensfurcht und Angst vor dem Erwachsensein, unter Umständen im Konflikt mit starkem Lebensdrang und Liebesbedürfnissen. Aus diesem Konflikt heraus möchten sie in die Kindheit zurückfliehen . . .“ (S. 89). Ich glaube, daß wir in dieser Tendenz den Kern dessen vor uns haben, was die Bezeichnung des Krankheitsbildes (als Dementia praecox) auch psychologisch rechtfertigen würde. Andere stellen direkt die alte Kloakentheorie, d. h. den Aufenthalt im Mutterleib wieder her, wie die Kranke (S. 42), die „zwar nicht glaubt, daß die Kinder durch den Darm geboren werden, wohl aber, daß zwischen dem ‚Tragsack‘, in dem ihrer Meinung nach das Kind in der Mutter heranwächst, und den

untersten Darmabschnitten ein Gang besteht, durch den der Embryo seinen Kot entleert. Das Kind ist im Tragsack, saugt innen an den Ernährungzäpfchen (die sich innen an Stelle der Brüste befinden). Vom Tragsack geht ein ‚Auslauf' nach dem After, ‚daß das Kind gesäubert wird von der Nahrung, die es mit der Milch nimmt.' Vor dem Gebären heilt der Auslauf aus, geht er weg, ist zum Putzen da". Eine andere Katatone mit Koprophagie gibt direkt die embryonale Motivierung für ihr Tun, wenn sie berichtet, „wie sie während ihrer psychotischen Zustände Urin habe trinken und Kot essen müssen; nachdem sie vorher das Erlebnis des Absterbens durchgemacht hatte, habe sie gemeint, sie brauche die Stoffe für ihren ‚Aufbau'. In einem von Nunberg eingehend analytisch untersuchten Fall eines Katatonen bedeutete das Verschlucken der Exkremente eine Selbstbefruchtung und Wiedererneuerung.[1] Zusammenfassend sagt Storch (im Abschnitt „Wiedergeburt"): „Wir treffen auf die Idee, gestorben und wiedererwacht zu sein, auf die Idee eines Hindurchgehens durch den Tod, des Neuwerdens und schließlich der Vergottung; wir finden auch die primitiv-sinnlichen Einkleidungen des Wiedergeburtsgedankens, die Vorstellung eines wirklichen Geborenwerdens und dgl. wieder. Dabei läßt das komplexe Denken der Kranken in der Geburts- und Kindschaftsvorstellung das Gebären und Geborenwerden, das Mutter- und Kindsein oft durcheinanderfließen" (S. 76).[2]

Aber nicht nur der Inhalt der Wahnbildungen scheint eindeutig nach dieser Richtung bestimmt, sondern auch die psychotischen Ausnahmszustände wie Halluzinationen, Dämmerphasen und Katatonien lassen sich als weitergehende Regressionen in den Fötalzustand verstehen. Den ersten kühnen Versuch einer solchen Auffassung aus analytischem Material verdanken wir der wertvollen Arbeit des frühverstorbenen Tausk „Über die Entstehung des Beeinflussungsappa-

1) Über den katatonischen Anfall. Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse, VI, 1920.

2) Hervorhebungen von mir.

rates in der Schizophrenie",[1] den er als Projektion des eigenen im Mutterleib genitalisierten Körpers auffaßt. „Die Projektion des eigenen Körpers wäre also eine Abwehr gegen eine Lipidoposition, die der des Endes der fötalen und des Anfangs der extrauterinen Entwicklung entspricht" (l. c. S. 23). Von hier aus versuchte Tausk die Erklärung verschiedener schizophrener Symptome anzubahnen: „Könnte die Katalepsie, die *flexibilitas cerea*, nicht jenem Stadium entsprechen, in dem der Mensch seine Organe nicht als eigene empfindet und sie, als nicht zu sich gehörig, der Gewalt fremden Willens überlassen muß? ... Könnte der katatone Stupor, der eine vollkommene Ablehnung der Außenwelt darstellt, nicht eine Zurückversetzung in den Mutterleib sein? Sollten diese schwersten katatonen Symptome nicht das *ultimum refugium* einer Psyche sein, die auch die primitivsten Ichfunktionen aufgibt und sich ganz auf den foetalen und Säuglingsstandpunkt zurückzieht .... Das katatone Symptom, die negativistische Starre des Schizophrenen, ist nichts anderes als eine Absage an die Außenwelt, in ‚Organsprache' ausgedrückt. Spricht nicht auch der Säuglingsreflex im Endstadium der progr. Paralyse für eine solche Regression zum Säuglingsleben? Manchen Kranken wird diese Regression in die Säuglingszeit und sogar bis in die Foetalzeit — das letzte wohl nur als Drohung mit einer Konsequenz der Krankheitsentwicklung — sogar bewußt. Ein Patient sagte mir: ‚Ich fühle, daß ich immer jünger und kleiner werde, jetzt bin ich vier Jahre alt, dann komme ich in die Windeln und dann in die Mutter zurück'" (S. 23f). Tausk meint also, daß die Phantasie von der Rückkehr in den Mutterleib,[2] die als weitere atavistisch vorgebildete „Urphantasie" angenommen werden müsse, „als pathologische Realität der sich zurückbildenden Psyche in der Schizophrenie symptomatisch auftritt".

1) Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, V, 1919.

2) Er merkt übrigens an, daß der Ausdruck „Mutterleibsphantasie" von Gustav Grüner stamme.

Setzt man nun hier die Realität des Geburtstraumas mit seinen folgenschweren Nachwirkungen ein, so kann man die Vermutungen von Tausk nicht nur sicher bejahen, sondern sie real begründen und zum Verständnis auch anderer Symptome Geisteskranker gelangen, die sich direkt auf das Geburtstrauma und nur indirekt auf das Vorstadium beziehen. So alle Anfälle, insbesondere der sogenannte epileptische,[1] der inhaltlich und formal die deutlichsten Reminiszenzen an den Geburtsakt verrät. Dabei findet übrigens eine ähnliche zweizeitige Trennung wie bei der Cyclothymie statt, wenngleich ohne die der letzteren eigene zeitliche Umkehrung; denn die dem großen epileptischen Anfall vorangehende *aura* mit ihrem von Dostojewski so meisterhaft beschriebenen Glückseligkeitsgefühl, entpricht der pränatalen Libidobefriedigung, während der Krampfanfall selbst den betreffenden Akt der Geburt reproduziert.

All diesen psychotischen Krankheitsymptomen ist gemeinsam, daß sie im Sinne der Analyse eine noch weitergehende Regression der Libido als die Neurosen darstellen, indem sie den Verlust des Urobjektes in einer kosmologisch zu nennenden Projektion durch Ablösung ihrer Libido von der die Mutter ersetzenden Außenwelt vervollständigen, wobei sie aber durch Einverleibung (Introjektion) der Objekte in ihr Ich wieder nur zur Ursituation zurückgelangen (Mutter und Kind). In diesem eigentlich psychotischen Mechanismus, der die Störung des Verhältnisses zur Außenwelt beeinhaltet, steht die klassische Paranoia — und die paranoiden Formen der Psychose — dem mythologischen Weltbild am nächsten.[2] Sie scheint dadurch charakterisiert,

1) Die Zurückführbarkeit des epileptischen Anfalles auf eine frühe Phase der Gebärdensprache hat bereits Ferenczi in seiner auch für die hier vorgetragene Auffassung grundlegenden Arbeit über „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“ angedeutet (Internat. Zeitschr. f. PsA. I, 1913).

2) Siehe im „Mythus von der Geburt des Helden“ (1909) die „paranoide“ Charakterisierung der mythischen Phantasiebildung (S. 75, 2. Aufl. 1922, S. 125).

daß bei ihr die Außenwelt in einer die normale „Anpassung" weit übersteigenden Intensität mit Libido besetzt, sozusagen die ganze Welt zum Uterus gemacht ist, dessen feindlichen Einflüssen der Kranke nunmehr ausgesetzt ist (die elektrischen Ströme usw).[1] Die ganze Situation des schützenden Mutterleibs ist hier in ihrer kulturellen und kosmologischen Bedeutung mittels der Gefühlsumkehrung (Hass) gegen den störenden Vater zu einem einzigen feindlichen Riesenobjekt geworden, das den mit dem Vater Identifizierten (Helden) verfolgt und zu immer neuen Kämpfen herausfordert.

1) Es ist bemerkenswert, daß der Paranoiker Strindberg die Erklärung für die ersten Wahrnehmungen des Kindes, Furcht und Hunger, in der vorgeburtlichen Einwirkung erkannt hat. (In seinem autobiographischen Werk: Die Vergangenheit eines Toren). Auf die Beziehungen, die sich von hier zum Versehen" der Schwangeren ergeben, kann nur hingewiesen werden. Es seien hier einige für unsere Auffassung besonders bezeichnende Äußerungen Strindbergs angeführt (nach Storch l. c. S. 46f). Als ihm die Geliebte durch einen Fremden genommen wird, ist ihm das eine „Erschütterung seines ganzen Seelenkomplexes", denn „es war ein Teil von ihm selber, der jetzt von einem andern eingenommen wurde, ein Teil seiner Eingeweide, mit dem man jetzt spielte". (Entw. einer Seele, Kap. 5). — „In der Liebe schmilzt er mit der geliebten Frau zusammen, dann aber, wenn er ‚sich und seine Form verloren' hat, erwacht sein Selbsterhaltungsdrang, und in der Angst, sein ‚Selbst durch die ähnlich machende Macht der Liebe zu verlieren', sucht er sich von ihr frei zu machen, um sich als etwas ‚für sich Existierendes' wiederzufinden (Entzweit, Kap. 2/3). Nach der Psychose zieht er sich in die Einsamkeit zurück, hat sich in „die Seide seiner eigenen Seele eingesponnen" (Einsam, Kap. 3). Aus seiner schizophrenen Spätzeit berichtet er von Schutzmaßregeln, die er gegen die ihn zur Nachtzeit störenden Ströme anwendet: „Wenn man den Strömen einer Frau ausgesetzt ist, meistens während des Schlafes, so kann man sich isolieren; ein Zufall veranlaßte mich eines Abends, ein wollenes Tuch über Achsel und Hals zu werfen, und in dieser Nacht war ich geschützt, obwohl ich die Attaken der Ströme merkte". Schließlich verrät er auch, daß die „Verfolgung" bei ihm an die Angst geknüpft ist, indem er den „panischen Schrecken vor allem und nichts" für seine Ruhelosigkeit verantwortlich macht. — Strindbergs traurige Kindheit und sein besonderer „Mutterkomplex" sind bekannt (s. den Hinweis „Inzestmotiv", 1912, S. 32 Note). Von diesem Punkte aus ist seine ganze Entwicklung, Persönlichkeit und Leistung zu verstehen.

Im Sinne dieser Rücktendenz zur Mutter, die der Psychotiker auf dem Wege der Projektion anstrebt, ist der psychotische Krankheitsverlauf, wie Freud erkannt hat, tatsächlich als Heilungsversuch aufzufassen, was wir ja im analytischen Heilungsprozeß, von dem wir ausgegangen waren, auch deutlich sehen. Nur findet die Psychose aus dem unterirdischen Labyrinth der Mutterleibssituation nicht mehr den Weg zum Tageslicht der Gesundung, während der Neurotiker sich an dem ihm vom Analytiker zugeworfenen Ariadnefaden der Erinnerung wieder ins Leben zurückzufinden vermag.

Wie nach der Freudschen Auffassung die Hysterie der künstlerischen Produktion, die Zwangsneurose der Religionsbildung und philosophischen Spekulation nahestehen, so die Psychosen dem mythologischen Weltbild. Wenn analytisch eingestellte Psychiater erkannt haben, daß der Inhalt der Psychose „kosmologisch" sei, so dürfen wir den nächsten Schritt, zur Analyse der Kosmologien selbst, auch nicht scheuen und werden dann finden, daß sie nichts anderes als die auf die Natur projizierte infantile Reminiszenz der eigenen Geburt darstellen. Indem ich mir die eingehendere Begründung dieser Auffassung an reichem mythisch-kosmologischen Material vorbehalte, wie ich sie seit langem unter dem Titel „Mikrokosmos und Makrokosmos" geplant habe, kann ich hier nur auf verschiedene eigene Vorstudien aus dem Gebiet der Mythologie verweisen, welche zu zeigen versuchen, daß das menschliche Geburtsproblem tatsächlich im Mittelpunkt des mythischen wie des infantilen Interesses steht und den Inhalt der Phantasiebildungen entscheidend bestimmt.[1]

1) Siehe die Arbeiten: Der Mythus von der Geburt des Helden (1909), Die Lohengrinsage (1911), Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage (1912) (namentlich Kap. IX: Die Weltelternmythe) und schließlich: Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. Gesammelte Studien aus den Jahren 1911—1914; 2. veränd. Auflage 1922 (namentlich die Sintflutsage, Verschlingungsmythen, Tiermärchen usw.)

Die symbolische Anpassung

Bevor wir uns den mythischen Verarbeitungen des Geburtstraumas in den großartigen Kompensationsschöpfungen der Heroenbildung zuwenden, haben wir teils näherliegende, teils menschlich bedeutsamere Tatsachen anzuführen, welche die fundamentale Bedeutung des Geburtstraumas und die unsterbliche Sehnsucht, es zu überwinden, in geradezu überwältigender Weise offenbaren. Diese biologischen Tatsachen sind schließlich auch geeignet, uns die zwischen der asozialen neurotischen und der überwertigen heroischen Leistung liegende Anpassung des Normalen verständlich zu machen und zu erklären, wieso ihm diese Anpassung, die wir Kultur nennen, überhaupt gelingen kann.

Der Zustand des Schlafes, der sich allnächtlich automatisch herstellt, legt die Auffassung nahe, daß auch der normale Mensch, wie zu erwarten, das Geburtstrauma eigentlich nie ganz überwindet, da er ja die Hälfte seiner Lebenszeit in einem dem intrauterinen fast gleichkommenden Zustand verbringt.[1] In diesen Zustand verfallen wir auto-

---

1) Siehe dazu besonders Freud: Vorlesungen (Taschenausg. S. 80) und Ferenczi: Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Internat. Zschr. f. PsA. 1913.

Die neurotische Schlaflosigkeit scheint regelmäßig auf zu intensiver Verdrängung dieser biologischen Notwendigkeit auf Kosten libidinöser Strebungen (zur Mutter) zu beruhen (wie der Somnambulismus in allen seinen Formen). Die so häufige Angst, lebendig begraben zu werden, gehört gleichfalls in diesen Zusammenhang (s. Traumdeutung, 2. Aufl. 1909, S. 199 Fußnote), ebenso wie ihr „perverses" Gegenstück, die Nekrophilie.

matisch, sobald es dunkel wird, also wieder wie beim dunkeln Zimmer der Kinderangst, wenn die äußeren Umstände dem Unbewußten die Identifizierung mit dem Urzustand nahelegen. Daher wird auch das Dunkelwerden im Vorstellungsleben aller Völker in anthropomorpher Angleichung als Rückkehr der Sonne in den Mutterleib (Unterwelt) aufgefaßt.[1]

Im Schlafzustand, in dem wir selbst täglich in weitgehendem Maße in die Intrauterinsituation zurückkehren, träumen wir und bedienen uns dabei, wie schon die Alten wußten, merkwürdiger Symbole, die von der Psychoanalyse empirisch festgestellt, aber in ihrer Herkunft und allgemein-menschlichen Bedeutung noch nicht ganz verstanden sind. Nun zeigen die analytischen Träume, von deren Verständnis wir in der Heilungssituation ausgegangen sind, daß diese Symbole im Wunschtraum letzten Endes regelmäßig den Aufenthalt im Mutterleib darstellen, während im Angsttraum das Geburtstrauma, die Ver-

1) Der Mond mit seinem periodischen Wachsen und Verschwinden scheint sich noch besser zur mythologischen Darstellung der immer wieder aufs neue ersehnten Rückkehr zu eignen, und erscheint in den Mythen nicht nur direkt als schwangeres und gebärendes Weib, sondern auch als das verschwindende und wiederkehrende Kind. Auch gilt die Mondgöttin als Beistand der Geburt (Hebamme), was mit ihrem Einfluß auf die Menstruation zusammenhängt. Die „Kongruenz der weiblichen Menses und der lunaren Phasen, die ja auch noch bei uns im Volksglauben als identisch gelten“, führt Th. W. Danzel dazu, die astronomisch-kosmische Periodik erst als symbolischen Ausdruck subjektiver Perioden und Rhythmen ins Bewußtsein treten zu lassen und dem Kalender zugrunde zu legen, der ursprünglich in den Astralländern (China, Babylonien, Ägypten, Mexiko) ein „Buch der guten und bösen Tage“ war (siehe „Mexiko“ Bd. I, S. 28 [Kulturen der Erde, Bd. XI], Darmstadt 1922). „Der 260 tägigen Periode des *Tonal-anatl*, die im mexikanischen Kalender eine besondere Rolle spielt, hat vielleicht außer astronomischen Zeiträumen auch die Dauer der Schwangerschaft zugrunde gelegen“ (Danzel: Mexiko II, S. 25, Darmstadt 1922). Fuhrmann (Mexiko III) erhebt diese Vermutung zu größerer Sicherheit, indem er das mexikanische Jahr auf die vorgeburtliche Zeit des Menschen und die neue (nicht auf den Sonnenlauf basierte) Zeitrechnung auf dieses Embryo-Jahr zurückführt (S. 21).

treibung aus dem Paradies, oft mit allen wirklich erlebten körperlichen Sensationen und Details reproduziert wird. Die halluzinatorische Wunscherfüllung des narzißtischen Traum-Ich, zu deren Verständnis Freud auf den embryonalen Zustand zurückgreift,[1] läßt sich tatsächlich aus völlig unbeeinflußten analytischen Träumen als ein wirkliches Zurückgehen und Reproduzieren der intrauterinen Situation nachweisen, wie sie ja rein physiologisch durch den Schlafzustand in weitem Ausmaße bereits physisch realisiert ist. Ja, die Traumbildung erweist sich vielfach, zumindest ihrer von Freud postulierten unbewußten Wunscherfüllungstendenz nach, als eine vollständigere Rückkehr *in uterum*, als sie durch den bloß physiologischen Schlaf vollzogen scheint.[2] Der infantile Charakter des Traumes geht also viel weiter zurück und ist viel tiefer fundiert als wir bis jetzt uns anzunehmen getrauten, weil wir mit unserem Bewußtsein, das zur Wahrnehmung der Außenwelt geschaffen ist, dieses eigentliche tiefste Unbewußte nicht erfassen konnten.

Indem ich unter Vorbehalt des zu veröffentlichenden reichen Analysenmaterials hier nur darauf hinweise, daß sich Wunsch- und Angsttraum, die beiden von Freud aufgestellten Haupttypen, der Zurückführung auf die Ursituation, bzw. ihrer peinlichen Unterbrechung durch das Geburtstrauma,[3] zwanglos fügen, möchte ich nur noch den dritten Typus Freuds, den Straftraum erwähnen. Wenn sich der — meist

1) Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre. 1917.

2) Wir glauben daraus auch besser zu verstehen, warum das Traumleben unter dem Einfluß der analytischen Situation oft in so überraschender Weise zu florieren, ja üppig zu wuchern beginnt.

3) Das Erwachen, besonders aus dem Angsttraum, wiederholt regelmäßig den Geburtsvorgang, das Zurweltkommen; dies der Sinn der sogenannten „Schwellensymbolik" (Silberer), die ja auch mythologisch ganz eindeutig als Geburtssituation erscheint. (Siehe Róheim: Die Bedeutung des Überschreitens. Zschr. VI, 1910, im Anschluß an die dortselbst vorangehende Arbeit von Frau Sokolnicka.) Übrigens äußert sich das Geburts-Schwellensymptom auch in den so häufigen Zuckungen der Beine beim Einschlafen.

im Leben erfolgreiche — Träumer später, wie es den Anschein hat „strafweise“, in eine peinliche Situation zurückversetzt, so ist es, wie Freud angedeutet hat, neben einer „masochistischen“ Tendenz der Verjüngungswunsch, der ihn dazu bewegt, der aber letzten Endes auf die lustvolle Rückkehr in den Mutterleib abzielt. Typischerweise erfolgt dies im sogenannten Prüfungstraum, einem fast allgemeinen Angsttraumerlebnis aller Menschen, der eben bis zur Angstgrenze der bestandenen Prüfung in der Schulzeit zurückgeht. Der vorbewußte Trostgedanke, dem der Prüfungstraum Ausdruck verleiht, daß es nämlich „damals“ auch gut gegangen sei, bezieht sich regelmäßig zutiefst auf den Geburtsakt, der übrigens auch die Vorstellung des glatten „Durchrutschens“, bezw. des peinlichen „Durchfallens“ verständlich macht. Was auch hier zu erklären bleibt, ist das intensive Schuldgefühl, das sich an diesen Urwunsch regelmäßig knüpft und offenkundig mit dem Angstaffekt der Geburt so zusammenhängt, daß es seine volle Reproduktion vermeiden soll, wie ja auch das „Steckenbleiben“ bei der Prüfungssituation das weitere Zurückgehen zum Urtrauma selbst verhindert.

Das Gegenstück zum Straftraum, der Bequemlichkeitstraum, läßt sich als Versuch zur Wiederherstellung der Intrauterinsituation verstehen, auch wenn er scheinbar von so realen Nöten wie Hunger oder Sekretionsbedürfnis ausgelöst wird. Denn mit der physiologischen Schlafsituation lebt auch die Tendenz zur hemmungslosen Befriedigung aller Körperbedürfnisse in der intrauterinen Form wieder auf (Enuresis, auf sexueller Stufe Pollution, gleichbedeutend mit Inzest, weswegen gerade die offenkundigen Inzestträume so häufig mit Pollution einhergehen und anderseits der Pollutionstraum fast immer einen unverhüllten Inzestwunsch darstellt). Ja selbst auch der „Bequemlichkeits“-Wunsch zu schlafen, den Freud als wesentlich für die Traumbildung überhaupt hervorhebt, entspricht der Rückkehrtendenz in die intrauterine Situation.

Alle Träume von körperlichen Sensationen, auch wenn sie durch äußere Reize ausgelöst werden[1] — wie die Bequemlichkeitsträume durch innere Reize — gestatten eine zwanglose Rückführung auf die Ursituation. Beispielsweise die Kälteempfindung bei abgerutschter Bettdecke, die vom Unbewußten im Sinne des ersten Verlustes der schützenden Hülle interpretiert und durch traumhafte Zurückziehung in ein Mutterleibssymbol kompensiert wird. Ähnlich die Hemmungs- resp. Flugsensation, die nicht selten beim gleichen Träumer abwechseln: erstere häufig bei Menschen mit schwerer Geburt (Hemmung) vom Unbewußten im wunscherfüllenden Sinne des Nichthinauskönnens aus der Mutter verwendet; letztere das heftige Geburtstrauma im Sinne der Storchfabel zu einem leichten Hinausschweben verwandelnd, im tiefsten Unbewußten aber den Dauerzustand des wohligen Schwebens in der Ursituation reproduzierend (siehe die geflügelten Engel, die Seelen der noch Ungeborenen usw.); die entsprechende Angstsituation erscheint in den Fallträumen reproduziert.

Wir bemerken hier, vorläufig zusammenfassend, daß die bis jetzt besprochenen Traumtypen und -sensationen ganz allgemeine Traumerlebnisse betrafen, deren typischer Charakter sich eben aus dem allgemein-menschlichen Geburtserlebnis erklärt.[2] Dies gilt aber auch für die von der Analyse ihrem latenten Inhalt nach als typisch erkannten

1) Auch auf die sogenannten experimentellen Träume fällt hier neues Licht. Die applizierten Reize werden im Sinne der erlebten Ursituation interpretiert (Stellung der Gliedmaßen usw.), um so mehr, als sie meist vom Experimentator unbewußt so gewählt werden (Auflegen von Gesichtsmasken, Nasenreize, Fußsohlenkitzel usw.).

2) Dies gilt auch für die sogenannten Zahnreizträume, die bereits Jung bei Frauen als Geburtsträume agnoszierte (s. Traumdeutung, 3. Aufl. 1911, S. 200 Fußnote, sowie das dort von mir mitgeteilte Traumbeispiel). Im Sinne der hier dargelegten Auffassung ist das tertium comparationis der typische leichte Ausfall des Zahnes, der die Schwere des Traumas (Schmerzen) kompensieren soll. Dieser Grundbedeutung lassen sich dann leicht die bisher gegebenen Deutungen unterordnen (Geburt, Todesbefürchtung, Kastration, Masturbation usw.).

Träume, von denen ich hier zunächst den sogenannten Geburtstraum anführen möchte. Dieser stellt nach meiner Erfahrung den Wunsch (oder die Ablehnung) eines eigenen Kindes regelmäßig durch Reproduktion des eigenen Geburtsaktes bzw. der Intrauterinsituation (im Wasser) dar. Der Richtungswechsel, der in der Darstellung der Geburt (des Herauskommens) durch das Hineinstürzen (ins Wasser) liegt, erklärt sich eben als gleichzeitige Darstellung des Traumas (Sturz) und der Rückkehrtendenz, welche es wieder aufzuheben strebt. Diese Nötigung, dem zeitlichen und topischen Regressionsanspruch[1] im manifesten Traumbild gleichzeitig gerecht zu werden, ist für das Verständnis der Träume von ausschlaggebender Bedeutung. Sie erklärt nicht nur die Freudsche Beobachtung, daß die sogenannten „biographischen Träume" in der Regel von rückwärts nach vorn zu lesen sind (d. h. wunschgemäß mit dem Intrauterinzustand enden), sondern legt es nahe, von der Umkehrungstechnik einen weit ausgedehnteren Gebrauch bei der Deutung von Träumen zu machen, wobei der sekundäre Sinn der sogenannten progressiven Tendenzen in ihrem Verhältnis zu den regressiven deutlich greifbar wird. Die Doppelschichtung, die am besten in den Geburtsträumen zu beobachten ist,[2] äußert sich meist im Auftreten zweier Generationen oder in Wiederholungen von Situationen (z. B. des Geburtsaktes selbst, wie auch im Heldenmythus) und zeigt deutlich, wie die Mutteridentifizierung (aus dem Ödipuskomplex) dazu benützt wird, um gleichzeitig Mutter und Kind darzustellen und zwar letzteres mittels Reproduktion des eigenen Geburtsaktes.

Diese Träume sind so der beste Beweis für die urnarzißtische Tendenz des Traumunbewußten und dafür, daß es gar nichts anderes als die Situation darstellen kann, die den Urnarzißmus in der vollkommen-

---

1) Siehe Freud: Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre.

2) Siehe auch meine frühere Abhandlung: Die Symbolschichtung im Wecktraum. Jahrb. IV, 1912.

sten Weise befriedigt, ja geradezu verkörpert.[1] Damit bekommt auch die von Jung sogenannte Deutung auf der „Subjektstufe", mit der so viel anagogischer Mißbrauch getrieben wurde, eine reale Basis, ebenso wie alle angeblich prospektiven Tendenzen, auch des Traumes, als Projektionen der Mutterleibssituation in die Zukunft zu entlarven sind.[2]

Schließlich sei hier seines allgemeineren Interesses wegen noch eine typische Form des Angsttraumes besprochen, die uns zu zeigen vermag, wie alle vom Träumer und vom Traumdeuter dem Traum unterlegten prospektiven Tendenzen die Wirkung der Urverdrängung des Geburtstraumas darstellen. Es sind dies die sogenannten Reiseträume, deren charakteristische Details sich mit Leichtigkeit aus dem Urtrauma verstehen lassen: Nichterreichen des Zuges, Kofferpacken und Nicht-

---

1) Es gehört dieser Darstellungsmodus am eigenen Körper, mit eigenem Material einer ganz primitiven Stufe der Entwicklung an, wie sie beispielsweise im hysterischen Anfall wiederhergestellt wird (Ferenczis „Gebärdensprache") und auf die Freud zuerst aufmerksam gemacht hat, indem er zeigte, wie der Hysterische an sich selbst auch die Aktion des gewünschten Liebespartners (z. B. die Umarmung) darstellt (Allgemeines über den hysterischen Anfall, 1909 und: Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität, 1908). — Man halte dazu die interessanten Beobachtungen von Köhler an den Anthropoiden, die das Gewünschte dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie es durch Andeutung am eigenen Körper vormachen. So deutete eine Schimpansin die Umarmung, die ihr Herr an ihr vornehmen sollte, dadurch an, daß sie sich ihre Arme um den eigenen Körper legte. (Zur Psychologie der Schimpansen. 1911.)

2) Die sogenannten telepathischen Träume lassen sich analytisch leicht als Projektionen der Ursituation in die Zukunft auflösen, wie überhaupt der ganze moderne Okkultismus, der auf der altindischen Wiedergeburtssymbolik ruht, sich restlos aus dem Urtrauma und seiner projektiven Verarbeitung (Astrologie) verstehen läßt. Nehmen doch die Okkultisten beispielsweise richtig an, daß im Traum Erinnerungen an Dinge wiederkehren, die im Vorleben des Träumers von Bedeutung waren; nur daß sie dieses Vorleben weiter zurück projizieren.

Anderseits entspricht die Grundidee der Telepathie einem in die Zukunft projizierten, antizipierten *déja vu*, etwas schon einmal Erlebtem, was gleichfalls nur auf die vorgeburtliche Existenz bezug haben kann. (Vgl. dazu auch das interessante von Dr. Szilágyi unter dem Titel „Der junge Spiritist" veröffentlichte Material, Zsch. IX/3, 1923. Zitiert nach Abschluß dieser Arbeit.)

fertigwerden, Gepäckverlieren usw., was im Traum so peinlich empfunden wird, ist nur zu verstehen, wenn man die Abreise im Sinne der Trennung von der Mutter auffaßt und das Gepäck (Koffer) als symbolischen Ersatz für den Mutterleib, der ja auch durch alle Arten von Fahrzeugen ersetzt wird (Schiff, Auto, Bahnkoupé, Wagen usw.). Die anscheinende Todessymbolik (Stekel[1]) ist darin ebenso vorbewußt wie etwaige prospektive Tendenzen (Lebensreise). Das Unbewußte kann die Trennung, die Abreise, ja selbst das Sterben, nur im Sinne der wunscherfüllenden Rückkehr in den Mutterleib auffassen, da es gar keine andere Wunschtendenz kennt und darstellen kann. Die Umkehrungstendenz, die jede Fortbewegung im Traume doch wieder nur als eine Rückkehr auffassen muß, erklärt eine ganze Reihe sonst unverständlicher Traumsituationen mit einem Schlage[2] (siehe vorhin die Umkehrung der Geburtsrichtung) und zeigt wieder, daß gerade die anscheinend höheren psychischen Funktionen (nicht nur im Traume), wie Form, Orientierung, übrigens auch alles Zeitliche,[3] gerade mit den

1) „Die Sprache des Traumes", 1911, wo im Anschluß an die Traumforschungen Freuds eine reiche Sammlung der sogenannten „Todessymbolik" zusammengestellt ist. — Auch im Kapitel „Mutterleibsträume" finden sich eine Reihe guter Beobachtungen, die jedoch über das rein Praktische der „Symboldeutung" nur mit der Vermutung hinausgehen, daß eine Erinnerungsspur vielleicht das materielle Substrat für den Geburtstraum liefern mag.

2) So erklärt sich die Abneigung so vieler Menschen, gegen die Fahrtrichtung zu sitzen. Es ist dieselbe Urverdrängung, die den mythischen Personen verbietet, auf ihrem Wege rückwärts zu blicken (Versteinerung), die das verkehrt zu Pferde Sitzen des verspotteten Helden (Christus!) bewirkt und noch in der Redensart nachklingt: Das Pferd beim Schwanz aufzäumen. — Die entsprechende lustvolle Situation zeigt das kindliche Reisespiel (Kutscher, Eisenbahn usw.), wobei im Sinne der Mutterleibssituation (Wagen, Schiff, Coupé usw.) der vom Erwachsenen als lächerlich empfundene Mangel der Fortbewegung gerade das eigentlich wunscherfüllende Element bildet (Siehe dazu Peer Gynts kindliche „Fahrt" mit der toten Mutter, an die dann seine Weltreise anschließt).

3) Bei Frauen, die man in der Schwangerschaft — bis knapp zur Entbindung — zanalysieren kann, erweist sich, daß die Zeiten und besonders die Zahlen zurückgehen auf Schwangerschaft und Geburt (Monate, Jahre, Kinder, Geschwister usw.),

allertiefsten unbewußten Wünschen zusammenhängt, nicht nur das rein Körperliche (Sensationen, Stellung, Lage usw.). Die von Silberer in ihrer Bedeutung gewiß überschätzte „funktionale“ Deutung einzelner Traumelemente, in der wir immer schon einen „Widerstand“ gegen die analytische Deutung vermutet haben, erweist sich hier als unmittelbare Folge einer Fluchttendenz vor dem eigentlich Verdrängten. Allerdings folgt diese Tendenz gebahnten psychischen Wegen, die wahrscheinlich auch in der psychischen Entwicklung des Einzelnen von der Verdrängung des Urtraumas zur Entwicklung der sogenannten höheren Funktionen führt.

Bevor wir uns von der Traumsymbolik zum allgemeinen Verständnis der Symbolik überhaupt und ihrer Verwendung im Dienste der Kulturanpassung wenden, möchten wir noch besonders betonen, daß unsere Auffassung von der durchgreifenden Bedeutung des Geburtstraumas ihre stärkste Stütze in der analytischen Traumdeutung findet, deren detaillierte Darstellung ich mir darum für einen größeren Zusammenhang aufsparen muß. Hier sei nur hervorgehoben, daß die eingangs erwähnten analytischen Erfahrungen uns in den Stand setzen, die in der Analyse sehr frühzeitig entdeckte „Mutterleibsphantasie“, wie sie seit Freud an zahlreichen in der analytischen Literatur mitgeteilten Beispielen gezeigt wurde, real zu fundieren. Da die Konsequenzen dieser Erfahrungen von ungeheurer Tragweite zu sein scheinen,

wobei besonders die Geburtstage eine Rolle spielen, auf denen übrigens die meisten Analysen von Zahleneinfällen beruhen. Es darf dabei nicht wundernehmen, wenn im Unbewußten weniger die aus unserer Sonnenrechnung stammende Neunzahl (der Schwangerschaftsmonate) als die dem „natürlichen Kalender“ (siehe Note 1 S. 73) entsprechenden Zahlen zu finden sind, ähnlich wie auch in der Mythologie die heiligen Zahlen zwischen Sieben, Neun, Zehn schwanken. So gibt es beispielsweise in Mexiko 9 Unterwelten, in Neuseeland 10 („die unterste Schicht *meto* oder Verwesungsgestank ist der Ort, wo der Prozeß der Umwandlung des verwesenden Leichnams in die Gestalt eines Wurmes sich vollendet“. Danzel, Mexiko I, S. 21). In China befinden sich die zehn Höllenregionen tief im Innern der Erde und heißen „Gefängnisse der Erde“ usw.

soll kein Zweifel daran gelassen werden, was damit gemeint ist. Daß es ein Rückphantasieren in den Mutterleib gibt, ist ebensowenig zu bestreiten[1] wie die von Silberer an schönen Beispielen von „Spermatozoenträumen" aufgezeigte Wunschtendenz, noch weiter in der Entwicklung, also in den Körper des Vaters zurückzugehen.[2] Doch sind dies wie bemerkt Phantasien, die z. T. sogar an gehörte oder gelesene Aufklärungen über die Sexualvorgänge anknüpfen. Aus der Analyse von Kurträumen ergibt sich aber mit zweifelloser Sicherheit, daß in den Träumen vielfach direkte, gänzlich unbewußte Reminiszenzen bzw. Reproduktionen der individuellen Intrauterinstellung oder der Besonderheiten des Geburtsaktes vorliegen, die aus keiner bewußten Erinnerung oder Phantasiebildung stammen können, weil sie niemandem bekannt sein konnten. Natürlich verwertet der Traum dann auch nachträglich über die eigene Geburt Gehörtes, oft aber in so charakteristischer Weise, daß man sich genötigt sieht, dem unbewußten Eindruck (der oft im wahren Sinne des Wortes ein „Eindruck" war) des Träumers gegen die bewußte Erinnerung recht zu geben. Daß der Aufenthalt im Leib des Vaters reproduktionsfähig sei, möchte ich nicht behaupten, im Gegenteil scheint es mir, daß es sich bei diesen „Spermatozoenträumen", wenn man ihre Analyse unter Berücksichtigung der hier dargelegten Gesichtspunkte fortführt, letzten Endes doch wieder um Mutterleibsträume handelt, die mittels eines später erworbenen bewußten Wissens umgearbeitet sind.[3] Ja, oft genug erweisen sich die sogenannten „Vaterleibsträume" insoferne direkt als verkappte Mutterleibsträume, als ja der einzige Weg, um wieder in die Mutter zu kom-

1) Die klassische Darstellung bietet ein 1795 unter einem Pseudonym erschienenes Buch „Meine Geschichte eh' ich gebohren wurde. Eine anständige Posse vom Mann im grauen Rocke" (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten Nr. 2, Berlin o. J. Ernst Frensdorff).

2) Silberer: „Spermatozoenträume" und „Zur Frage der Spermatozoenträume". Jahrbuch IV, 1912.

3) Dies hat bereits Winterstein (Imago II, 1913, S. 219) richtig vermutet.

men, die Rückkehr zum väterlichen Spermatozoon ist. So entsprechen diese Träume keineswegs Phantasien von der Rückkehr in den „Vaterleib“, die vielmehr nur als Mittel benutzt wird, um sich neuerlich vom Vater zu trennen und so dauernd mit der Mutter zu vereinigen. Denn die Fötalsituation, mindestens in der letzten Zeit der Schwangerschaft, und die Geburtssituation sind dem Individuum als solchem doch unmittelbar gegeben und als solche zweifellos reproduktionsfähig. Wir behaupten also nicht mehr und nicht weniger als die Realität der „Mutterleibsphantasie“, wie sie sich im kindlichen Leben, in den neurotischen Symptomen und in der physiologischen Schlafsituation (Traum) tatsächlich offenbart.

Wenn wir versuchen, die nächste Konsequenz aus dieser Tatsache zu ziehen, so müssen wir darauf gefaßt sein, verschiedenen Einwendungen zu begegnen, die uns vor allem gerade die sogenannte Realität, d. h. die Außenwelt entgegenhalten werden, an der ja schließlich doch die Macht des Unbewußten, und wenn wir uns sie auch noch so groß vorstellen, ihre natürliche Grenze finden müsse. Nun wollen wir gewiß nicht so weit gehen, die reale Außenwelt zu leugnen, obwohl gerade die großartigsten Denker in der menschlichen Geistesgeschichte, zuletzt noch Schopenhauer in seiner idealistischen Philosophie, sich einer solchen Einstellung stark annähern. Die „Welt als Vorstellung“, d. h. als meine individuelle Vorstellung in meinem Ich, hat eben doch gute psychologische Gründe, deren analytische Aufdeckung die Realität der Außenwelt nicht einschränkt und doch die Macht der „Vorstellung“ erklärt. Wenn wir alles dem Ich als Objekt der Außenwelt Gegenüberstehende in das von Natur aus Gegebene und alles andere vom Menschen Geschaffene teilen, so ergeben sich zwei Gruppen, die wir als Natur und Kultur zusammenfassen können. Von der Kultur läßt sich nun, angefangen von den primitivsten Erfindungen, wie dem Feuer und den Werkzeugen, bis zu den kompliziertesten technischen Leistungen, zeigen, daß sie nicht nur vom Menschen, sondern auch nach

dem Menschen gebildet sind,[1] dessen anthropromorphe Weltanschauung von dieser Seite her erst ihre Berechtigung erhält. Es würde zu weit führen, diese Auffassung, die von der Ur- und Kulturgeschichte in gleicher Weise wie von der Analyse die stärksten Beweise erhalten hat, hier im Detail zu begründen. Wesentlich ist das Verständnis des psychologischen Mechanismus, mittels dessen alles „Erfinden", das eigentlich ein Herausfinden von etwas latent Vorhandenem ist, und somit die gesamte Kulturschöpfung, vor sich geht, die sich in den Mythen als menschliche Weltschöpfung nach dem Muster der eigenen Schöpfung spiegelt.

Das Studium und Verständnis der sogenannten Traumsymbolik setzt uns nun in den Stand, den Akt der Kulturschöpfung bis zu seinem Ursprung im tiefsten Unbewußten zurückzuverfolgen. Aus der verwirrenden Fülle des kulturellen Tatsachenmaterials, welches die Menschheit in vieltausendjährigem Fortschreiten immer wieder aufs neue aus der gleichen alten Ursehnsucht produziert, wollen wir hier nur ein einziges, bereits zum Verständnis der infantilen Angst herangezogenes Beispiel besprechen, das uns mitten in unsere Kultursphäre hineinversetzt, gleichzeitig aber den Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte gestattet. Es handelt sich um das Zimmer, den Raum, der für das Unbewußte regelmäßig das weibliche Genitale vertritt, wie noch unser Sprachgebrauch vom „Frauenzimmer" verrät;[2] und zwar im letzten Grunde das einzige dem Unbewußten bekannte weibliche Genitale, den mütterlichen Körper, in dem man sich vor dem Geburtstrauma geschützt und gewärmt aufgehalten hat. Es ist nun nach kulturhistorischen Untersuchungen gar kein Zweifel, daß ebenso wie der Sarg und seine

1) Siehe Ferenczis Hinweis auf die „Psychogenese der Mechanik" (Imago V, 1919) und die dort zitierten Arbeiten von Mach, E. Kapp u. a. Dazu: Die Maschine in der Karikatur, von Ing. H. Wettich (mit 260 Bildern), Berlin 1916, sowie: Die Technik im Lichte der Karikatur, von Dr. Anton Klima (mit 139 Bildern), Wien 1913.

2) Siehe Bachofens griechische Parallele dazu („Das Mutterrecht", S. 53).

primitiven Vorläufer, das Baum-, Erd- und Hockergrab (Embryonalstellung), einzig der Mutterleibssituation nachgebildet sind, in die man nach dem Tod zurückzukehren wünscht, wie die primitiven Wohnungen der Lebenden, mögen es nun Erdhöhlen[1] oder hohle Bäume gewesen sein[2], in instinktiver Erinnerung an den wärmenden, schützenden Mutterleib gewählt oder gemacht wurden, analog dem Nestbau des Vogels, der die schützende Eihülle ersetzt. Was sich später im Laufe der fortschreitenden Urverdrängung, die eine allmähliche Entfernung vom Urtrauma in sublimierte Ersatzbildungen des Urzustandes bedingt, daraus entwickelt hat, bleibt doch immer ganz offenbar mit jener realen Ursituation aufs tiefste verknüpft, wie das moderne Kind uns mit seiner Angst im dunkeln Raume verrät. Mag es die primitive Laubhütte (Nest) sein, oder der erste „Altar", der aus dem Herdfeuer (Mutterwärme) hervorging, oder das Urbild des „Tempels" (wie die indischen Höhlentempel), der das Dach oder Haus zum Schutz dieses Feuers darstellte; oder die überdimensionalen orientalischen Tempelbauten, die der himmlischen und kosmischen Projektion dieser menschlichen Stätten entsprechen (Babelturm), welche im griechischen Tempelbau mit seinen den primitiven Baumstamm ersetzenden und die menschlichen Beine repräsentierenden Säulen und seinen formenreichen

---

1) Amerikanisches Material zur Geburtshöhle bringt Roheim in einem Artikel: Primitive Man and Environment (Internat. Journal of Psychoanalysis II, 1921, p. 170pp). Von den reichlich zitierten Quellen ist besonders W. Mathews erwähnenswert, der die Geburtssymbolik in den betreffenden Mythen erkannt hat (Myths of Gestation and Parturition. Americ. Anthropol. IV, 1902, p. 737).

2) Emil Lorenz hat in einer Studie: Der politische Mythus, Beiträge zur Mythologie der Kultur (Imago VI, 1920 und erweitert separat 1922), anknüpfend an Jungs mythologische und Ferenczis biologische Gesichtspunkte auf diese symbolische Bedeutung eindringlich hingewiesen und für das Verständnis der „Anpassung der Wirklichkeit an unsere Wünsche und Bedürfnisse unter dem bestimmenden Einfluß des Urtypus der durch die Mutter-Imago vermittelten ersten Auseinandersetzung des Ichganzen mit der Welt" den Begriff des „psychischen Integrals" vorgeschlagen (S. 57 der Separatausgabe).

Kapitälen (Köpfen) die höchste künstlerische Idealisierung dieses menschlichen Usprungs erreichte, wie er im Hohen Lied naiv versinnbildlicht erscheint; oder die gotischen Kirchenbauten des Mittelalters mit ihrer Rückkehr zu den aufstrebenden und doch drückenden dunkeln Gewölben; oder schließlich die amerikanischen Wolkenkratzer mit ihrer glatten Körperfassade und den Liftschächten im Innern: überall handelt es sich um eine über die bloße „Symbolbildung" des Traumes, ja auch der Kunst hinausgehende Reproduktion, d. h. schöpferische Gestaltung, welche in angenäherter Form den Ersatz der Ursituation gestattet.

Von diesem simpelsten Fall der „symbolischen" Realpassung ergeben sich die weitesten Perspektiven für das Verständnis der gesamten menschlichen Kulturentwicklung: Die Kinderstube, die vom Beutel des Känguruhs und dem Nest, über die Windeln und die Wiege sich erweitert zu dem dem mütterlichen Körper instinktiv nachgebildeten Haus,[1]

---

1) Das Bauopfer, das ursprünglich darin besteht, ein lebendes Kind in das Fundament eines neuen Hauses einzumauern, soll den Charakter des Gebäudes als Mutterleibsersatz sinnfällig machen.

Ernst Fuhrmann, der in seinen interessanten Arbeiten auf das menschlich-körperliche Urbild des Profan- und Sakralbaues hingewiesen hat, als dem schützenden Raum, in dem der Mensch sich zur Nachtzeit verkriecht (Haus) oder aus dem er die Neugeburt erwartet (Tempel), weist auch auf bemerkenswerte sprachliche Übereinstimmungen hin: „Das Haus entsprach also der Haut, es entsprach dem Wasser, in das die Sonne eingeht, und auch das ganze Wortregister für Dorf usw. zeigt, daß ein Untergangsbegriff damit verbunden war. Aus Haut wurde Hut, Hütte, Haus usw., aus Fell wurde Ville, Büll usw. Aus Schaf wurde Schuppen, auch russ. Schuba, der Pelz. Aus *Wat*, dem Wasser, wurden *Bett*, *Beth*, das hebr. Haus, *Ved*, der Wald im Schwedischen, das Holz usw. . . . Wenn ein Mensch ins Bett ging, war er im Wasser angelangt. Seine Decken waren die Wellen, zwischen denen er lag, und sie wurden entsprechend aus einer Materie gemacht, die weich und fließend war. An den Pfosten des Bettes wurden häufig Schnitzereien angebracht, die auf die Ungeheuer der Unterwelt Bezug hatten, aber auch die Engel, die Geister, die den Körper wieder belebten, mußten dabei vorhanden sein . . ." („Der Sinn im Gegenstand", München 1923; und „Der Grabbau", München 1923, bes. S. 43 u. ff.)

zur schützenden Stadt,[1] zur befestigten Burg[2] und von da in Anknüpfung an die bereits früher erfolgte mythische Angliederung (Projektion bzw. Introjektion) der Natur (Erde, Kosmos) einerseits zu den sozialen Verschiebungs- und Ersatzbildungen begrifflicher Art wie Vaterland, Nation und Staat, die in der von Freud rekonstruierten Weise[3] an die Urhordengeschichte und den gemeinsamen Verzicht und Besitz der Urmutter in der späteren sozialen Gemeinschaft anknüpfen.

Wie Freud gezeigt hat, wird der Urvater von den Söhnen erschlagen, die in den Besitz der Mutter gelangen, d. h. wieder zur Mutter zurück wollen, was in der Urhorde das „starke Männchen", der „Vater", als äußerer Widerstand und Träger der „Angst" (vor der Mutter) verhindert. Der Grund des Verzichtes ist aber, daß sie wohl — wie die primitiven orgiastischen Totenfeiern zeigen — alle die Mutter geschlechtlich besitzen (Promiskuität), nicht aber alle in sie zurückkehren können. Dies ist das psychisch-reale Motiv der „heroischen Lüge", d. h. der Tatsache, daß im Mythus und Märchen immer nur ein Einzelner, und zwar der Jüngste, der keinen Nachfolger bei der Mutter hatte, die Urtat begehen kann.

Aus diesem psychologischen Motiv heraus erfolgt auch die für die Menschheitsentwicklung so folgenschwere männliche Staatenbildung, indem es auch sozial notwendig wird, daß wieder ein Einzelner in Identifizierung mit dem Vater dessen Platz einnehme und so den Bann der Unzugänglichkeit der Mutter, der im sogenannten „Mutterrecht" seinen soziologischen Ausdruck gefunden hatte, zu durchbrechen.[4] Die Aufrichtung der Vatermacht erfolgt also, indem die zur Ehrfurcht gemilderte Furcht vor der Mutter auf den neuen Usurpator der Vaterstelle, den

1) Zur Stadt als Muttersymbol vgl. meine Arbeit: Um Städte werben, 1911. Die sieben Hügel Roms entsprechen den Zitzen der säugenden Wölfin.

2) Von: Berg — verbergen: ursprünglich „Fluchtburg" (Lorenz, S. 87).

3) „Totem und Tabu", 1912. — „Massenpsychologie und Ich-Analyse", 1921.

4) Bachofen: Das Mutterrecht, 1861 (zweiter unveränderter Abdruck 1897).

Häuptling, Führer, König übertragen wird. Den Schutz, den er auf Grund von „Rechten" (Verträgen) gegen die Wiederholung des Urverbrechens, d. h. das neuerliche Erschlagenwerden genießt, den verdankt er der Tatsache, daß er an Stelle der Mutter tritt, und so aus der teilweisen Identifizierung mit der Mutter die ihr freiwillig zugestandenen „Rechte" mit übernimmt. In der sogenannten Herrschaft des Vaterrechts stammt also das „Recht", d. h. der gegenseitige (vertragliche) Schutz, die soziale Schonung und Achtung des anderen, aus der natürlichen Phase der Mutterbindung, die einerseits auf dem Schutz durch die Mutter (Leib), anderseits auf der aus dem Geburtstrauma stammenden Angst vor ihr beruht. Die sonderbare Ambivalenz gegen den Herrscher erklärt sich daraus, daß er geliebt, geschützt und geschont wird, d. h. *tabu*[1] ist, soweit er die Mutter repräsentiert, dagegen gehaßt, gequält und erschlagen wird als Repräsentant des Urfeindes bei der Mutter. Er selbst kehrt in all den Einschränkungen (Zeremoniell), die seine „Rechte" oft vollständig aufzuheben scheinen, teilsweise in die lustvolle Ursituation zurück, an den Ort, wohin selbst der König ohne Begleitung und zu Fuß gehen muß.

Dies wird besonders im „Sonnenkultus" klar, dessen Bedeutung sich keineswegs in der bewußten Identifizierung mit dem mächtigen Vater erschöpft, sondern seine tiefer liegende unbewußte Lustquelle in der ursprünglichen Geburtsvorstellung hat, welche die täglich auf- und niedergehende Sonne als das neugeborene und nächtlicherweile zur Mutter rückkehrende Kind auffaßt (Sonne-Sohn). Im Leben der peruanischen Herrscher, dessen Zeremoniell der Sonnenidentifizierung entspricht, kommt dies deutlich zum Ausdruck: Der Inka „geht niemals zu Fuß, sondern wird stets in einer Sänfte getragen. Er nimmt die Nahrung nicht selbst zu sich, sondern wird von seinen Frauen gefüttert. Er trägt ein Kleid nur einen Tag lang, dann legt er es ab und sechs Mo-

1) Das Urtabu ist das mütterliche Genitale, das von Anfang an ambivalent besetzt ist (heilig-verrucht).

nate lang werden diese abgelegten Kleider aufgehoben und dann an einem Tage verbrannt. Der Inka nimmt Nahrung nur einmal aus einem Gefäß, jedes Ding benutzt er nur einmal . . . Der Inka ist also an jedem Tage ein ganz neues Wesen, der Säugling der Frauen, der auch von ihnen genährt werden muß".[1] Der Inka ist also durchaus „eintägig", dauernd *in statu nascendi* wie Fuhrmann mit Recht zusammenfassend bemerkt. Einem ähnlichen Geburtszeremoniell ist aber jeder Herrscher mehr oder minder unterworfen. Der Priester-König auf Neu-Guinea darf sich nicht bewegen und muß sogar sitzend schlafen (um so für einen gleichmäßigen Zustand der Atmosphäre zu sorgen). — Im alten Japan mußte der Mikado jeden Vormittag einige Stunden lang mit der Kaiserkrone auf dem Haupt auf dem Thron sitzen (noch heute die Vorstellung unserer Kinder vom „Regieren" = Allmacht auf Erden ausüben); aber steif wie eine Statue, ohne Hände, Füße, Kopf oder Augen zu bewegen, da sonst Unheil über das Land kommen würde (nach Kämpfer: History of Japan).[2]

Der König ist also ursprünglich nicht „Vater", sondern Sohn, und zwar ein kleiner Sohn, *infans*, ein Unmündiger, „Seine Majestät das Kind", das von Mutters Gnaden regiert.[3] Wir haben schon angedeutet,

1) Fuhrmann: Reich der Inka, Hagen 1922, S. 32 (Kulturen der Erde, Bd. I).

2) Der König oder Gott sitzt aber nicht „wie eine Statue", sondern die „Statue" verewigt nur diesen seligen Ruhezustand der Unbeweglichkeit (siehe Abschnitt über die Kunst). — Die Krone, diese höchste aller Kopfbedeckungen, geht letzten Endes auf die embryonale „Glückshaube" zurück, wie noch unser Hut, dessen Verlust im Traum die Bedeutung der Trennung von einem Teil des Ichs hat. —

Das Szepter, dessen phallische Bedeutung keinem Zweifel unterliegt, stammt aus der primitivsten Phase der Mutterherrschaft (Frau mit dem Penis) und hat für den männlichen Herrscher ursprünglich nur den Sinn, ihn — der wie die ältesten Priester kastriert = die Mutter war — durch diesen Ersatz wieder zum Mann zu machen (siehe die hölzerne Nachbildung, die Isis vom verlorenen gegangen Phallus des Osiris für sich machen läßt. — Dazu Rank: Die Matrone von Ephesus, 1913).

3) Vielleicht hängt Kaiser = *caesar* mit schneiden zusammen: der Herausgeschnittene (siehe auch „Kaiserschnitt"?).

wie es zu dieser frühesten Vorstufe einer sozialen Organisation, diesem Staat „in Kinderschuhen“, gekommen sein mag. Die frühere Hochschätzung des Weibes (ihres Genitales), die noch in den alten Göttinnenkulten sichtbar ist und ihre Spuren im späteren „Mutterrecht“ hinterlassen hat, mußte durch die spätere soziale Vaterorganisation, wie sie Freud aus der primitiven Horde abgeleitet hat, abgelöst werden. Der gestrenge, aber rechtliche, nicht mehr gewalttätige Vater mußte wieder als „Inzestschranke“ gegen die Rückkehrtendenz zur Mutter aufgerichtet werden, womit er nur wieder seine ursprüngliche biologische Funktion aufnahm, die Söhne von der Mutter zu trennen. Die Angst vor der Mutter wird dann als Ehrfurcht auf den König und die hemmenden Ich(-Ideal)-Instanzen, die er repräsentiert (Recht, Staat) übertragen. Die Söhne (Bürger, Untertanen) stellen sich zu ihm in der bekannten doppelseitigen Ödipuslibido ein und die systematische soziale Entwertung der Frau resultiert schließlich aus ihrer ursprünglichen Hochschätzung als Reaktion auf die infantile Abhängigkeit, die der Vater gewordene Sohn auf die Dauer nicht ertragen kann.[1]

Daher strebt jede mächtige und erfolgreiche Eroberernatur letzten Endes nach dem Alleinbesitz der Mutter[2] (Vateridentifizierung) und jede Revolution, die den Sturz der männlichen Herrschaft anstrebt,

1) Eine äußerst instruktive Illustration zu dieser biologischen Wurzel des „Matriarchats“ bietet die von Leo Frobenius („Das unbekannte Afrika“, München 1923, S. 23) veröffentlichte und S. 41 ff in diesem Sinne erläuterte Felszeichnung von Tiut in Algerien, die einen durch die Nabelschnur mit der (betenden) Mutter verbundenen Jäger zeigt.

2) Siehe L. Jekels: Der Wendepunkt im Leben Napoleons I., Imago III, 1914 und William Boven: Alexander der Große, ebenda VIII, 1922.

Man beachte übrigens das charakteristische Bekenntnis des jungen Napoleon, der am 26. Oktober 1798 schreibt: „Es gibt wohl kaum einen kleinmütigeren Menschen, als ich es bin, wenn ich einen militärischen Plan vorhabe . . . ich bin wie ein Mädchen, das seine Niederkunft erwartet. Habe ich aber meinen Entschluß gefaßt, dann ist alles vergessen bis auf das, was zum Erfolg beitragen kann“ (Napoleon-Brevier, hg. von Hans F. Helmolt, Görlitz 1923).

tendiert zur Mutterrückkehr. Veranlaßt und ermöglicht wird aber diese blutige Auflehnung gegen die Vaterherrschaft letzten Endes von der Frau, und zwar ganz im Sinne der „heroischen Lüge" des Mythus. Wie die französische Revolution zeigt, ist es weniger der König als die ausschweifende Königin, — der man übrigens charakteristischerweise den Inzest mit ihrem Sohn nachsagte, — überhaupt die Maitressenwirtschaft und Weiberherrschaft, welche die Wut der Menge reizt und auch die hervorragende Rolle der Frau in den revolutionären Bewegungen mitbestimmt.[1] Durch ihre sexuelle Macht (vgl. auch die serbische Königin Draga Maschin) wird sie für die Gemeinschaft gefährlich, deren soziales Gefüge auf der auf den Vater verschobenen Angst ruht. Der König wird erschlagen, nicht um aus dem Joch loszukommen, sondern um sich ein stärkeres, sicher vor der Mutter schützendes aufzuerlegen:[2] *Le roi est mort, vive le roi.*[3]

Denn die Frau wirkt antisozial,[4] was ihren Ausschluß sowohl in primitiven (Klubhäuser) wie in hochentwickelten Kulturen vom sozialen wie politischen Leben psychologisch begründet.[5] Der Mann schätzt sie

1) Siehe dazu Beate Rank: Zur Rolle der Frau in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. (Vortrag, Wiener PsA. Vereinigung, Mai 1923).

2) Bachofen (S. 31) leitet das *parricidium* des römischen Rechtes, das ursprünglich den Königs- oder Vatermord bedeutet, von *pareo* = gebären ab. „In dem Worte *parricidium* wird der Geburtsakt besonders hervorgehoben . . . Paricidium ist die an der gebärenden Urmutter in irgendeiner ihrer Geburten begangene Verletzung". (Siehe auch A. J. Storfer: Zur Sonderstellung des Vatermordes. Eine rechtsgeschichtliche und völkerpsychologische Studie, 1911).

3) Siehe auch Paul Federn: „Die vaterlose Gesellschaft. Zur Psychologie der Revolution", 1919, der zum Schlusse kommt, daß die Menschheit eine vaterlose Gesellschaft auf die Dauer nicht vertragen kann.

4) Als Leutnant hatte Napoleon Buonaparte einen Dialog über die Liebe verfaßt, in dem es heißt: „Ich halte die Liebe für schädlich der Gesellschaft, dem Glücke des Einzelnen; ich glaube, daß sie mehr Übles als Gutes verursacht, und hielte es für eine Wohltat, wenn die Gottheit die Welt davon befreien wollte!"

5) In seiner wertvollen Arbeit über „Die Pubertätsriten der Wilden" hat Th. Reik gezeigt, wie die eigentliche Mannwerdung durch eine symbolische Wiederholung der Geburt, durch Ablösung von der Mutter dargestellt wird. (Imago IV, 1915/16).

nur bewußterweise gering, im Unbewußten fürchtet er sie. Sie wird darum auch in der französischen Revolution als Göttin der Vernunft entsexualisiert und idealisiert, wie im alten Hellas die aus dem Haupte des Zeus geborene Athene. Die „Freiheit“ (*la liberté*) hat immer weiblichen Charakter gehabt und geht letzten Endes wieder nur auf die Befreiung aus dem mütterlichen Gefängnis zurück (die Erstürmung der Bastille).

Die Ausgestaltung der vaterrechtlichen Herrschaft zu den immer stärker vermännlichten Staatssystemen ist also eine Fortwirkung der Urverdrängung,[1] welche darauf hinausgeht, die Frau — eben wegen der peinlichen Erinnerung an das Geburtstrauma — immer weiter auszuschalten, sogar um den Preis, die so unsichere Herkunft vom Vater (*semper incertus*) zur Grundlage des ganzen Rechtswesens zu machen (Namen, Erbfolge usw.).[2] Die gleiche Tendenz, den schmerzhaften

1) Dies hat bereits Winterstein im Anschluß an Bachofen zum Verständnis der philosophischen Systembildungen verwertet (Imago II, 1913, S. 194 u. 208).

2) Der ursprüngliche Schwur bei den Testikeln des Vaters (*testes*), auf dem noch unser Eid (Fingerstellung) beruht, ist im Sinne des Unbewußten immer ein Meineid, da dieses nur die Herkunft von der Mutter kennt, wie die volkstümlichen Schwüre und Flüche zur Genüge beweisen, die alle in eindeutig derber Weise auf den Mutterleib deuten.

Daß der Name des „Rechts“ von der Körperseite abgeleitet ist, die physiologisch durch das Geburtstrauma weniger betroffen und also kräftiger ist, zeigt, in welcher Weise diese biologischen Urtatsachen die Menschwerdung bestimmen. Die linke Seite, die in den Geburtsträumen so häufig als die gefährdete erscheint und die bereits Bachofen aus mythischer Überlieferung als die „mütterliche“ erkannt hatte, ist ja durch anatomische Besonderheiten des Menschen von Anfang an, und zwar ontogenetisch, zur Minderwertigkeit bestimmt (die normale Geburtsposition in Linkslage). So erweist sich die (ethische) Symbolik von rechts und links (= schlecht), auf die Stekel hingewiesen hat, im Geburtstrauma, ja im Intrauterinzustand verankert. Siehe auch die psychischen Besonderheiten der Linkshänder (Fließ u. a. Autoren) sowie die Erklärung der hysterischen Hemianästhesie bei Ferenczi: Erklärungsversuch einiger hysterischer Stigmata („Hysterie und Pathoneurosen“, 1919.) Dazu in der jüdischen Mystik die Auffassung, daß das Linke (Weibliche) abstoße, das Rechte (Männliche) anziehe, sowie Ähnliches in der chinesischen Mystik (Langer: Die Erotik der Kabbala. Prag 1923, S. 125).

Anteil der Frau an der eigenen Entstehung gänzlich auszuschalten, haben uns alle die Mythen bewahrt, in denen der Mann die erste Frau schafft, wie beispielsweise in der biblischen Schöpfungsgeschichte, also sozusagen das Ei vor der Henne dagewesen sein soll.

Auf die ständige Festigung der Vatermacht scheint nun auch eine Reihe von Erfindungen abzuzielen, ähnlich wie die bereits genannten Kulturschöpfungen auf die ständige Erweiterung des Schutzes durch die Mutter. Wir meinen die Erfindung der Werkzeuge und Waffen, die eigentlich alle dem männlichen Geschlechtsorgan direkt nachgebildet sind, welches lange vor aller Kultur, in der biologischen Entwicklung, dazu bestimmt ist, in die spröde weibliche Materie (Mutter) einzudringen.[1] Da dies in einem für das Unbewußte immer nur höchst unzureichenden Maße der Fall sein kann, wird der Versuch an den natürlichen Ersatzstoffen *(materia)* immer wieder mit vollkommeneren Mitteln, eben den Werkzeugen, wiederholt, die bekanntlich als Vervollkommnung der anderen, natürlichen Werkzeuge (wie Hände, Füße, Gebiß) gelten. Diese Vervollkommnung erhält aber ihren unbewußten Antrieb von der Mutterlibido, d. h. der ewig unbefriedigbaren Tendenz zum vollständigen Eindringen in die Mutter, wozu die auffällige Tatsache stimmt, daß der Penis selbst infolge der Urangst keinerlei ähnliche „Verlängerung" erfahren hat wie sie die Werkzeuge für die andern Gliedmaßen darstellen,[2] auf die eben diese Tendenz verschoben erscheint, ebenso wie die Mutter durch die *materia* ersetzt ist. Bei dieser nur ungern vollzogenen Ersetzung (Erde),[3] welche die erste kulturelle Anpassungsleistung darstellt, scheint nun auch eine ganz entschiedene rein

1) Fritz Giese: Sexualvorbilder bei einfachen Erfindungen, Imago III, 1914.

2) Dagegen zur Lusterhöhung im Sexualakt selbst wie die (S. 41, Fußnote 2) angeführten Veranstaltungen Primitiver zeigen, die wir psychologisch als „Präservativ" vor der Angst des gänzlichen Verschlungenwerdens auffaßten.

3) Nach den (bisher noch unveröffentlichten) bioanalytischen Untersuchungen Ferenczis scheint die Erde selbst ein Ersatz der Urmutter aller Lebewesen, des Seewassers zu sein (Meer als Muttersymbol).

körperliche Abwendung vom Weibe als dem Urobjekt der Bewältigungslibido stattgefunden zu haben. Es scheint, daß wir in der Aufrichtung des Menschen vom Erdboden, die ja neuerdings mit der Werkzeugerfindung in Verbindung gebracht wird,[1] den entscheidenden Schritt zur eigentlichen Menschwerdung, d. h. zur „kulturellen“ Überwindung des Geburtstraumas durch Abwendung vom weiblichen Genitale und Anpassung an die genitalisierte Außenwelt, zu erblicken haben, die letzten Endes wieder nur mütterliche Bedeutung hat.

Eng verwandt in der Genese mit den Werkzeugen sind die Waffen, ursprünglich vermutlich sogar identisch und wohl gleichzeitig zur Bearbeitung von Material wie zur Jagd (Tötung) verwendet. Die Jagd selbst knüpft wieder unmittelbar an den Ersatz der mütterlichen Nahrung an, und zwar um so direkter je weiter wir in der Ernährung durch die Mutter zurückgehen. Das warme Blut des erlegten Tieres wurde in direkter Fortsetzung der intrauterinen Ernährung getrunken, das rohe Fleisch verschlungen — wovon noch in den Verschlingungsmythen deutliche Nachklänge zu finden sind, wo der Held im Innern des Tieres von dessen Weichteilen zehrt. Die „Einverleibung“ des tierischen Fleisches, auf dessen mütterliche Bedeutung kürzlich Roheim hingewiesen hat,[2] wird noch auf der Stufe des totemistischen Vateropfers, im Sinne der Intrauterinsituation, als Begabung mit den Kräften des Verzehrten aufgefaßt; ähnlich wie die Löwenhaut, in die sich beispielsweise Herakles hüllt, ihm nicht bloß die männliche (väterliche) Kraft des Tieres verleiht, sondern die Unverwundbarkeit des *in utero* geschützten Kindes (vgl. dazu den im „Schutze“ der Nabelschnur jagenden Afrikaner). Hier ist übrigens daran zu erinnern, daß jeder Schutz vor elementaren Gefahren

1) Paul Alsberg: Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung (1922), der allerdings umgekehrt die Menschwerdung als Resultat des Werkzeuggebrauchs hinstellen möchte; und zwar ursprünglich des mit der Hand geworfenen Steins.

2) „Nach dem Tode des Urvaters“ (Kongreßvortrag, Berlin, September 1922) Imago IX, 1, 1923.

oder menschlichen Angriffen (mit Waffen), von der Erdhöhle oder dem Baumloch bis zum beweglichen Schild oder Streitwagen, Unterseeboot und Tank, letzten Endes eine Flucht in die mütterliche Schutzhülle bedeutet.[1] Das noch warme Fell des Tieres (Haut), das dem Menschen zugleich als erste Schutzhülle gegen die Kälte diente, ist so das reale Gegenstück zum mythischen Hineinkriechen in den warmen tierischen Leib.[2] Ein Stück der Ambivalenz des späteren Tieropfers, die schon in der Bezeichnung „Opfer" liegt, erklärt sich aus dieser mütterlich-libidinösen Bedeutung und drückt das Bedauern aus, daß die teilweise Realisierung der Ursituation an die Tötung der Mutter gebunden ist („Sadismus"), für die daher später der großartige totemistische Opfertod des Urvaters eingesetzt wird, ganz im Sinne der früher hervorgehobenen Ersetzung des mütterlichen Libidoobjektes durch das väterliche Ichideal.

Diesen Übergang zeigt sehr schön das große mexikanische Frühlingsfest (*Ochpaniztli* = Wegkehren), bei dem eine die Göttin *Tlazolteotl* repräsentierende Frau durch Kopfabschneiden getötet wurde. „Dann wurde dem Opfer die Haut abgestreift, die ein Priester überzog, der bei den weiteren Zeremonien nun die Göttin repräsentierte. Aus der Schenkelhaut des Opfers wurde eine Maske gefertigt („Schenkelmaske"), mit der der Sohn der Göttin, der Maisgott *Cinteotl*, bekleidet wurde" (Danzel, Mexiko I, S. 43). Auch in diesen seltsamen

1) Dies zeigt die klassische Überlieferung, nach der die persischen Frauen die panische Flucht ihrer Männer und Söhne vor den Medern durch Entblößung ihrer Scham aufhielten: *rogantes num in uteros matrium vel uxorum velint refugere.* Plutarch, de virt. mulierum, 5).

2) Das Einhüllen des Körpers in die warme Haut frisch geschlachteter Tiere gilt dem Volk noch heute als Heilmittel, weil es die vorgeburtliche Situation herstellt.

Die den Embryo umgebende Eihaut kannte schon Empedokles unter dem Namen „Schafhaut" (s. Schultz: Dokumente der Gnosis, 1910, S. 22 u. 128).

So erweist sich die noch heute vorwiegend aus tierischen Stoffen gefertigte Kleidung gleichzeitig als körperlicher Schutz vor der Kälte (die man bei der Geburt zuerst erfahren hat) und als libidinöse Befriedigung durch teilweise Rückkehr in den warmen Mutterleib.

Bräuchen handelt es sich um die Darstellung einer Geburt (die des Maisgottes), was auch durch die gespreizte Beinstellung des Abbildes der Göttin versinnbildlicht wird (die mit der dem Sohn über den Kopf gezogenen Schenkelmaske in Verbindung zu stehen scheint). Auch hier zeigt sich wieder, daß der Übergang vom Mutteropfer (Göttin) zum Vateropfer (Priester) über den Sohn erfolgt, der auf dem Wege dieses Opfers wieder in die Mutter eingeht. Denn die ursprünglichen Menschenopfer, wie sie uns am reinsten der mexikanische Kult bewahrt hat, lassen keinen Zweifel daran, daß der Geopferte mit dem in die Mutter Zurückgeschickten identisch war und der Akt des Opferns selbst den Vorgang der Geburt rückgängig machen sollte.[1] „Der Gedanke des Gefangenenopfers beherrschte so sehr die Anschauungen der Mexikaner, daß sogar das Gebären eines Kindes dem Erbeuten eines Gefangenen verglichen wurde. Die Frau, die ein Kind geboren, ist der Krieger, der einen Gefangenen gemacht hat, und die Frau, die im Kindbett gestorben ist, ist der Krieger, der in die Hände der Feinde gefallen und auf dem Opfersteine getötet worden ist" (Danzel, Mexiko I, S. 29).[2] Dementsprechend finden wir zum Fest *Toxcatl* einen Knaben als Opfer, der ein Jahr lang als der Gott verehrt wurde, als dessen Repräsentant er geopfert werden sollte. Dieses Jahr entspricht der oben angeführten Embryonaldauer von 260 Tagen, während deren der Knabe beständig von acht Pagen umgeben war; während der letzten 20 Tage wurde ihm ein Mädchen (als neunter Begleiter) beigegeben (nach Fuhrmann, Mexiko III, S. 15).

Wir glauben die „Symbolik" als das wichtigste Mittel zur Realanpassung in dem Sinne verstanden zu haben, daß aller „Comfort", den

1) In den mexikanischen Bilderhandschriften wird der Geopferte meist als ein mit eingezogenen Gliedmaßen kopfabwärts Stürzender dargestellt (s. Danzel, Mexiko, Bd. I).

2) Diese Auffassung wird psychoanalytisch erläutert von Alice Bálint: Die mexikanische Kriegshieroglyphe *atltlachinolli* (Imago IX, 4, 1923).

Zivilisation und Technik fortwährend zu steigern suchen, nur durch immerwährende Substitution das Urziel zu ersetzen sucht und sich dabei im Sinne der sogenannten Entwicklung immer weiter davon entfernt. Daraus erklärt sich der sonderbare Charakter des Symbols und die eben so sonderbare Reaktion der Menschen darauf, die es in einem gewissen Zusammenhang leicht erkennen, in einem anderen aber entrüstet ablehnen. Denn die vom Menschen geschaffene Realwelt selbst hat sich uns als eine Kette ununterbrochen erneuerter Symbolbildungen erwiesen, die aber nicht bloß einen Ersatz für die verlorene Urrealität darstellen sollen, die sie möglichst getreu nachbilden, sondern gleichzeitig so wenig als möglich an das daran hängende Urtrauma erinnern dürfen. Dies erklärt u. a. auch das Problem, wieso eine moderne Erfindung, wie beispielsweise der „Zeppelin", als unbewußtes Symbol verwendet werden kann: weil er nämlich selbst nach dem unbewußten Urbild gestaltet ist, das sich darin nur selbst wieder erkennt. Daß es sich auch bei allen praktischen Erfindungen letzten Endes um nichts anderes als um die Verminderung der äußeren Widerstände gegen eine möglichst ausgiebige, dem Urzustande möglichst angenäherte Libidobefriedigung handelt, zeigt die Analyse des Erfinderwahns, die Kielholz in einer schönen Arbeit versucht hat.[1] In einzelnen seiner Fälle ist offensichtlich, daß die Kranken, welche das *perpetuum mobile* oder die Quadratur des Zirkels finden wollen, damit das Problem des Daueraufenthalts im Mutterleibe (ev. die Schwierigkeit der Größenverhältnisse) lösen wollen; in anderen Fällen von elektrischen Erfindungen (Apparat, wo warme Ströme unsichtbar hindurchgehen) u. ä. dürfte eine eingehendere Beschäftigung mit dem Wahnsystem der Kranken dessen Bedeutung als Reaktion auf das Geburtstrauma klarstellen.[2]

1) „Zur Genese und Dynamik des Erfinderwahns." Kongreßvortrag, Berlin 1922.

2) Siehe Tausks Vermutung, daß die „elektrischen Ströme" der Schizophrenen vielleicht die Empfindung der ersten Nerven- und Muskelfunktionen des Neugeborenen darstellen (l. c. S. 28 Note).

Haben wir so die „Symbolbildung" als das eigentlich menschliche Urphänomen erkannt, das den Menschen zum Unterschied vom Tier befähigt, statt der Veränderung des eigenen Körpers (Autoplastik[1] wie beim Giraffen, der sich „nach der Decke", d. h. dem Futter streckt), die Außenwelt in derselben Weise als genauen Abklatsch des Unbewußten zu gestalten (Alloplastik), so erübrigt noch, mit einem Worte auch des eigentlich intellektuellen Ausdrucksmittels zu gedenken, das gleich dem aufrechten Gang den Menschen vom Tier fundamental unterscheidet: der Sprache und ihrer Entwicklung. Die merkwürdige analytische Erfahrung, daß einerseits die Übereinstimmungen in der Symbolik als einer lautlosen Universalsprache[2] über die Sprachgrenzen weit hinausgehen, anderseits verblüffende sprachliche Gleichklänge und Anklänge sich bei Völkern finden, bei denen eine direkte Beeinflussung gänzlich ausgeschlossen erscheint, wird mit einem Schlage verständlich, wenn wir die Symbolik nicht als Niederschlag der Sprachbildung, sondern diese als Fortentwicklung der „Ursymbolik" verstehen. Daß auch die Träume der Tiere, die eine Fötalentwicklung durchmachen, die Mutterleibssituation reproduzieren, ist anzunehmen, nur fehlt ihren Darstellungen der sprachliche Ausdruck, der für den Menschen charakteristisch ist. Wieso gerade der Mensch dazu gekommen ist, hängt natürlich mit der phylogenetischen Entwicklung der höheren Zentren und Funktionen zusammen, aber ein Stück weit geht ja — auch noch in der individuellen Entwicklung des Einzelnen — die Entstehung und die Funktion des tierischen Lautes dem Urstadium der artikulierten

1) Nach Ferenczi: Hysterische Materialisationsphänomene (Hysterie und Pathoneurosen, 1919, S. 24); dortselbst ist auch bemerkt, „daß in der Hysterie ein Stück der organischen Grundlage, auf die die Symbolik im Psychischen überhaupt aufgebaut ist, zum Vorschein kommt" (S. 29).

2) Schon Schelling betonte in einer Jugendarbeit, daß die „älteste Sprache der Welt keine anderen als sinnliche Bezeichnungen der Begriffe kannte". — Siehe auch die Arbeit von Hans Apfelbach: Das Denkgefühl. Eine Untersuchung über den emotionellen Charakter der Denkprozesse. Wien 1922.

Sprache parallel. Die erste Reaktion nach dem Geburtsakt ist der Schrei, der vermutlich als gewaltsame Aufhebung der Atemnot ein Stück Angst mit abführt (entspannt).[1] Derselbe Schrei wird dann als Verlangen nach der Mutter wiederholt, wobei die beim Saugen an der Brust geübte Lippenstellung als Wunschmoment zur Formung der allgemein menschlichen Silbe *ma* führt.[2] Hier ist die Bildung des Lautes aus dem Symbol in statu nascendi zu erfassen;[3] denn die zum Saugen geformten Lippen stellen den ersten Ersatz der Mutter durch einen sozusagen autoplastischen Ansatz dar, dessen Mißlingen wieder nur den ersten unlustvollen Angstschrei auslöst, welcher die Trennung von der Mutter signalisiert. Dieser Auffassung fügt sich die Theorie vom sexuellen Lockruf zwanglos ein, der auf der geschlechtlichen Stufe ja nur das Verlangen nach Wiedervereinigung mit dem Objekt wiederholt. Natürlich ließe sich auch in der Wort- und Sprachbildung, die späterhin immer mehr sexualisiert wird, ein gutes Stück der Ursymbolik als fortlebend und fortwirkend nachweisen,[4] wie ja auch noch auf der nächsten Ersatzstufe für das Wort, nämlich in der Schrift und ihrer Vorstufe der Zeichnung (Bilderschrift) die Symbolik eine große Rolle spielt, die dann der Künstler durch Wiederentdecken und seine besondere Art der Reproduktion für den ästhetischen Genuß nutzbar zu machen weiß, während ihre peinlichen Angstwirkungen in der Analyse der Sprachstörungen (Stottern — Steckenbleiben), sowie in den Neologismen und dem Sprach-

1) Vom ausgepreßten Schrei führt nach Pfeifers phylogenetischer Theorie ein direkter Weg zur Stimmbildung und zum Gesang (Kongreßvortrag, Berlin, Sept. 1922). Der Weg zur Musik scheint nach Schlüssen aus Analysen nicht vom Geburtstrauma, sondern von der Intrauterinsituation unmittelbar abzuzweigen.

2) Siehe dazu S. Spielrein: Die Entstehung der kindlichen Worte Papa und Mama. Imago VIII, 1922.

3) Die amerikanische Schule der *behaviourists* läßt die Worte im Kehlkopf zuerst plastisch geformt werden.

4) Siehe Hans Sperber: Über den Einfluß sexueller Momente auf Entstehung und Entwicklung der Sprache. Imago I, 1912; und Berny: Zur Hypothese des sexuellen Ursprungs der Sprache, ebenda II, 1913.

zerfall der Geisteskranken wieder auf die ursprüngliche Symbolbedeutung regredieren.[1]

Nachdem wir so den Umkreis menschlicher Schöpfung als Versuch zur Realisierung der Ursituation, d. h. zur Rückgängigmachung des Urtraumas, vom nächtlichen Wunschtraum bis zur Realanpassung durchmessen haben, wobei sich der sogenannte Fortschritt der Kulturentwicklung als eine ständig wiederholte Anpassung der triebhaften Tendenz der Rückkehr zur Mutter an die erzwungene Entfernung von ihr erwiesen hat, wollen wir, dem Gang der Kulturentwicklung folgend, an diesem Punkt der überdeutlichen Annäherung an das Urtrauma dem Ruf: Zurück zur Natur! folgen. Sehen wir uns aber das Verhältnis des Menschen zur Natur näher an, so erkennen wir darin eine nur noch deutlichere Art der anthropomorphen Angleichung, die darauf hinausläuft, alles kosmisch Gegebene im gleichen Sinne des Unbewußten zu apperzipieren wie die Kultur es zu reproduzieren strebt. In der Naturmythologie sehen wir die großartigen Überreste dieser vielleicht primitivsten Anpassungsleistung sowohl im phylogenetischen wie auch im ontogenetischen Sinne. Denn das Neugeborene könnte gar nicht leben, wenn es nicht sofort den ihm zunächst liegenden Teil der Außenwelt und damit letzten Endes diese selbst sofort zum Muttterersatz machen würde: seien es nun die Hände der Hebamme oder das warme Wasser, späterhin die Windel, das Bettchen, das Zimmer usw. — Das phylogenetische Gegenstück sehen wir in den Mythen, wo zunächst die greifbare Erde, später gerade wegen seiner Unerreichbarkeit der Himmel als schützende Mutterhülle erscheinen. Vor der Erde vertritt das Wasser in Angleichung an das Intrauterinleben den mütterlichen Urquell, während der Sonne als Wärmequelle diese Bedeutung zufällt, die noch in der „Symbolik" des Feuers fortlebt. Die Gebirge mit ihren Grotten und Höhlen, mit ihrer Bewaldung (Haar) werden als riesige Urmutter mit besonderer Betonung des schützenden Charakters ange-

1) Vgl. Freud: Das Unbewußte, 1915 (Kl. Schr. IV, S. 329 u. ff.).

sehen. Mit fortschreitender Erkenntnis der Unzulänglichkeit all dieser gegebenen Ersatzbildungen kommt es teils zur realen Schöpfung womöglich vollkommenerer Kulturbildungen, und, so weit auch dies unzureichend ist, parallel damit zu den großartigen kompensatorischen Phantasiebildungen vom naiven Paradies und dem himmlischen Fortleben, oder vom realistischen Schlaraffenland oder idealistischen Sehnsuchtsland Orplid.

Soweit es sich dabei um Schöpfungen des Menschen handelt, also um Kultur im engsten und weitesten Sinne, haben wir es mit Realanpassungen und Phantasieergänzungen zu tun, die vom biologisch-instinktiven bis zum bewußt-sozialen Tun reichen und unter dem Gesichtspunkt der Anpassung der Realität an das Unbewußte als eigentliches Entwicklungsprinzip des Menschen betrachtet zu werden verdienen.[1] Soweit es sich um die Einbeziehung der Natur in diesen durch das lange menschliche Fötalstadium gegebenen „Symbolkreis" handelt, haben wir den Mechanismus der mythischen Projektion vor uns, mittels deren der Mensch allein imstande ist, die gegebene „Natur" im Sinne dieser angeborenen Urformen zu apperzipieren. So erklären sich die Weltschöpfungs- und „Welteltern"-mythen, welche uns im Prozeß der kosmischen Angleichung den großartigsten Versuch zur Rückgängigmachung des Urtraumas, zur Verleugnung der Trennung von der Mutter, aufbewahrt haben.[2] Die erste bewußte Anerkennung dieser Trennung bleibt der erkenntnistheoretischen Erfassung des Gegensatzes von Ich

1) Biologische Vorstufen dazu im Tierreich zeigt Brun: Selektionstheorie und Lustprinzip. Intern. Zschr. f. PsA. IX, 2, 1923. — Ansätze schon bei Ferenczi: Hysterische Materialisationsphänomene, 1919, S. 31.

2) Ähnlich die Weltuntergangsphantasien (Schreber) und -mythen, welche in der radikalsten „Trennung" die innigste Wiedervereinigung (Auflösung ins All) erreichen. — Die Sintflut, die ja ein neues Weltzeitalter einleitet, ist nichts anderes als eine „universelle" Reaktion auf das Geburtstrauma, wie auch die „Natursagen" von der Entstehung der Erde oder der Meere zeigen. Hierin scheint überhaupt der Schlüssel zum Verständnis der Überlieferungen vom neuen Weltzeitalter zu liegen, die ich an anderer Stelle behandeln werde.

und Nicht-Ich vorbehalten, nachdem die philosophische Spekulation sich am Urproblem der „Identität“ erschöpft hatte, das letzten Endes in der physiologischen Beziehung von Mutter und Kind beschlossen liegt.

Die heroische Kompensation

Wenn wir von unserem neugewonnenen Standpunkt auf die psychoanalytische Mythenforschung zurückblicken, so bemerken wir, daß hier, wo das Material mit universaleren Ausdrucksmitteln als in den Neurosen und Psychosen spricht, uns die Bedeutung des Geburtstraumas zuerst nahegebracht worden war. Schon der „Mythus von der Geburt des Helden“, den der Scharfblick Freuds als Kernproblem der Mythenbildung erkannt hatte, hätte uns volle Klarheit darüber verschaffen können, wenn wir jener analytischen Erfahrungen teilhaftig gewesen wären, die uns ermutigt hätten, diesen „Kindermärchen“ einen noch größeren Wahrheits- und Realitätsgehalt zuzugestehen und diese Projektionsphänomene nach der Anweisung Freuds[1] restlos in Psychologie zurückzuübersetzen. Statt dessen hat die menschliche Neigung, auf jede zu deutliche Annäherung an die Erkenntnis des Urtraumas mit Verdrängung zu reagieren, später zu einer Verflüchtigung der Einsicht in den anagogisch-ethischen Mythendeutungen Jungs geführt.

Der Mythus von der Geburt des Helden beginnt bekanntlich mit der Situation des Kindes im schützenden Mutterleib (Kästchen), wo es bereits vom Vater verfolgt wird, der das Kind — im Sinne der Urwunscherfüllung — gar nicht zur Welt kommen lassen will. Das ganze weitere Schicksal des Heros ist nun nichts anderes als die Auswirkung dieser Situation, d. h. die Reaktion auf ein besonders schweres

1) Siehe: Zur Psychopathologie des Alltagslebens (letzter Abschnitt).

Geburtstrauma, das durch überkompensatorische Leistungen, unter denen die Wiedergewinnung der Mutter an erster Stelle steht, überwunden werden muß.

Denn diese als Heldentaten bekannten Leistungen dienen auch im Mythus, genau wie in der Neurose und allen anderen Schöpfungen des Unbewußten, der Wiedergewinnung der Ursituation in der Mutter, wobei natürlich der Vater gleichzeitig als Hauptobjekt des Widerstandes bekämpft wird. Wie wir im Neurotiker den Menschen erkannten, der den Uraffekt der Angst aus dem Geburtstrauma nicht ohne Schaden überwinden kann, so repräsentiert der Heros den angstfreien Typus, der ein anscheinend besonders schweres Geburtstrauma durch kompensatorische Wiederholung in seinen Taten zu überwinden sucht. Daher ist der Held in der nachträglich gebildeten (infantilen) Wunschphantasie regelmäßig ein aus dem Mutterleib Geschnittener, dem also das Angsttrauma von Anfang an erspart geblieben ist. Anderseits zeigt dieses Motiv im Sinne des Mythus von der Geburt des Helden, wie schwer es dem Heros von Anfang geworden ist, den schützenden Mutterleib zu verlassen, in den er hinter der Maske aller noch so kühnen Reform- und Erobererertaten immer wieder zurückzukehren strebt. Auch das Motiv der heldischen Unverwundbarkeit erklärt sich als eine Art Daueruterus, den der Held als Panzer, Hornhaut oder Helm (Tarnkappe) mit zur Welt bringt,[1] der aber doch durch die einzig sterbliche Stelle, die „Achillesferse", verrät, wie stark einst auch der Held rein körperlich an die Mutter fixiert war.[2] Deswegen wird im Motiv der Aussetzung, das

1) Auch die die trojanischen Helden in Gefahr verhüllenden „Wolken" oder „Nebel" der Athene gehören hierher. — Manchmal wird der Held in voller Rüstung geboren, wie Uitzilopochtli, der Stammesheros der Azteken.

2) Im Gegensatz zum „geschützen" Kopf (Glückshaube, Krone), der den Mutterleib zuerst verläßt, sind meist die Füße, die zuletzt herauskommen, der schwache Teil. Wie die Achillesferse, übrigens auch die geschwollenen Füße des Ödipus, zeigen, dürfte es sich um diejenige Körperstelle handeln, die tatsächlich das mütterliche Genitale beim Austritt zuletzt berührt hat; dies würde

gleichzeitig die Rückkehr zur Mutter und das Trauma der Geburt darstellt (Hineinstürzen), eine zweite und schmerzlosere Ablösung von der Mutter durch phantastische Reproduktion der Ursituation versucht, während das Motiv der zwei Mütter, das Jung als Wiedergeburtssymbol auffaßt, durch deren Charakterisierung als Mutter und Amme (Tiersäugung) direkt auf das zweite Trauma der Entwöhnung hinweist. Wie den Mythen dabei, genau wie den Neurosen, ganz reelle Reminiszenzen an die beiden erlebten Urtraumen zugrunde liegen, möge ein kurzer Hinweis auf den Heraklesmythus illustrieren, der ausdrücklich berichtet, wie schwer die Geburt des Herakles gewesen sei. Und aus seiner Säuglingszeit wird eingehend geschildert, daß das von der Mutter ausgesetzte, d. h. aus ihrem Leibe ausgestoßene Kind von der Göttermutter Hera selbst an die Brust gelegt wurde. Aber der kräftige Knabe bereitete ihr, wie die Sage weiter erzählt, solche Schmerzen, daß sie das Kind unwillig zu Boden warf.[1] Eine deutlichere Erinnerung an diese frühesten Traumen darf man selbst in der Analyse kaum erwarten, es sei denn in Form neurotischer Reproduktionen, die sich aber in der heroischen Überkompensation als Heldentaten manifestieren.

Weit naiver als die unter dem Zeichen der mythischen Kompensation erfolgende Heroenbildung verraten die Kindermärchen, d. h. die Märchen, in denen der Held selbst noch als Kind, also vorwiegend

---

auch erklärlich machen, wieso dieser schwache Punkt später zum „symbolischen" Vertreter des eigenen Genitales werden kann (Fuß = Penis; Kastrationsangst!).

Auch die Adlersche Theorie von der Organminderwertigkeit und ihrer Überkompensation (Achilleus heißt der „Schnellfüßige"), die der Autor hereditär-embryologisch zu begründen versuchte, scheint individuell in der Reaktion auf das Geburtstrauma verankert.

1) Siehe: Der Mythus von der Geburt des Helden (1909, 2. Aufl. 1922, S. 58/59), wo noch ähnliche Überlieferungen angeführt sind.

Auch Achilleus, der spätere Heros der äolischen Auswanderer, trägt in seinem Namen das Zeichen des Entwöhnungstraumas; er heißt der Lippenlose (α-χεῖλος), weil seine Mutter ihm im Feuer, wo sie ihn unsterblich machen wollte, eine Lippe verbrannt hatte.

leidende Person auftritt, die typische Reaktion auf das Urtrauma. Neben dem bereits analytisch gewürdigten Geburtsmärchen vom Rotkäppchen, das sogar die Asphyktie des aus dem Wolfsbauch geschnittenen Kindes und seinen Blutandrang zum Kopfe (Rotkäppchen) nicht vergißt — (und seinen Varianten: sieben Geißlein usw.)[1] —, sei hier nur, als die vielleicht eindeutigste Darstellung des Geburtsthemas, das Märchen von Hänsel und Gretel genannt, welches aus dem die Kinder verschlingenden Tier wieder die böse Urmutter (Hexe) macht und zeigt, wie die postnatale Situation der Lebensnot[2] (Hunger) durch immer neue Darstellungen des mühelos ernährenden Mutterleibes ersetzt wird: im Schlaraffenlandmotiv vom eßbaren Haus, im Käfig, wo man so dick gefüttert wird, daß man schließlich heraus muß, aber nur, um wieder in den heißen Backofen zu kommen.[3]

---

1) Siehe meine Psychoanalyt. Beiträge zur Mythenforschung, 2. Aufl., S. 67.

2) Ich möchte es hier dahingestellt sein lassen, inwieweit die urgeschichtliche Not der Eiszeit, die im Mythus von der Sintflut dargestellt sein soll, aus der individuellen Urgeschichte ihre näher liegende Erklärung findet. Kennt ja doch das Unbewußte den plötzlichen Temperaturwechsel, die Gegensätze von warm und kalt, als typische Reproduktionen des Geburtstraumas, sowohl im Traum als auch in gewissen neurotischen (vasomotorischen) Störungen wie Frösteln, Erröten usw. Jedenfalls scheint diese individuelle Erfahrung nicht ohne Einfluß auf unsere Vorstellung von der „Eiszeit" gewesen zu sein, deren wissenschaftliche Erfassung keineswegs noch gelungen ist. Wahrscheinlich ist daß es sich nicht um eine, sondern um mehrere ganz langsam fortgeschrittene Abkühlungsperioden handelte, die der einzelne überhaupt nicht als solche wahrgenommen haben kann. — Im übrigen ließen sich beide Auffassungen mittels der bioanalytischen Katastrophentheorie Ferenczis auf dem Boden der Phylogenese vereinigen.

Sehr hübsch bemerkt Fuhrmann, daß die Märchen ursprünglich Wintermärchen seien, d. h. daß man sie nur im Winter erzählt hat, um sich über die langen dunkeln Monate hinwegzutrösten. (Das Tier in der Religion, München 1912, S. 53). — Man vgl. übrigens auch ebendort seine Deutung der dänischen Sage vom König Lindwurm im Sinne des Geburtsvorgangs (S. 51 ff.).

3) Die bekannte Geburtssymbolik des Brotes und Backens, die Fuhrmann zuletzt dargestellt hat (s.: Der Sinn im Gegenstand, S. 6).

Ein zweiter Typus von Märchen führt nicht mehr das Kind in seinen unmittelbaren Reaktionen auf das Geburtstrauma vor, sondern den herangereiften Jüngling in seinem Liebesleben. Diese beliebten Erzählungen vom erfolgreichen Märchenprinzen,[1] der die ihm von Anfang an bestimmte Jungfrau erlöst und gegen alle Brüder-Konkurrenten für sich gewinnt, läßt sich im Sinne unserer Ausführungen über das Sexualtrauma, d. h. die Reaktion der Urlibido auf die Genitalität, verstehen.

Während im Geburtsmythus der Heros von der Mutter gerettet, d. h. im Mutterleib — vor dem Vater — geborgen wird,[2] um später als sozialer und ethischer Reformer den Kulturfortschritt gegen die alte Vatergeneration durchzusetzen,[3] zeigt uns der Familienroman des Märchenprinzen die Revancherettung der Mutter- (oder Tochterfigur) aus der Gewalt des bösen Tyrannen. Die typischen Erlösungsmärchen verraten uns aber, wieso er dazu imstande ist, und was die furchtlose Überwindung all der schreckenerregenden Abenteuer letzten Endes bedeutet. Die typischen Details der Erlösungssituation zeigen mit aller Deutlichkeit, daß die Rettung der Frau aus dem Todesschlaf nichts anderes darstellt, als die mittels der „heroischen Lüge“ erfolgte Umwertung des eigenen Geburtsaktes. Die Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Herauskommens ist dabei durch die Schwierigkeit des Ein-

1) Der dem Heldenmythus zugrunde liegende und im Märchen ganz naiv durchbrechende „Familienroman“ hat neben der bewußten Erhöhungstendenz und der unbewußten Vaterablehnung noch den letzten Sinn der Rückgängigmachung der eigenen Geburt überhaupt.

2) Typus: Menschenfressermythen. Ansätze zu ihrer Analyse in meiner Abhandlung: Die Don Juan-Gestalt (Imago VIII, 1922).

3) Als „Städtegründer“ versucht er wieder die Ursituation des mütterlichen Schutzes zu realisieren.

Noch in der Psychogenese des geistigen Roformers, des intellektuellen Heros, wie ihn vielleicht am deutlichsten Nietzsche repräsentiert, erkennen wir im „Freimachen“ von allem Überkommenen, Konventionellen die gleiche Tendenz der Loslösung.

dringens (Dornröschen, Waberlohe, rutschiger Glasberg, Klappfelsen) ersetzt und der endgültige Durchbruch der schützenden Hülle im Aufschneiden des Panzers, Öffnen des Sarges oder Auftrennen des Hemdes dargestellt, in dem das Mädchen eingeschlossen erscheint. Daß alle diese Handlungen auch offenkundige Deflorationssymbole darstellen, bestätigt nur die Auffassung, daß es sich im Koitus selbst um die lustvolle Umarbeitung des Eindringens in die Mutter handelt, wobei das physiologische Ideal der Virginität sich nicht bloß als Verleugnung, sondern auch als direkten Ersatz des mütterlichen Ideals erweist.[1] Die für das Verständnis der Märchen wichtige Tatsache, daß regelmäßig hinter der genitalen Bedeutung der Symbole auch die Geburtsbedeutung steht,[2] weist wieder auf die doppelte Lust-Unlustqualität des Geburtsakts hin und zeigt, wie die aus dem Geburtstrauma stammende Angst durch die „erlösende" Liebe überwunden werden kann. So ergibt sich, daß die Rettung der schlafenden Frau durch den furchtlosen Helden die Verleugnung der Geburtsangst zur Grundlage hat. Dies zeigt sich dann deutlich in jenen Fassungen, wo der Held nach Tötung des Drachens, aus dem er die Jungfrau befreit,[3] selbst in einen todesähnlichen Schlaf verfällt, während dessen ihm der Kopf abgehackt und nachher wieder verkehrt aufgesetzt wird[4] (Geburtssituation). Der Todesschlaf ist dabei wie in allen Zuständen der Hypnose, Starrheit (Versteinerung) usw.,

1) Das Eindringen wird um so lustvoller, je mehr es an die Schwierigkeiten des Herauskommens erinnert. Anderseits verringert die Virginität die Urangst, da dort noch niemand drin gewesen sein kann, worüber bekanntlich kein Mann hinwegkommt (Hebbel, Maria Magdalena). Vgl. auch Freuds Abhandlung: Das Tabu der Virginität. 1918 (Kl. Schriften, IV. Folge.)

2) Als ein Beispiel dieser, man möchte sagen „phylogenetischen" Symbolik sei auf das Märchen vom Froschkönig verwiesen, wo der Frosch den Penis, aber auch den Foetus bedeutet.

3) In der babylonischen Kosmologie wird aus dem Leib des entzweigeschnittenen Ungeheuers *Tiamat* die Welt gemacht.

4) Z. B. im „Brüdermärchen". Siehe meine Psychoanalyt. Beiträge z. Mythenforschung. 2. Aufl. Kap. VI, S. 119ff.

ebenso aber auch im Traum und allen neurotischen wie psychotischen Zuständen, als ein typisches Detail der intrauterinen Situation reproduziert.[1]

Hier wird auch klar, warum es gerade immer der Jüngste sein muß, der als Heros vor seinen Brüdern erscheint. Sein Attachement an die Mutter beruht nicht bloß auf den psychischen Motiven der Zärtlichkeit und Verwöhnung (Muttersöhnchen), sondern diese selbst hat biologische Gründe. Er bleibt sozusagen auch rein körperlich immer mit ihr verbunden, da nach ihm kein anderer den Platz in der Mutter eingenommen hat (Virginitätsmotiv), er also wirklich der einzige ist, für den die Rückkehr in den Mutterleib und das Verbleiben dort möglich wäre, für den es sich sozusagen lohnt. Wohl aber versuchen die älteren Brüder — vergebens — ihm diesen Platz streitig zu machen, den er trotz der für ihn charakteristischen „Tumpheit" erringt und behauptet.[2] Seine Überlegenheit besteht eigentlich darin, daß er als Letzter kommt, der die anderen sozusagen vertreibt, darin wieder dem Vater ähnlich, mit dem er allein sich aus dem gleichen Motiv schließlich zu identifizieren vermag.

Zum Typus der Erlösungsmythen gehört auch die biblische Paradieslegende, wo in direkter Umkehrung des wirklichen Vorgangs

1) Hierher gehört auch das in anekdotischer und novellistischer Form dargestellte Thema der Befruchtung (Koitus) im Schlafe. (Siehe: Heinr. v. Kleist: Die Marquis evon O . . . Die Dichtung und ihre Quellen. Mit einem Begleitwort hrg. von Alfred Klaar.)

2) Diese Torheit, die sich immer auch als sexuelle Unerfahrenheit manifestiert (so schläft Parzival einige Nächte bei der Geliebten ohne sie zu berühren), scheint der ursprünglichen Libidobefriedigungs-Situation zu entsprechen, wie afrikanische Erzählungen zeigen, die Frobenius bei den Hamiten des Nilgebietes hörte. Dort schläft häufig ein Königssohn monatelang bei einer Prinzessin; jede Nacht „umschlingen sie sich mit den Beinen" und „saugen sie sich fest an den Lippen". Nach Monaten erfolgt die Entdeckung. Der Prinz wird um ein Haar geopfert. Da wird sein Rang entdeckt, die Hochzeit gefeiert und das Beilager. Und in der Hochzeitsnacht „fand er eine undurchbohrte Muschel, und das Blut netzte die Leinewand" („Das unbekannte Afrika", S. 77).

das Weib aus dem Mann geschnitten, d. h. der Mann „heldenhaft" geboren wird, da auch hier er es ist, der in den Todesschlaf verfällt.[1] Die darauffolgende Vertreibung aus dem Paradies, das für uns alle das Symbol des unerreichbaren seligen Urzustandes geworden ist, stellt wieder nur eine Wiederholung des schmerzlichen Geburtsvorganges, der Trennung von der Mutter — durch den Vater — dar, der Mann und Frau in gleicher Weise unterworfen sind. Der auf die Erbsünde der Geburt folgende Fluch: Mit Schmerzen sollst du deine Kinder gebären, verrät unverhüllt das der ganzen Mythenbildung zugrunge liegende Motiv, das Urtrauma rückgängig zu machen, dessen unvermeidlich fortwirkende Wiederholung im Fruchtgleichnis ausgesprochen ist. Das Verbot, die Paradiesesfrucht vom Baum zu pflücken, erweist sich im Sinne des Geburtstraumas als der gleiche Wunsch, die reife Frucht nicht vom mütterlichen Stamm zu trennen, wie im Mythus von der Geburt des Helden die ursprüngliche Feindseligkeit des Vaters, der den Helden gar nicht zur Welt kommen lassen will. Auch die auf die Übertretung gesetzte Todesstrafe zeigt deutlich, daß das Vergehen des Weibes in der Abtrennung der Frucht, d. h. der Geburt besteht und auch hier wieder erweist sich der Tod im Sinne der Rückkehrtendenz als wunschhafte Reaktion auf das Geburtstrauma.

Wie ich bereits im „Mythus von der Geburt des Helden" angedeutet und in der „Lohengrinsage" breit ausgeführt habe, gilt dies für alle mythischen Überlieferungen vom Tod des Helden, was sich in der Art seines Sterbens und in den Bestattungssitten aller Völker und Zeiten in einer auf den ersten Blick vielleicht überraschenden, unserem Unbewußten aber recht vertrauten Weise offenbart.[2] Und zwar keineswegs,

1) Das Einblasen des Odems durch die Nase weist wieder auf die begleitende Atemnot des Neugeborenen hin. Die spätere griechische und neutestamentliche Pneumakonzeption hat hier ihre Wurzel.

2) In der Polarzone wird der Tote in einen mit Haut überzogenen prismatischen Behälter in Hockerstellung gesetzt; ähnlich übrigens im alten Ägypten, noch vor der Periode der Einbalsamierung, in zusammengekauerter Stellung in

wie Jung aus dem manifesten Inhalt geschlossen hat, durch die Wiedergeburtsidee, die ja von vornherein wieder mit dem Todesfluch belastet wäre (Seelenwanderung), sondern durch die unbewußte Auffassung des Todes selbst als dauernde, ewige Rückkehr in den Mutterschoß. „Alle Geburt sinkt wieder in den Mutterschoß zurück, aus welchem sie einst, durch des Mannes Tat erweckt, ins Reich des Lichts hervortrat. Ja die Alten erkennen gerade in der Wiederaufnahme des Toten die höchste Äußerung der Mutterliebe, die ihrer Geburt in dem Augenblick die Treue bewahrt, in welchem sie von allen anderen verlassen dasteht . . ." (Bachofen).[1] Sehr schön hat Bachofen dies an der todbringenden Nemesis gezeigt, die aus dem (Vogel-)Ei stammt,[2] sowie an einer Reihe anderer antiker Unterwelts- und Todesgöttinnen. „Wir sehen, wie diese Anschauungsweise durchaus eine Eselin und eine weibliche Typho (im Oknos-Mythus) erforderte und erkennen den inneren Zusammenhang, welcher die Eselin mit den eigestalteten Todesmüttern des lykischen Harpyenmonumentes, mit der Beisetzung der ägyptischen Königstochter im Leibe der eigens angefertigten Kuh (Herod. 2, 131), mit der gorgonischen Minerva steriler Todesnatur, mit der Vorstellung von großen Grabesmüttern und mit der demetrischen Benennung der Verstorbenen

---

ein Fell eingehüllt (Fuhrmann: Der Grabbau). In Neuguinea befinden sich die Grabstätten unter den Frauenhäusern. Bei den späteren Kulturvölkern bekommt der Tote seine Frau mit ins Grab, oder, wenn er unverheiratet war, ein Witwen- oder Mädchenopfer, das später durch die sogenannten „Totenkonkubinen" (nackte weibliche Tonfiguren) ersetzt wurde (Handw. d. Sex. Wiss.).

1) „Oknos, der Seilflechter." Erlösungsgedanken antiker Gräbersymbolik (Neuausgabe; München 1923, S. 81). Das Oknos-Motiv gehört in die Reihe jener Unterwelts-Arbeiten, die wir im nächsten Abschnitt als Umwandlungen der Urlust-Situation in eine peinvolle Strafsituation verstehen werden: er flicht das Seil unaufhörlich, dessen anderes Ende von der Eselin verschlungen wird (Nabelschnurfixierung!).

2) „Auf dem Lycischen Harpyenmonument bildet das Ei selbst den Vogelleib. Ei und Henne fallen also hier ganz zusammen. Was der Mythus durch Tochter (Leda)- und Mutterverhältnis nebeneinanderstellt, gibt die bildende Kunst in voller Durchdringung" („Mutterrecht", S. 70 ff.).

aufs engste verbindet. Überall erscheint das Weib als Träger des Todesgesetzes und in dieser Identifizierung zugleich als liebreiche und als finster drohende Macht, voll der höchsten Zuneigung, aber auch des höchsten Ernstes, wie die mütterlich gestalteten Harpyen und die alles stofflichen Lebens Gesetz in sich tragende ägyptisch-phönizische Sphinx" (Oknos S. 83). Dies erklärt nach Bachofen auch, warum die Männer von den antiken Trauerriten ausgeschlossen waren (siehe die „Klageweiber" an der Leiche Hektors und die trauernden Frauen am Fuße des Kreuzes) und das „weibliche" Totenzeremoniell, wie es auch im deutschen Volksaberglauben in einzelnen unverstandenen Bräuchen weiterlebt. So die Süddeutschen Totenbretter, die keinen anderen Zweck hatten, als dem Toten die Berührung mit dem mütterlichen Holze zu vermitteln; ferner ihn mit den Füßen nach auswärts aus dem Hause zu tragen — also in der umgekehrten Geburtsstellung — und hinter ihm Wasser (Fruchtwasser) auszuschütten.[1]

Wie dieses einfache naturmythische Muttersymbol die für das Religiöse charakteristische Umgestaltung zum Bilde ewiger Strafe erfährt, hat gleichfalls bereits Bachofen in besonders schöner Weise am Danaïdenmythus, gezeigt („Oknos" S. 89 ff.). Wenn also selbst die Todesstrafe, die in der biblischen Erzählung die Vertreibung aus dem Paradies wiederholt und verschärft, letzten Endes als die definitivste Wunscherfüllung des Unbewußten erscheint, so steht dies in vollem Einklang mit der infantilen Auffassung des Sterbens als Rückkehr an den Ort, woher man gekommen ist. In den Mythen vom Paradies und dem goldenen Zeitalter haben wir die lustbetonte Darstellung dieses Urzustandes vor uns,

1) Nach Lorenz l. c. S. 77. Siehe dortselbst auch den Grabspruch an den Toten und die Erde aus dem Rigveda (X 18, 49 und 50): „Krieche nun ein hier in die Mutter Erde, in die weiträumige, breite, hochheilvolle. Wolleweich ist die Erde dem Opferlohngeber, sie beschütze dich auf deiner Weiterreise." — „Hebe dich empor, o du breite, drücke nicht niederwärts, sei ihm leicht zugänglich und leicht einläßlich. Wie die Mutter den Sohn mit dem Zipfel bedecke du ihn, o Erde."

während die sogleich dualistisch auftretenden großen Religionssysteme, im Sinne der zwangsneurotischen Ambivalenz, die ethischen Reaktionsbildungen gegen das Auftauchen der angstbesetzten Rücksehnsucht und die Versuche zu ihrer Sublimierung darstellen.

Die religiöse Sublimierung

Die letzte Tendenz aller Religionsbildung liegt in der Schaffung eines helfenden und schützenden Urwesens, in dessen Schoß man aus allen Nöten und Gefahren flüchten kann und zu dem man schließlich in ein jenseitiges, zukünftiges Leben zurückkehrt, welches das getreue, wenn auch stark sublimierte Abbild des einmal verlassenen Paradieses ist. Am konsequentesten ist diese Tendenz ausgebildet in der die gesamte antike Weltanschauung zusammenfassend abschließenden christlichen Mythologie, mit ihrem reich bevölkerten Himmel, der allerdings eine Wiedervermenschlichung der altorientalischen Himmelsmythologie darstellt, an die dann in einem späteren Verdrängungsschub die mittelalterliche Astrologie mit ihren Geburts-Horoskopen[1] wieder anknüpft, um dann schließlich in der wissenschaftlichen Astronomie, die noch reichlich unbewußt-phantastische Elemente enthält, zu münden.

Wie sich das altantike Weltbild, das in der babylonischen Weltanschauung kulminierte, letzten Endes entwickelt hat, könnte uns nur die psychologische Analyse lehren, denn soweit die Überlieferung, auch in bezug auf die Bildwerke, zurückreicht, sehen wir immer nur ein fertiges scheinbar ganz astrales Weltbild, über dessen Genese aus der babylonischen Kultur zunächst keine Auskunft zu holen ist. Ein

1) Die Astrologie könnte man eigentlich als die erste Lehre vom Geburtstrauma bezeichnen: Des Menschen ganzes Wesen und Schicksal wird davon bestimmt, was im Moment seiner Geburt (am Himmel) vorgeht.

neuerer Versuch dieser Art von Hermann Schneider, „die jungsteinzeitliche Sonnenreligion im ältesten Babylonien und Ägypten“[1] nachzuweisen, scheint mir insofern nicht ganz geglückt, als der gelehrte Verfasser zu sehr darauf ausgeht, das zu finden, was er sucht und dabei dem Material vielfach Zwang antun muß. Jedenfalls ergibt sich aber, daß das von ihm herangezogene Material der vorbabylonischen Siegelbilder aus der Zeit um 4000 v. Chr. stammt, wo uns bereits „die ganze Symbolik der jungsteinzeitlichen Sonnenreligion, die wir aus den nordischen Felszeichnungen kennen“, als fertiges Produkt entgegentritt (l. c. S. 11). Erst wenn man sich um die psychische Genese ebensosehr kümmert wie um die historische Bestimmung, ist man imstande, das ganze Problem der Entwicklung dieser jungsteinzeitlichen Sonnenreligion zu erfassen.

Das astrale Weltbild, das uns hier scheinbar fertig entgegentritt, ist — wie ich an anderer Stelle ausführlich begründen werde — das späte Produkt eines langen psychischen Entwicklungsprozesses der Projektion, auf den im Laufe der folgenden Ausführungen noch einiges Licht fallen wird. Hier genügt es, hervorzuheben, daß auch nach Ansicht Schneiders diese ganze Entwicklung „von der Wertung des Feuers ausgehen“ mag, das auch „als Sonne am Himmel steht“, wie es „im warmen Menschen- und Tierleib gegenwärtig ist (l. c. S. 4). Liegt hier der mütterliche Ursprung des Sonnenkults auf der Hand, so mag eine einfache Danebenstellung des „Sternenkults“ primitiver Völker, der Cora-Indianer, veranschaulichen, wie auch diese „religiösen“ Vorstellungen tief im Verhältnis des Kindes zur Mutter wurzeln. Der Sternenhimmel wird dort mit der Unterwelt identifiziert, da an beiden Orten Nacht herrscht. So ist er der Ort des Todes. In diesem Zusammenhang gelten die Sterne als die verstorbenen Vorfahren, die durch ihr Eingehen in die Unterwelt zugleich am Nachthimmel auftauchen. Da aber aus der

1) Leipzig 1923 (Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft, 1922, 3. 27. Jahrgang).

Unterwelt alle Vegetation emporwächst, so ist der als Spiegelbild der Unterwelt gedachte Nachthimmel zugleich ein Ort der Fruchtbarkeit.[1] In altmexikanischen Mythen werden die Sterne als Opfer bezeichnet, welche der Sonne beim Untergehen als Nahrung dienen, die ohne diese Speise sich nicht erneuern könnte. Die irdischen Menschenopfer sind, wie Preuß ausführt, großenteils nur Nachahmungen dieses Opfers der Sterngottheiten (l. c. p. XXXV).

Ganz abseits, ja direkt entgegengesetzt dieser antiken Projektion ins Makrokosmische führt der andere große Zweig der altorientalischen Religionsentwicklung, die mystische Versenkungslehre Altindiens, in den menschlichen Mikrokosmos hinein und gelangt dort bis zum tiefsten Punkt der Überwindung des Geburtstraumas in der Seelenwanderungslehre. Den ausgesprochen „therapeutischen" Charakter dieser religiös gefärbten Philosophie und Ethik, der „Yogapraxis", hat erst kürzlich F. Alexander in einer ausgezeichneten Studie,[2] auf der Darstellung von Heiler[3] fußend, aufgezeigt und dabei auf die Ähnlichkeit mit dem analytischen Verfahren hingewiesen.[4] Das Ziel all dieser Übungen ist das Nirwana, das lustvolle Nichts, die Mutterleibssituation, zu der noch Schopenhauers halb metaphysischer Wille einzig zurückzukehren sich sehnt. Der Weg dazu ist, ähnlich dem analytischen, die Versetzung

1) Preuß: Nayarit-Expedition, p. XXVII u. XXX (zit. nach Storch l. c.)

2) Der biologische Sinn psychischer Vorgänge. Eine psychoanalytische Studie über Buddhas Versenkungslehre. Imago IX, 1, 1923. (Kongreßvortrag, Berlin, Sept. 1922.)

3) Die Buddhistische Versenkung. München 1922.

4) Neuere Versuche, wie der von Oscar A. H. Schmitz, „Psychoanalyse und Yoga" zu verbinden, zeugen nur von der unzulänglichen psychologischen Erfassung beider Erscheinungen, die einander höchstens in gewissem Sinne ersetzen könnten. — Die Tendenz zur Modernisierung alter Formen der Überwindung des Geburtstraumas verrät nur die Unverwüstlichkeit des Regressionsdranges, dessen Quellen übrigens Schmitz an einem Punkte seiner Darstellung, in Anlehnung an psychoanalytische Gedankengänge, nahekommt. (Psychoanalyse und Yoga. Darmstadt 1923, S. 89.)

in eine dem Embryonalzustand angenäherte Situation des hindämmernden Meditierens, dessen Ergebnis, nach Alexander tatsächlich ein weitgehendes Rückerinnern an die Intrauterinsituation ermöglicht.

Den kürzlich erschienen Untersuchungen von Hauer[1] verdanken wir die Zugänglichkeit der altindischen Schilderungen ekstatischer Erlebnisse, die in unzweifelhafter Weise den Sinn all dieser Veranstaltung erkennen lassen. Der Brahmacarin, der geweihte Brahmanenschüler, der sich mit der geheimen Zauberkraft zu erfüllen trachtet, die für den Inder den Urgrund des Seins bedeutet, muß während seiner Einweihung *(Upanayana)* einen dreitägigen hypnotischen Schlafzustand durchmachen. Es heißt von ihm, daß er drei Tage im Mutterleib des Lehrers ruht: „Der Lehrer, der den Schüler einführt, macht ihn zum Embryo in seinem Innern. Drei Nächte trägt er ihn im Mutterleib. Dann gebiert er den, den zu schauen die Götter kommen" (Atharvaveda XI, 5; nach Hauer, S. 86). Wahrscheinlich saß der Novize, wie dies Oldenburg für die sog. *Diksa* (Opferweihe) festgestellt hat, drei Tage lang mit geballten Fäusten und nach oben gebogenen Beinen in Embryostellung, mit allerlei Hüllen *(amnion)* umgeben, in einer Hütte (Hauer S. 98): „Die Priester machen den wieder zum Embryo, an dem sie die Diksa vollziehen . . . Die Diksitahütte ist für den Diksita der Mutterleib: so lassen sie ihn in seinen Mutterleib eingehen, . . . sie umhüllen ihn mit dem Gewande. Das Gewand ist für den Diksita das Amnion; so umhüllen sie ihn mit dem Amnion. Man legt darüber ein schwarzes Antilopenfell, außerhalb vom Amnion ist das Chorion: so umhüllen sie ihn mit dem Chorion. Er ballt die Fäuste. Mit geballten Fäusten liegt der Embryo darinnen; mit geballten Fäusten wird der Knabe geboren . . . das schwarze Antilopenfell ablegend, steigt er zum Avabhrthabad hinab: deshalb werden die Embryonen vom Chorion gelöst geboren. Mit seinem Gewand steigt er hinab, deshalb

1) Die Anfänge der Yogapraxis. Eine Untersuchung über die Wurzeln der indischen Mystik. 1922.

wird der Knabe mit dem Amnion geboren".[1] Deutlich wird im Rigveda eine Stellung beschrieben, *uttana*, die sich bis auf die heutige Yogapraxis erhalten hat und die, wie Storch (l. c. S. 78) bemerkt, „ganz gewissen Embryostellungen gleicht, wie wir sie als Haltungsstereotypie katatoner Kranken nicht selten sehen." An anderen Stellen des Rigveda ist von rollenden Kopf- und Augenbewegungen, von Schaukelbewegungen, Zittern und Schwanken die Rede, was sich wieder auf das Geburtstrauma zu beziehen scheint.

Wir haben hier das primitive Urphänomen der lustvoll-schützenden Situation vor uns, aus dem dann später durch Trennung von der Mutter und Übertragung auf den Vater die Gestalt des allmächtigen und allgütigen, aber auch strafenden Gottes als religiöse Sublimierung auf dem Wege der Projektionsschöpfung hervorgeht. Wie Rudolf Otto[2] meint, stehen am Ursprung aller Religionsgeschichte, vor der Ausbildung bestimmt umrissener Dämonen- und Göttergestalten, gewisse „numinöse Urgefühle", Gefühle des Erschauerns vor dem Unheimlichen, des Staunens vor dem Unbegreiflichen, die sich beim Primitiven zunächst als „dämonische Scheu" manifestieren.[3] Wir wissen nun durch Freuds Aufklärungen,[4] daß die Dämonen sich ursprünglich auf die Furcht vor den Toten beziehen, d. h. dem nach außen projizierten Schuldgefühl entsprechen, während sich anderseits die unbestimmte Angst selbst — wie beim Kinde — als Fortwirkung des Urtraumas erklärt. Aus der individuellen Entwicklung ist es verständlich, daß sich dann die Urangst unmittelbar an den die Ursituation repräsentierenden Toten wieder an-

1) Oldenburg: Religion des Veda, 2. Aufl. S. 405.

2) Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 11. Aufl. Stuttgart 1923.

3) Die positive Seite dieses religiösen Urgefühls, das „mystische Kraftkontinuum", wie es unter den Namen des *Orenda, Wakondo, Mana* als in und zwischen allen Menschen und Dinge wirksam gedacht wird, hat bereits Lorenz (l. c. S. 58 ff.) als Projektion der Mutter-Kind-Beziehung aufgefaßt.

4) Totem und Tabu. 1912. S. 13.

knüpft. Der Weg vom Dämonen- zum Götterglauben ist mythologisch und folkloristisch gut erforscht; das psychologische Agens der ganzen Entwicklung liegt aber im allmählichen Ersatz der angstbesetzten Mutter (Dämonen) durch die an die „sublimierte" Angst, das Schuldgefühl, appellierende Vatergestalt. Dieser Prozeß der religiösen Entwicklung geht absolut parallel dem der sozialen, wie wir sie (S. 86—90) geschildert haben. Auch hier anfangs der Kult der großen asiatischen Muttergottheit, „bald als die wilde Göttin der wollüstigen Liebe und des üppigen Naturlebens" genommen, „bald als reine Himmelskönigin, als die jungfräuliche Göttin",[1] die in der Eva und Maria wiederkehren und sich in der Charis des Irenäus, der Helena des Simon Magnus, der Sophia u. a. fortsetzen. „Es ist großartig," bemerkt ein neuerer Untersucher der „Gnostischen Mysterien",[2] „welche Biegsamkeit der Glaube an die Muttergöttin beweist; in ihm konnte schlechterdings alles Heimatrecht finden, was religiös in irgendeinem Sinne war, vom Orgiasmus bis zum Kunst- und Schönheitswillen, von den Mysterien der *συνουσία* bis zur Astrologie und bis zum Licht von Bethlehem. Die Muttergöttin konnte Weltseele, Weltgeist, Weltentwicklung, Weltlust, Weltleid, Welterlösung, Weltlicht, Weltsame, Weltsünde — und alles dessen eine Abstrahlung in allen Stufenreihen der Wesen bis zum Gemüse — sie konnte Lachen und Weinen, Geist und Leib, Göttin und Teufelin, Himmel, Erde und Hölle, sie konnte alles sein!" Die späteren Vorstellungen religiöser und philosophischer Art von einer Schöpfung der Welt durch den männlichen Gott gehen, wie bereits Winterstein erkannte, nur auf eine Verleugnung der Urmutter hinaus[3], ganz wie die

1) Siehe Bousset in Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa-Kroll, VII, 1513ff.

2) Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes von Dr. Leonhard Fendt. München 1922, S. 41.

3) Noch in der christlichen Religion wird Gott daher mit einer Gebärmutter versehen. Bei Petavius, de Trinitate lib. V, c. 7, § 4 heißt es: „Ebenso sagt die Schrift, daß der Sohn aus der Gebärmutter vom Vater erzeugt sei: denn obgleich in Gott keine Gebärmutter, überhaupt nichts Körperliches ist, so ist doch in ihm

biblische Menschenschöpfung. Dementsprechend finden wir die ketzerischen Sekten sowohl des jüdischen wie des christlichen Glaubens charakterisiert durch eine sexuell betonte Rückkehr zur Muttergöttin. Diese revolutionären Bewegungen innerhalb der Religion erfolgen also auch vollkommen in der gleichen Weise wie bei den sozialen Bewegungen, nämlich als Regressionen zur Mutter.

---

wahre Erzeugung, wahre Geburt, die eben mit dem Worte ‚Gebärmutter' angezeigt wird" (zit. nach Winterstein l. c. S. 194).

Weiteres hierhergehörige überaus interessante Material bei Wolfgang Schultz: Dokumente der Gnosis, Jena 1910.

Ich kann es mir hier nicht versagen, aus dem prachtvollen „Buch von der Schöpfung des Kindes", wie es in den „Kleinen Midraschim" überliefert ist, den Hauptgedankengang und einige Sätze anzuführen. Das „Buch" beginnt mit dem Beischlaf der Eltern und den ersten Schicksalen des „Tropfens", der von einem Engel beschützt wird. Nachdem „der Geist" in den Tropfen gebracht ist, führt ihn der Engel des Morgens in „das Paradies" und des Abends in „die Hölle" und zeigt ihm dann den Ort, wo er auf Erden wohnen, und den Ort, wo er begraben sein wird. „Der Engel führt ihn aber immer wieder in den Leib seiner Mutter zurück, und der Heilige, gelobt sei er, macht ihm Türe und Riegel. Und der Heilige, gelobt sei er, sagt zu ihm: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter. Und es liegt das Kind in dem Schoße seiner Mutter neun Monate. — Die ersten drei Monate wohnt es in der untersten Kammer, die drei mittleren in der mittleren Kammer und die drei letzten in der obersten Kammer. Und es ißt von allem, wovon seine Mutter ißt, und es trinkt von allem, wovon seine Mutter trinkt, und führt keinen Kot ab; denn sonst würde seine Mutter sterben. — Und sobald jene Zeit gekommen ist, daß es hinausgehe, kommt jener Engel und sagt zu ihm: Gehe hinaus; denn die Zeit ist gekommen, daß du hinausgehest in die Welt. Und der Geist des Kindes antwortet: Ich habe bereits vor demjenigen, der da sprach, und die Welt ward, gesagt, daß ich es mir genügen lasse an der Welt, in der ich gewohnt habe. Und der Engel antwortet ihm: Die Welt, in die ich dich bringe, ist schön. Und ferner: Wider deinen Willen bist du im Leibe deiner Mutter gebildet worden und wider deinen Willen wirst du geboren, um hinauszugehen in die Welt. Sofort weint das Kind. Und weshalb weint es? Wegen jener Welt, in der es war, und die es jetzt verläßt. Und wie es hinausgeht, schlägt es der Engel unter seine Nase und verlöscht das Licht über seinem Haupte. Er bringt es gegen seinen Willen hinaus, und es vergißt alles, was es gesehen hat. Und wie es hinauskommt, weint es."

So erscheint der bekannte Spermakult im gnostischen Abendmahl der Sekte der Phibioniten (etwa 200—300 n. Chr.) verbunden mit dem Dienst der asiatisch-ägyptischen Muttergöttin: Mami bei den Sumerern, Ischtar in Babylon, Magna Mater, Kybele, Ma, Ammas in Kleinasien, Große Mutter in Karthago, Isis in Ägypten, Demeter bei den Griechen, Astarte bei den Syrern, Anahita bei den Persern, Alilat bei den Nabatäern, Kwannyin im indischen, Kwannon im japanischen Buddhismus und die „Ur-Mutter" des chinesischen Ta'oismus. Die Phibioniten-Mahle, diese *religio libidinum*, die „trotz allem echten Heidentum in ihnen, immer wieder wie alte schwerverständliche Kommentare zum christlichen Abendmahl und seinem Abkömmling, der Messe, anmuten",[1] bestehen ihrem Wesen nach, wie Fendt richtig erkannte (l. c. 4), nicht in der geschlechtlichen Vermischung, die ihnen so sehr zum Vorwurf gemacht wurde,[2] sondern im Genuß (Verzehren) der Sexualexkrete. „Es nehmen das Weib und der Mann das männliche Sperma in ihre Hände . . . Und so essen sie es und kommunizieren ihre eigene Schande und sprechen: Das ist der Leib des Christus . . . Ebenso aber (machen sie es) mit dem vom Weibe, wenn das Weib die Blutperiode hat . . . und sie essen es ebenso gemeinsam. Und sie sprechen: Das ist das Blut des Christus."[3] Folgerichtig sieht Fendt (l. c. 5) in der dritten Feier, die sie „das vollkommene Pascha" nennen, die Ergänzung und Erklärung der beiden anderen in dem Sinne, daß der Sexualakt nur dazu verwendet wird, um den Samen, dieses Mittel

---

1) Siehe Fendt: Gnostische Mysterien, l. c. S. 8.

2) Besonders die inzestuösen Orgien, die ja zum asiatischen Mutterkult genau so gehören (siehe Rank: Inzestmotiv, 1912) wie zur Satans-Messe, in der das Weib wieder angebetet wird (vgl. Löwenstein: Zur Psychologie der Schwarzen Messen. Imago IX/1, 1923).

Den Phibioniten wirft Minucius Felix (nach 200) vor: „*post multas epulas, ubi convivium caluit et incestae libidinis ebriatis fervor exarsit*" (Fendt l. c. 12).

3) Eine ähnliche Gleichsetzung der Großen Mutter mit Christus als dem Logos s. bei Fendt, S. 80.

des Archons der Begierde, zu vertilgen. „Ist nämlich trotz allem ein Kind erzeugt worden, so wird die heilige Speise des dritten Mahles dies Kind sein! Aus jeder so zufällig Mutter gewordenen Frau wird der Embryo herausoperiert, zerhackt, mit Honig, Pfeffer, Öl und Wohlgerüchen präpariert, und jeder ißt mit dem Finger davon. Und danach beten sie zur Danksagung die Formel: ‚Der Archon der Begierde vermochte uns nicht zu narren, nein, wir haben die Sünde des Bruders aufgelesen.' — Nun kennen wir", setzt Fendt (S. 5) erläuternd hinzu, „eine Bekämpfung der Archonten in der Form der Auflösung des Gebotes, die der alexandrinische Klemens von den Antitakten und Nikolaiten aussagt: was der Vatergott schuf, war alles gut; aber ein Untergott mischte das Böse darein; von diesem Untergotte stammen die Gebote . . . der Archon der Begierde will, daß Kinder erzeugt werden — darum wird alles getan, um die Kindererzeugung zu verhindern."

Wir haben diesen Kult und seine Kommentare ausführlich wiedergegeben, weil darin der ganze Mechanismus der religiösen Sublimierung, also der eigentlichen Religionsbildung unverhüllt zutage tritt. Der böse Untergott, der die Kinder zur Welt bringen, sie also das Geburtstrauma immer wieder erleiden lassen will, ist die Mutter und die ganze (inzestuöse) Unzucht der Gnostiker läuft darauf hinaus, wieder in den Mutterleib einzudringen, wobei jedoch die Erneuerung des Geburtstraumas ausgeschlossen werden soll: daher wird der Same vom Mund aus einverleibt (gegessen). Ist dennoch Konzeption erfolgt, so wird der Embryo herausgeschnitten, um das Trauma zu verhindern und wieder nur durch den Mund einverleibt. „Man begreift", sagt Fendt, „die Weltentwicklung ist ein ungeheurer Fehlschlag, die Erlösung kommt nur durch Zurücknahme des im All Wirksamen."[1]

1) Auch der Brahmanenschüler, der Samenverlust erlitten hat, betet: „Zu mir kehre zurück die Sinnenkraft, Leben und Segen, zu mir kehre Brahmanenschaft, zu mir Besitz. Der Samen, der mir heute zur Erde entglitten ist, der zu den Kräutern, zu den Wassern entflohen ist, den nehme ich wieder in mich auf, zu langem Leben und Glanz" (Oldenburg, l. c. 430). Vom Yogin heißt

Der Vatergott ist an Stelle der angst-lustbesetzten Urmutter gesetzt worden, um ganz im Sinne des Freudschen „Totemismus“ die soziale Organisation zu schaffen und zu gewährleisten. Jeder Rückfall in die Mutterverehrung, der sich nur sexuell auswirken kann, gilt darum als antisozial und wird mit allen Schrecken des sog. religiösen Fanatismus verfolgt,[1] der aber letzten Endes, wie auch die soziale Revolution, auf Erhaltung und Verstärkung der väterlichen Macht zum Schutz der sozialen Gemeinschaft hinausläuft. Deswegen folgt auf alle Zeiten solcher Rückfallsbewegungen eine verstärkte puritanische Reaktion, wie auch in der Geschichte des jüdischen Glaubens. Die bekannteste Bewegung dieser Art ist die pseudomessianische Zeit der „Schabbatianer“, vor etwa 300 Jahren, deren Urheber Schabbatai Z'wi ein spaniolischer Jude aus Smyrna war.[2] Ähnlich wie die Gnostiker proklamierte auch er eine Auflösung des Gebotes und seine Anhänger entfernten sich denn auch — besonders nach seinem Tode — vollständig von den sittenstrengen Satzungen des Judentums. Ihre Besonderheit bestand darin, daß ihnen die Frau als Gottheit galt und verbotene Formen des Geschlechtslebens, besonders inzestuöse, als Gottesdienst. „In Höhlen in der Nähe Salonikis veranstalteten sie zu religiösen Zwecken wildeste Orgien. Am Eingange des Sabbaths stellten sie eine nackte Jungfrau in die Mitte und tanzten, gleichfalls nackt, um sie herum. Die Stelle der Gebete nahmen Orgien ein. Ähnliche Gebräuche haben sich bald beinahe durch alle jüdischen Gemeinden der Welt verbreitet . . . Natür-

---

es: er zwinge durch Übung den Tropfen, der in den Schoß der Frau fahren will, umzukehren. Wenn aber der eigene Tropfen schon gefallen ist, zwinge er ihn umzukehren und behalte ihn. Der Yogin, der so den Tropfen bewahrt, wird den Tod besiegen. Denn wie der gefallene Tropfen den Tod bedeutet, ebenso bedeutet das Zurückgehaltene das Leben.“ (Schmidt: Fakire und Fakirtum. 1908.)

1) Siehe zu diesem Thema Reik: Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung. 1923.

2) Nach M. D. Georg Langer: Die Erotik der Kabbala, Prag 1923.

lich wurden sie durch die Rabbiner aufs schärfste verfolgt . . . Trotzdem gelang es ihnen doch zweihundert Jahre lang nicht, die Sekte auszurotten. In der Türkei gibt es Überreste bis zum heutigen Tage." (Langer, l. c. S. 39). Die unmittelbare Reaktion, welche dann allerdings nach Langers schöner Erklärung nicht nur zur asketischen Ausschaltung des Weibes, sondern zur Verstärkung der (sozial wirkenden) homosexuellen Bindung führte,[1] ist an den Namen des berühmten Rabbi Israel ben Elieser, Baal Schem Tow (1700—1760) und des von ihm geschaffenen Chassidismus geknüpft. Langer kommt zu dem Schluß: „Die ganze innere Geschichte des ewigen Volkes erscheint also eigentlich wie eine Kette mehr oder minder bewußter Kämpfe der beiden Richtungen. Der Kampf wurde gewöhnlich mit einem Kompromiß abgeschlossen, welches in der prähistorischen Zeit neue Gesetze und neue Symbole zu den schon bestehenden hinzufügte. Dabei greift der von Freud so genannte Ödipus-Komplex und der Todesgedanke mächtig ein und so ist die gesamte jüdische Gesetzgebung eigentlich vom Eros präformiert, ehe sie durch die Offenbarung die göttliche Sanktion erhält" (l. c. 93).

An diese ausgezeichnete Formulierung möchten wir eine methodologische Bemerkung knüpfen, die auch auf die psychoanalytische Religionsforschung Bezug hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir es in diesen mütterlichen Sekten und Kulten mit Rückfallserscheinungen im Sinne einer „Wiederkehr des Verdrängten" zu tun haben. Man muß sich aber hier ebenso wie auf biologischem Gebiete vor dem vorzeitigen Hineintragen des phylogenetischen Gesichtspunktes hüten, auch durchaus ein historisches Substrat finden oder rekonstruieren zu wollen, wo jedenfalls ein psychologisches Substrat, dieses aber sicher im Unbewußten, vorliegt. So greifen die modernen jüdischen Sektierer scheinbar auf

1) Deuteronomium (13, 7) spricht von dem „Freunde, der dir wie deine Seele ist" gleich neben der „Frau deines Schoßes" als von etwas durchaus allgemein Bekanntem (Langer S. 91).

die asiatischen Mutterkulte zurück, während sie natürlich gar nichts davon zu wissen brauchen, sondern die gleichen Reaktionen aus ihrem individuell erlebten Unbewußten produzieren können. Aber auch wo eine direkte Übernahme möglich oder sogar wahrscheinlich ist, wie beim „goldenen Kalb“ der Juden,[1] welches „das Neugeborene“ als Sohn-Gott darzustellen scheint, ist der psychologische Tatbestand bedeutsamer und interessanter als der immer nur mechanische der „Überlieferung“. Wenn wir anderseits in der Überlieferung der Vaterreligionen selbst Bruchstücke der verdrängten mütterlichen Vorstufen zu erkennen und zu rekonstruieren vermögen, werden wir daran festzuhalten haben, daß es sich eben nur um Vorstufen der Religionsbildung im eigentlichen Sinne des Wortes handelt, die wir mit Freud[2] als Endresultat der Urkämpfe für um und gegen die Mutter und als Sieg der sozialen Vatermacht anerkennen müssen.

Unter diesem Gesichtspunkt können wir, neben der von Freud geschilderten sozialen Entwicklung der „Brüderhorde“ zur Gemeinschaft, auch deren religiöse Entwicklung ein Stück weiter verfolgen, und zwar in Übereinstimmung mit unserer Annahme von der sozialen Entwicklung (König-infans), als Übergang des Mutterkultus zur Vaterreligion über die Sohn-Gottschaft, die im Christentum ihren reinsten Ausdruck gefunden hat. Vielleicht beruht die welthistorische Bedeutung des Christentums überhaupt darauf, daß sie es zum erstenmale gewagt hat, den Sohn-Gott in den Mittelpunkt zu stellen, ohne gleichzeitig die ursprünglichen Rechte der Mutter und die sekundären des Vaters anzutasten. Dem entspricht auch die hohe Bewertung des Kindes durch Christus in den Evangelientexten. Christus selbst ist immer *infant* geblieben, wie ihn auch die Bildwerke — selbst noch als Toten — darstellen *(Pietà)*.

1) „Götzendienst“ scheint schlechtweg Dienst der Muttergottheit zu bedeuten. Vgl. den Dienst des Baal (kanaanäisch: El), dem bei den Phönikern und anderen Völkern kleine Kinder in den glühenden Rachen geworfen wurden.

2) Totem und Tabu, 1912.

In den antiken Mysterien wurde jeder einzelne Myste selbst unmittelbar zum Gott. Die Bekenntnisformel: „Ich habe gefastet, ich habe den Kikeon (Mischtrank) getrunken, ich habe es aus der Kiste genommen, und nachdem ich gearbeitet hatte, habe ich es in den Korb gelegt und aus dem Korb in die Kiste", zeigt, daß es sich dabei um eine Rückkehr (und Wiederkehr) in den Mutterleib handelt, als welcher die *cysta mystica* jetzt auch schon von den Archäologen aufgefaßt wird. „Indem der Myste aus der heiligen *κιστή* die Nachbildung eines Mutterschoßes nahm und über seinen Leib gleiten ließ, empfing er die Gewißheit, aus dem Schoß der Erdmutter wiedergeboren, ihr leibliches Kind geworden zu sein."[1] So erklären sich auch die noch dunkleren Andeutungen, in denen manche christlichen Schriftsteller vom Geheimnis der eleusinischen Mysterien sprachen: „Ist dort nicht der finstere Niedersteig und das feierliche Zusammensein des Hierophanten und der Priesterin, zwischen ihm und ihr allein, und hält nicht eine unzählbare Menge für ihr Heil, was in der Finsternis von den beiden vollzogen wird!"[2] Daß es sich nicht um den bloßen Koitus, auch nicht den „sakralen" handelt, dessen ja die „unzählbare Menge" auch teilhaftig werden kann, sondern um die Vereinigung mit der Mutter, beweist nicht nur das Symbol der *cysta mystica*, sondern noch eindeutiger der realistische phrygische Mysterienkult, in dem der Myste in ein Grab hinabsteigt, „wo ihn das Blut eines geschlachteten Stieres überrieselt. Nach der Wiedergeburt empfängt er Milchnahrung, da der Gott in ihm oder er in dem Gott noch ein Kind ist, dann steigt er empor und wird von der Gemeinde als Gott verehrt".[3] Auch die indische

1) A. Körte im Arch. f. Rel.-Wiss. XVIII, 1915.

2) De Jong: Das antike Mysterienwesen, 1909, S. 22.

3) Reitzenstein: Hellenistische Mysterienkulte. 2. Aufl. 1920, S. 32. In einem hermetischen Wiedergeburtsmysterium ruft der Myste aus: „Ich bin im Himmel, ich bin in der Erde, im Wasser bin ich, bin in der Luft, ich bin in den Tieren, in den Pflanzen, im Mutterleib, von Mutterleib, nach Mutterleib, bin überall" (ebenda S. 29 u. 35). — Man vgl. auch die Mysterien des persischen

Yogapraxis ermöglicht es jedem einzelnen durch mystische Versenkung selbst zum Gott zu werden, daß heißt durch Eingehen in den Mutterleib, durch Rückverwandlung in den Embryo, der göttlicher Allmacht teilhaftig ist (siehe Ferenczi: Entwicklungsstufen).

Erweist sich so das *infans* — letzten Endes das Ungeborene — als Gott, ganz wie sein Statthalter auf Erden, sei es nun der König oder der noch stärkeren Einschränkungen unterworfene Papst, so wird gefolgert: jeder war einmal selbst „Gott" und kann es wieder werden, wenn bzw. so weit er sich wieder in den Urzustand zurückversetzen kann und deswegen ist jeder so leicht imstande, sich mit dem späteren „einen und einzigen Gott" zu identifizieren.[1] Wie aber nicht alle in die Mutter zurück können, so können nicht alle König oder Gott sein. Daher sind die aus einer Vielheit Auserwählten, die Priester, ursprünglich Kastrierte, d. h. sie müssen auf dieses Vorrecht des Eindringens in die Mutter verzichten, schließlich zugunsten eines einzigen und zwar des Jüngsten, der sich wirklich an die Stelle des Vaters zu setzen vermag und mittels der religiösen Sublimierung die lustvollste Handlung, mit der ihn allerdings die Menge zu strafen glaubt, in ein freiwilliges Opfer für die anderen umzuwandeln.[2] So rettet er aber die soziale Gemeinschaft vor dem Zerfall. Die Mutter wird dabei teils zur Himmelskönigin erhöht, teils als das böse verlockende Urprinzip alles Gebärens zur religiös-ethischen Ausgestaltung des antiken Unterweltsbegriffs verwendet, der aus der Himmelsmythologie (Jenseits) stammend, über die in der Johannes-Apokalypse

Mithras und dessen Stieropfer. (Cumont: Mithras; Dieterich: Eine Mithrasliturgie).

1) Siehe die gleiche Auffassung im „Mythus von der Geburt des Helden", daß jeder einzelne ein „Held" und die Geburt die eigentliche Leistung sei. — Wenn beispielsweise eine Schizophrene (Storch S. 60) sich mit Christus identifiziert, da auch sie in einem Stall zur Welt gekommen sei, so hat sie vollkommen recht: denn auch sie ist auf natürlichem Wege geboren und will das Geburtstrauma verleugnen.

2) So scheint Mahomet in seinen epileptischen Zuständen (Aura?) das islamische Paradies mit seinen Wonnen (Huris) konzipiert zu haben.

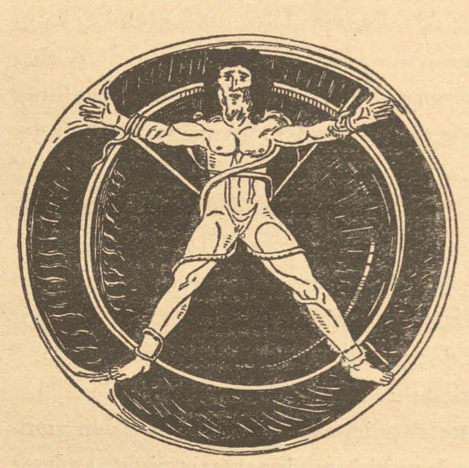
vorbereitete religiöse Sublimierung bis zum andern Extrem der mittelalterlichen Höllenvorstellung führt.

Diese offenbart sich in ihren krassen körperlichen Details als das angstbesetzte Gegenstück zur intrauterinen Paradies- und Himmelsphantasie. Insbesondere die Höllenstrafen, die den griechischen Unterweltstrafen entsprechen, stellen bis ins einzelne gehende Reproduktionen der Intrauterin-Situation dar (Fesseln, Hitze usw.), und es kann uns daher nicht wundern, wenn die Hysterien des Mittelalters sich mit besonderer Vorliebe dieses vorgebildeten Materials zur Darstellung der gleichen unbewußten Tendenzen bedienten.[1] Aus der Analyse des Unbewußten ergibt sich dann, warum der spätere Herr dieser „Hölle" die Züge des bösen Urvaters trägt, denn er ist es ja, der den ursprünglichen Schauplatz aller Lustsensationen in deren Gegenteil verkehrt hat. Die ursprünglich weibliche Bedeutung des Teufels, der ja den Höllenschlund selbst verkörpert, ist vielleicht noch in der halb komischen Figur seiner Großmutter erhalten, die ja in den Hexen — und nicht nur in denen des Märchens — als die alte böse und gefährliche Urmutter fortlebt. Im mittelalterlichen Hexenwahn und den grausamen Verfolgungen durch die Inquisition können wir nichts anderes erblicken als die in die Wirklichkeit übertragene Höllensituation mit ihren Strafen, was nach einer mündlich geäußerten Vermutung Freuds auf ein reales Trauma zurückgehen mag, welches das Sexual- und damit auch das Geburtstrauma unmittelbar berührt zu haben scheint.

Mit der Deutung der Höllenstrafen als Darstellungen der Intrauterin-Situation mit negativem Vorzeichen haben wir uns einem bereits wiederholt berührten Thema genähert, das wir im letzten Abschnitt als das psychologische Kernproblem des Geburtstraumas verstehen werden. Auch können wir den komplizierten, durch das Studium der Zwangsneurose erhellten Weg von diesen primitiven Projektionen zu den hoch-

1) Siehe dazu Groddeck: Der Symbolisierungszwang, Imago VIII, 1922.

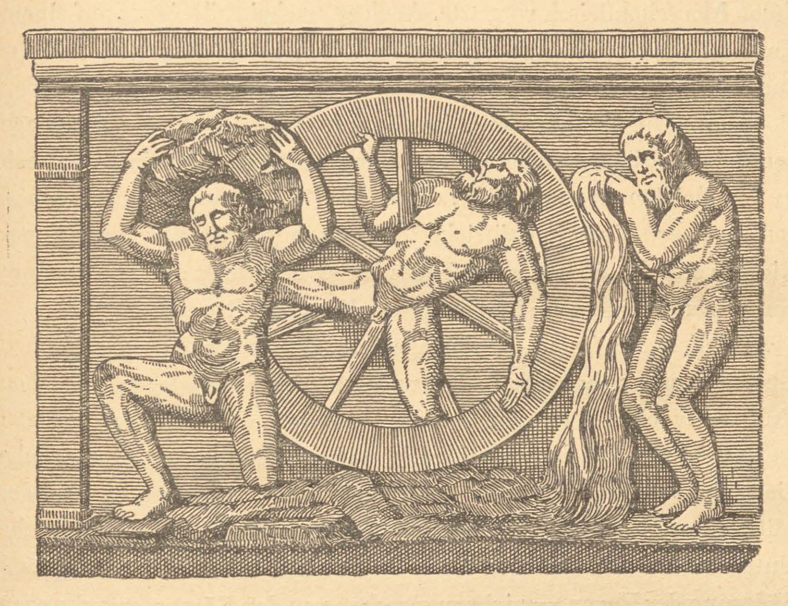
wertigen Reaktionsbildungen hier nicht weiter verfolgen, die in den ethischen Vorstellungen gipfeln. Wir möchten nur auf den fortschreitenden Prozeß der Verinnerlichung hinweisen, der sich dabei vollzieht und der parallel geht mit der zunehmenden Einsicht in die psychische Genese der ethischen Bildungen, die ja letzten Endes im unbewußten Schuldgefühl wurzeln. Die strafenden und lohnenden höheren Mächte, die man nicht verletzen darf, werden schließlich wieder ins Ich zurückverlegt, von wo sie einst aus dem narzißtischen Allmachtsgefühl in die Ober- und Unterwelt projiziert worden waren und dort je nachdem als mütterliche (Schutz, Hilfe, Gnade) oder väterliche Repräsentanten (das eigene Allmachtsgefühl) figurieren. Erst der titanischen Geistestat des starrsten Ethikers Kant blieb es vorbehalten, das moralische Gesetz in uns vom gestirnten Himmel über uns wieder zu trennen und auch ihm nur, indem er diese schwer aufgegebene Identität in dem bekannten Gleichnis wenigstens metaphorisch wiederherstellte.



Ixion auf dem Rade
(Ausschnitt aus einem Vasenbild in Berlin)

Für die Entwicklung des Strafbegriffs ist es bedeutsam, daß nicht nur alle Strafen, die die Menschheit in der Phantasie ersonnen, sondern die sie auch in die Tat umgesetzt hat, den Urzustand der Mutterleibssituation mit Betonung des Unlustcharakters darstellen. Ohne uns auf eine detaillierte Deutung der griechischen Unterweltsstrafen einlassen zu können, sei nur erwähnt, daß die bekanntesten von ihnen typische Züge aufweisen, die man schon mit Rücksicht auf die Loka-

lität leicht versteht. Das Vergehen dieser Ursträflinge besteht regelmäßig in einer Auflehnung gegen den höchsten der Götter, meist begründet mit dem Begehren nach dessen Weib, der Urmutter, wie bei Ixion, der überhaupt als der erste Verwandtenmörder gilt. Seine Strafe besteht darin, daß er auf Zeus' Befehl „auf ein geflügeltes feuriges Rad



Tantalos
(Auf einem Sarkophag)

mit vier Speichen, das sich unaufhörlich dreht, mit Schlangen gefesselt und unter Geiselhieben und dem Ausrufe: ‚Wohltäter soll man ehren', durch die Luft dahingerollt wird. Doppelt schwer erscheint die Strafe für Ixion, sofern er unsterblich ist."[1] Ähnlich wird Tantalos, eine „Personifaktion der Fülle und des Reichtums" wegen seines frevelnden Übermuts gegen die Götter, denen er gleich sein will, gestraft. Die

1) Roschers Lexikon der Mythologie II/1.

ursprüngliche Version zeigt die Angstsituation in Permanenz, indem über seinem Haupte ein Stein schwebt, der stets niederzufallen droht; die andere Strafe des ihn ewig quälenden Hungers und Durstes bezieht sich offenbar auf den, an allen üppigen Göttermahlzeiten als Gast teilnehmenden Günstling, der, um die Götter auf die Probe zu stellen, ihnen Menschenfleisch vorsetzte. Auch er erscheint übrigens auf einem Sarkophag (s. Roscher Bd. V, Sp. 83/84) in ganz naturalistischer Weise aufs Rad geflochten, während Ixion in schöner Stilisierung in den Doppelkreis hineinkomponiert ist. Sisyphos endlich, den es auch nach der gleichen „Unsterblichkeit" der Götter verlangt, wird dieser Wunsch in der gleichen Weise erfüllt: das ewige Zurückrollen des Steines, den er gegen dessen natürliche Tendenz herunterzustürzen, immer wieder versucht, über den Gipfel des Berges zu wälzen: „Schweiß rinnt von seinen Gliedern und eine Staubwolke umhüllt sein Haupt."

Alle diese Strafen und Sträflinge sind aber, nach der griechischen Überlieferung selbst, erst später, und zwar im Sinne der griechischen Kulturentwicklung an den Ort der Unterwelt, den Tartaros, versetzt worden. Ursprünglich waren sie nicht nur real und hatten auch als solche die gleiche unbewußte Bedeutung, sondern sie sind ja im Dunkel des Mittelalters, das im Vergleich zum Griechentum selbst eine höllische Unterwelt darstellt, wieder realisiert worden. Die Verbrennung und Räderung der Hexen — nicht zu sprechen von den Körperverrenkungen der Gefesselten und Gefolterten (Kopfabwärtshängen) — die Blendung oder Aussetzung im Wasser, die typische Strafe für den Vatermörder, der in einen Sack vernäht ins Meer versenkt wird[1]: all dies zeigt so recht deutlich den unverwüstlichen Wunschcharakter des Unbewußten wie ihn Freud erkannt hat, daß selbst noch die schrecklichsten Strafen, die der Mensch ersinnen konnte und die er in den körperlichen Symptomen der Neurose gegen sich selbst richtet, in die Form der ersten

1) Siehe Storfer: Zur Sonderstellung des Vatermordes. 1911.

und stärksten Lusterfahrung, des Intrauterinlebens eingekleidet werden. So wird es möglich und verständlich, daß derartige Strafen nicht nur ertragen, sondern auch lustvoll empfunden werden, wie übrigens auch die Veranstaltungen von Masochisten täglich beweisen. Dies erklärt auch zum größten Teil den Lustcharakter gewisser neurotischen Symptome, in denen der Patient sich selbst zum Gefangenen macht, in dem er sich in ein Zimmer zurückzieht und einsperrt oder indem er in pessimistischen Phantasien die ganze Welt als Kerker empfindet und sich dabei unbewußt darin wohlfühlt.[1] Die eigentliche Strafe, die ihn längst getroffen hat und der er durch diese Selbstbestrafungsphantasien nur scheinbar entrinnen will, war ursprünglich das Verlassen des Mutterleibs, die Vertreibung aus diesem Ur-Paradies, das immer wieder in allen möglichen Formen von der unstillbaren Sehnsucht realisiert zu werden versucht.

Auch die Kreuzigung, die als Strafe für die Auflehnung gegen Gottvater im Mittelpunkt der Christusmythe steht, entspricht derselben Verwandlung und Angleichung der intrauterinen Situation, wie die Einschließung des Ixion ins Rad, mit dessen Wegfall die Speichen zum Kreuz werden.[2] Die Kreuzigung entspricht somit gleichfalls der unlustbetonten Rückkehr in den Mutterleib, auf die ganz folgerichtig die Auferstehung, d. h. die Geburt und nicht die Wiedergeburt folgt. Denn es handelt sich auch hier um nichts anderes als um eine ins Ethisch-Religiöse sublimierte Wiederholung[3] und Reproduktion des Ge-

1) Von hier aus ist auch die Tiefenpsychologie der sog. „Haftpsychosen“ erst zu verstehen.

2) So stellt das Kreuz selbst noch etwas „Inneres“ dar, nämlich die von der Umklammerung des Radkranzes befreiten Speichen. — „Auch das Hakenkreuz gehört in diesen Zusammenhang: das Speichenkreuz dem der Radkranz wieder wächst, ist natürlich Sinnbild des Lebens und des Sieges“ (Schneider, l. c. S. 8, Anm. 2).

3) Christus selbst erklärt in den Evangelien deren unglaubwürdige Widersprüche aus der Tatsache des Wiederholungszwanges: „Damit erfüllet werde das Wort des Propheten!“

burtsvorgangs im Sinne der neurotischen Überwindung des Urtraumas. Daher erklärt sich die große Rolle, die das christliche Erlösungsmysterium auch im Phantasieleben der Neurotiker und der Geisteskranken spielt, als Identifizierung mit dem passiven Heros, dem die Rückkehr auf dem Wege des lustvollen Leidens geglückt ist. Diese Identifizierung ist ein großartiger Heilungsversuch, der die Menschheit aus dem Untergang der antiken Welt gerettet hat, und ist als solcher auch in den überlieferten Wunderheilungen Christi deutlich kenntlich, der Blinde und Lahme durch sein Beispiel, d. h. durch Herausforderung zur Identifizierung gesund machte, weil sie in ihm den Überwinder des Geburtstraumas erblicken konnten.[1]

In diese Auffassung der Christuslegende fügt sich die infantile Theorie von der unbefleckten Empfängnis als dogmatische Fassung der Tatsache des Geburtstraumas zwanglos ein: Sie besagt im Sinne des Heroenmythus, dessen extremste Ausgestaltung die Christusfigur repräsentiert, daß auch dieser negative Held, dem die Überwindung in so weitgehendem Maße gelungen ist, nicht auf dem natürlichen Wege geboren, ja auch nicht auf dem natürlichen Wege in die Mutter hineingekommen ist. Diese menschliche Unvollkommenheit eines schweren Geburtstraumas wird nun, ganz im Sinne unserer Auffassung von der Determiniertheit des neurotischen Symptoms, im späteren Leben vom Erwachsenen in seinen körperlichen und seelischen Leidenssymptomen gewissermaßen nachgeholt. Dabei stellt die manifeste Strafe ihrem latenten Inhalt nach die ideale Wunscherfüllung, die Rückkehr in die Mutter dar, während die künstlerische Idealisierung des ornamental gekreuzigten Heilands ihrem latenten Sinn nach die eigentliche Unterweltstrafe, die Verhinderung der Embryonalstellung, ausdrückt.

---

1) Die neue Zeitrechnung, die mit Christi Geburt beginnt, entspricht psychologisch dem Embryonaljahr und seiner ewigen Wiederholung. (S. die mexikanische Parallele S. 73, Fußnote).



Lukas Cranach: Kreuzigung Holzschnitt



Lukas Cranach: Kreuzigung (1502) Holzschnitt

Die künstlerische Idealisierung

Eine treffende Illustration zu dieser allzu menschlichen Auffassung der Christusmythe bieten die realistischen Kreuzigungsdarstellungen von Lukas Cranach,[1] wo neben dem in der bekannten gestreckten Körperhaltung gekreuzigten Heiland die anderen Sünder in überaus charakteristischer Embryonalstellung an Baumstämme genagelt erscheinen. Weist so die stilisierte Kreuzstellung Christi in der Kunst auf einen ähnlichen Abwehr- bzw. Strafmechanismus wie der *arc de cercle* hin, so gibt die Gegenüberstellung der realistischen Figuren durch Lukas Cranach ein Bild von der Idealisierungstendenz der künstlerischen Darstellung, die darauf auszugehen scheint, die allzu deutliche Annäherung an den Urzustand, die ihm auch Strafcharakter verleiht, durch ästhetische Formgebung zu mildern.[2]

---

1) Noch realistischere Darstellungen der Schächer bei Urs Graf u. a.

2) Es ist interessant, daß für Schopenhauer das Wesen der ästhetischen Wirkung in der Erlösung vom „Willen" bestand. Nietzsche, der die dahinter wirkende „Sexualverdrängung" bereits klar erkannte (Genealogie der Moral, 6), führt die bekannte Stelle („Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 231) darüber an: „Das ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries; wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willensdrangs entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still." — Wozu Nietzsche bemerkt: „Welche Vehemenz der Worte! Welche Bilder der Qual und des langen Überdrusses! Welche fast pathologische Zeit-Gegenüberstellung ‚jenes Augenblicks' und des sonstigen ‚Rads des Ixion'."

Dieser Prozeß der künstlerischen Idealisierung, der bei Wahrung aller Naturtreuheit doch den ästhetischen Schein, die Unwirklichkeit ja geradezu die Verleugnung der „Natur" anstrebt, hat seinen unbestrittenen Höhepunkt in der griechischen Kultur gefunden, deren meisterhafte psychologische Analyse Nietzsche zum ersten Male gegegeben hat. In seinem genialen Erstlingswerk schon erfaßte er die harmonische Fähigkeit dessen, was uns das griechische Wesen bedeutet und was er das „Apollinische" nennt, als Reaktion auf eine ursprüngliche neurotische Zerrissenheit, die er als das „Dionysische" charakterisiert. Und mit Recht führt er als Maßstab und Gradmesser dieses in der menschlichen Geistesgeschichte einzig dastehenden Idealisierungsvorgangs das gänzlich veränderte Verhältnis zum Tode an, wie es sich in der Anpreisung des Glückes der Ungeborenheit durch die Weisheit des Silen und in der Einstellung der homerischen Helden zum Leben äußert, von denen man, „mit Umkehrung der silenischen Weisheit, sagen könnte, das Allerschlimmste sei für sie, bald zu sterben, das Zweitschlimmste, überhaupt einmal zu sterben." — „So ungestüm verlangt, auf der apollinischen Stufe, der ‚Wille' nach diesem Dasein, so Eins fühlt sich der homerische Mensch mit ihm, daß selbst die Klage zu seinem Preisliede wird. Hier muß nun ausgesprochen werden, daß diese von den neueren Menschen so sehnsüchtig angeschaute Harmonie, ja Einheit des Menschen mit der Natur, für die Schiller das Kunstwort ‚naiv' in Geltung gebracht hat, keinesfalls ein so einfacher, sich von selbst ergebender, gleichsam unvermeidlicher Zustand ist, dem wir an der Pforte jeder Kultur, als einem Paradies der Menschheit begegnen müßten . . . Wo uns das ‚Naive' in der Kunst begegnet, haben wir die höchste Wirkung der apollinischen Kultur zu erkennen: welche immer erst ein Titanenreich zu stürzen und Ungetüme zu töten hat und durch kräftige Wahnvorspiegelungen und lustvolle Illusionen über eine schreckliche Tiefe der Weltbetrachtung und reizbarste Leidensfähigkeit Sieger geworden sein muß . . . Der Grieche kannte und emp-

fand die Schrecken und Entsetzlichkeiten des Daseins: um überhaupt leben zu können, mußte er vor sie hin die glänzende Traumgeburt der Olympischen stellen. Jenes ungeheure Mißtrauen gegen die titanischen Mächte der Natur, jene über allen Erkenntnissen erbarmungslos thronende Moira, jener Geier des großen Menschenfreundes Prometheus, jenes Schreckenslos des weisen Ödipus, jener Geschlechtsfluch der Atriden, der Orest zum Muttermorde zwingt, kurz jene ganze Philosophie des Waldgottes, samt ihren mythischen Exempeln, an der die schwermütigen Etrurier zugrunde gegangen sind — wurde von den Griechen durch jene künstlerische Mittelwelt der Olympier fortwährend von neuem überwunden, jedenfalls verhüllt und dem Anblick entzogen.“ [1]

In diesen Sätzen hat Nietzsche das Problem der griechischen Kulturentwicklung mit unerhört kühnem Zugriff an der Wurzel erfaßt. Wir brauchen nur einen kleinen Schritt weiter in der psychologischen Erfassung des „Dionysischen“ zu gehen und wir stehen am Urquell, der diese ganze Entwicklung gespeist hat: der Angst! Um nun aber den Weg von der Angst zur Kunst zu verfolgen und gleichzeitig zu verstehen, wieso gerade die Griechen zur höchsten Vervollkommnung der künstlerischen Idealisierung gelangen konnten, müssen wir wieder auf ein Kernsymbol der Urangst in ihrer Herkunft aus dem Trauma der Geburt zurückgreifen: auf die Sphinx.

In seinem bedeutsamen Buche: Das Rätsel der Sphinx, hat Ludwig Laistner (1884) die griechische Volkssage vom menschenwürgenden Ungeheuer mit den Alpsagen germanischer Überlieferung zusammengestellt und beide auf das menschliche Erlebnis des Alptraumes zurückgeführt. Daß der Angsttraum selbst die primäre Geburtsangst reproduziert, ist uns nun psychoanalytisch klar geworden. Ebenso ist die das Angsterlebnis als solches repräsentierende Figur der mischgestalteten Sphinx von der Psychoanalyse als Muttersymbol erkannt worden, und

1) Hervorhebungen von mir.

ihr Charakter als „Würgerin“ macht die Beziehung auf die Geburtsangst eindeutig. In diesem Sinne zeigt die Rolle der Sphinxgestalt in der Ödipussage ganz klar, daß der Held auf dem Wege der Rückkehr zur Mutter die Geburtsangst überwinden muß, die ja die Schranke darstellt, an die auch der Neurotiker in allen seinen Regressionsversuchen immer wieder stößt. Reik[1] hat in schöner Weise ausgeführt, wie die Sphinxepisode eigentlich eine Doublette der Ödipussage selbst darstellt; nur hat er, offenbar verleitet von dem keineswegs primären, wenn auch vielleicht historisch früheren Typus des männlichen ägyptischen Sphinx, den von der Analyse ursprünglich festgestellten Muttercharakter der Figur als sekundär erweisen wollen, was sich nicht bloß in dem hier entwickelten Zusammenhang, sondern nach den verschiedensten Richtungen als unhaltbar erweist. Gewiß ist die Ödipussage eine Doublette der Sphinxepisode, was aber psychologisch so viel bedeutet, als die Wiederholung des Urtraumas auf der sexuellen Stufe (Ödipuskomplex), während die Sphinx das Urtrauma selbst darstellt. Ihr menschenverschlingender Charakter stellt sie unmittelbar neben die infantilen Angsttiere, zu denen das Kind ja auch die bereits geschilderte ambivalente Einstellung aus dem Geburtstrauma hat. Der Held, der von ihr nicht verschlungen wird, vermag eben durch Überwindung der Angst diesen unbewußten Wunsch in der lustvollen Form des Geschlechtsaktes mit der Mutter zu wiederholen.[2] Entsprechend ihrem Angstcharkter als Würgerin stellt aber die Sphinx nicht nur ihrem latenten Inhalt nach den angstbesetzten Wunsch der Rückkehr in die Mutter als Verschlingungsgefahr dar, sondern sie repräsentiert in ihrer manifesten Gestalt den Geburtsakt selbst und das Sträuben dagegen, indem

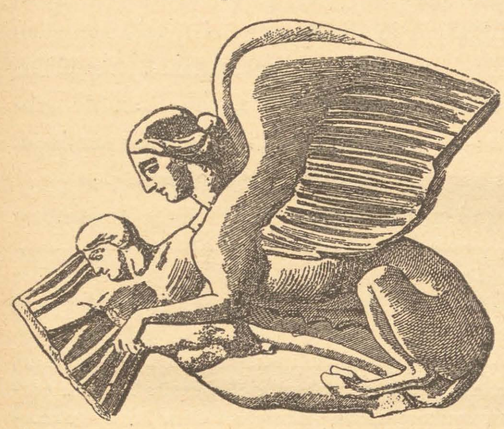
1) Ödipus und die Sphinx. Imago VI, 1920.

2) In der Hesiodschen Theogonie, wo die Sphinx literarisch zuerst erwähnt erscheint, entsteht sie aus der Verbindung der in unterirdischer Höhle des Arimerlandes hausenden Echidna mit ihrem eigenen Sohne. „Ausgeburt der unterirdischen Echidna“ wird sie auch von Euripides genannt (Roschers Lex.).

der menschliche Oberleib aus dem tierischen (mütterlichen) Unterleib herauswächst, ohne sich endgültig davon lösen zu können.[1] Dies ist das Rätsel der Sphinxfigur, und in seiner Lösung ist der Schlüssel zum Verständnis der ganzen griechischen Kunst- und Kulturentwicklung gegeben.

---

1) Eine besonders sinnfällige psychologische Vorstufe dazu bietet das berühmte Terrakottarelief von Tenos, das die Sphinx als eine die Jugendblüte dahinraffende Todesgöttin darstellen soll. (Roscher IV, Sp. 1370.) [Dazu halte man die ähnliche „Harpie des Grabmals von Xantos" bei Roscher I/2, Sp. 1846]. Diese Beziehung der Sphinx zum Tode wird uns leicht verständlich, wenn wir uns daran erinnern, daß ja auch der große ägyptische Sphinx von Gizeh nichts anderes als ein Grab ist, der sich von den anderen „Tiersärgen", wie z. B. den Elephantenalleen der Minggräber in China, nur durch die besondere Kombination von Mensch und Tier unterscheidet, d. h. die Herkunft des Menschen aus dem tierischen Leib im Sinne des Heroenmythus unterstreicht.



Sphinx
(Terrakottarelief von Tenos)

Die rein genitale Bedeutung des Sphinxleibes (als Gebärorgan) kommt schließlich zum Vorschein in spätgriechischen, offenkundig zu weiblichem Gebrauch bestimmten erotischen Salbgefäßen in Sphinxform, wie sie Ilberg (in Roschers Lexikon IV, Sp. 1384) bespricht (z. B. die schöne Sphinxvase im Brit. Mus. aus S. Maria di Capua, welche Murray um 440 ansetzt).

Dasselbe sehen wir in der altperuanischen Keramik, die gleichfalls beweist, daß die Sphinxfigur ursprünglich ein Gefäß war, und zwar das Gefäß, in dem der Mensch selbst aufbewahrt wurde und aus dem er auch herauskam. So die merkwürdige Darstellung eines „sphinxartigen" Menschen mit Raubtiergebiß unter einem Schneckenhaus, die Fühler wachsen ihm aus den Augen heraus (nach Fuhrmann: Peru II, 1922, Tafel 57); oder Tafel 31 aus dem Hamburger Museum für Völkerkunde, zu der Fuhrmann bemerkt: „Eine sehr

Vergleichen wir auch nur flüchtig das klassische Zeitalter der griechischen Kunst mit seinen orientalischen Vorläufern, so können wir sagen, daß die Griechen die affektiv erlebte Tendenz, sich vom Mutterleib zu lösen, die in den Sphinx- und Kentaurgestalten einen so eigenartigen Ausdruck gefunden hat, in der ganzen Entwicklung ihrer Kunst konsequent durchgeführt haben, indem sie die tierischen Götter der asiatischen Welt durch menschliche, ja in Homers Darstellung allzu menschliche Gestalten ersetzten. All die mischgestalteten Fabelwesen, an denen die griechische Mythologie so überreich ist, scheinen den Schmerz und die Qual dieser Loslösungsbestrebung von der Mutter widerzuspiegeln, dessen Resultat wir in dem edelgeformten, von allem Menschlichen losgelösten und doch so menschlich gebliebenen Körper ihrer Bildwerke, insbesondere des nackten Jünglings bewundern.

So liegt die tiefe kultur- und entwicklungsgeschichtliche Bedeutung

---

merkwürdige Darstellung mit einem Menschenkopf, der hinten aus dem Tier herauszuwachsen scheint, und die relativ starke Leibung des Tieres, das dem vorigen Bild zu entsprechen scheint (siehe Tafel 30), könnte darauf hindeuten, daß der Körper des Menschen im Tiere selbst noch verborgen ist.“ — Tafel 30, aus dem Wiener Naturhistorischen Museum, nähert sich bereits in dem vorgeschrittenen Stadium des herausgekommenen Menschen dem Kentauren-Typus, dessen psychologische Bedeutung in unserem Sinne durch die Bemerkung von Fuhrmann unterstützt wird, daß ein Reittier in Peru nicht bekannt sei, daher „muß die Grundlage dieser Darstellung noch geklärt werden.“ Jedenfalls wird die „Entstehung“ des Reiters dabei verständlich, der wieder nichts anderes als den mit der Mutter Verbundenen und darum Stärkeren, Höheren, Mächtigeren, Vornehmeren (König, Führer, Herrscher) darstellt. (Als die Ureinwohner Mexikos die spanischen Eroberer auf ihren Pferden sahen, meinten sie, Roß und Reiter seien ein untrennbares Ganze.) Das infantile Vorbild zu diesen fast „psychotischen“ Regressionen in den tierischen Leib bilden nicht nur die Schaukel- und Steckenpferdchen der Kinder, sondern noch eindeutiger das sog. „Pferdchenspiel“, bei dem das Kind Beine und Unterkörper nach Pferdeart bewegt (springt), während der Oberkörper den menschlichen Reiter darstellt. — Das primitive Steckenbleiben in diesem Zustand versinnbildlichen sehr hübsch die von Bertschinger publizierten „Illustrierten Halluzinationen“ eines Schizophrenen (Jahrbuch f. PsA. III, 1911).

der griechischen Kunst darin, daß sie den biologischen und prähistorischen Akt der Menschwerdung, die Loslösung von der Mutter und die Aufrichtung von der Erde, in der Schaffung und Vervollkommnung ihres Kunstideals vom menschlichen Körper wiederholte.[1] In der typischen Form der Giebelkomposition, die von dem am Boden liegenden verwundeten Krieger bis zum aufgerichtet stehenden Gott eine Reihe von Zwischengliedern — auch kentaurenhafte — darstellt, möchte ich ein Abbild dieses biologischen Entwicklungsprinzips sehen. Im übrigen ist ja für die ganze asiatische Kunst, soweit sie den Menschen abbildete, der Typus des Sitzenden („Thronenden") maßgebend gewesen, wie beispielsweise in den Buddhastatuen mit den untergeschlagenen Beinen, in der chinesischen Plastik usw. Erst die ägyptische Kunst beginnt den aufrecht stehenden oder schreitenden Körper — allerdings noch mit dem Tierkopf — zu bevorzugen, der dann in der griechischen Kunst sozusagen wörtlich aus dem tierischen Mischkörper als von allen Schlacken der Geburt gereinigtes Schönheitsideal herauswächst. In der ägyptischen Plastik wächst, ähnlich wie in den alten chinesischen Felsskulpturen, allmählich die Figur aus dem Stein selbst heraus („Steingeburt"), wie beispielsweise die im Berliner Museum befindliche Granitstatue des Senmut (um 1470 v. Chr.), der eine Prinzessin hält; von beiden sieht man nur den Kopf aus einem mächtigen Granitblock herausragen. Dasselbe Motiv, schon mehr gelöst aus dem künstlerischen Geburtssymbol, zeigt die gleiche Gruppe in Kairo. Hedwig Fechheimer sagt in ihrem schönem Werk von der Plastik der Ägypter,[2] daß sie ihrer Natur nach nur die in Ruhe verharrende Gestalt als einwandfreien Vorwurf gelten lassen konnte: Sitzen, festes Stehen, Hocken, Knien seien ihre häufigsten Motive. Die Granitstatue des Senmut, bei der die menschliche Gestalt

1) Im „Laokoon" sagt Lessing, daß bei den Alten „schöne Menschen Bildsäulen erzeugten, und der Staat schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken hatte".

2) In der Sammlung: Die Kunst des Ostens. Bd. I. Berlin.

vollständig in einen vom Kopf bekrönten Block hineinkomponiert sei, stelle in ihrer schroffen Gesetzmäßigkeit vielleicht den konsequentesten Ausdruck dieser Raumphantasie dar, die an architektonische Formen grenze (S. 25/26). Von hier aus erscheinen uns Plastik und Architektur, die ja ursprünglich offenbar eins waren, wieder ihren psychologischen Zusammenhang zu bekommen: die Architektur, als „Raumkunst" im wahren Sinne des Wortes, ist eine negative Plastik, wie die Plastik eine „raumfüllende" Kunst ist. „Die Würfelfiguren übertreffen jede bekannte Plastik — auch die monumentalen Statuen vom Didymaion bei Milet — durch die starre Konsequenz ihrer kubischen Auffassung. . . Das Formschema, zu dem die komplizierte Stellung des Kauerns mit hochgezogenen Knien und übergefalteten Armen sich in der Vorstellung vereinfachen ließ, ist im Bildwerk restlos verwirklicht. Die beiden Figuren sind völlig vom Würfel durchdrungen" (S. 39).

Wie sehr dem ägyptischen Geist selbst dieses Herausarbeiten des Menschen aus der Urform mit dem Geburtsakt verwandt schien, beweist die Sprachbildung: „ein Bildwerk ‚schaffen' heißt nämlich im Ägyptischen ‚zum Leben bringen', die Tätigkeit des Plastikers wird durch die Kausativform des Wortes ‚leben' bezeichnet. Daß hier keine Lautähnlichkeit, sondern ein innerer Grund waltete, wird durch das Vorkommen von Eigennamen für Statuen bestätigt, das diese zu Individuen erhebt. . . . Der Mythus gestaltete das Motiv in seiner Weise aus: der Urgott Ptah, der einst sich selbst, die Götter und alle Dinge schuf, ist zugleich der Schöpfer der Kunst und der Werkstätten. Sein Hoherpriester führt den Titel ‚Oberster aller Kunstwerke', sein Name scheint mit einem seltenen Wort für ‚bilden' eng zusammenzuhängen" (S. 13).

Die doppelgestaltige Sphinxfigur, die für den Unsterblichkeitsglauben des Ägypters den vollendetsten künstlerisch-architektonischen Ausdruck der Wiedergeburt darstellte, wurde für den griechischen Menschen zum Ausgangspunkt eines Überwindungsprozesses dieser mütterlichen Religion und führte so zur Schaffung des höchsten männlichen Kunstideals.

Der Weg, auf dem diese Entwicklung vor sich ging, ist in der griechischen Kulturgeschichte leicht zu verfolgen. Neben der übernommenen Sphinx ist nämlich die griechische Luft von einem Spuk erfüllt, der uns verrät, auf welchem Fundament dieser Prozeß der „Hellenisierung" ruht: nämlich auf der intensivsten Verdrängung des mütterlichen Prinzips. Die Sphinx ist, wie Ilberg (s. Roschers Lexikon) im Anschluß an Rohde und Laistner ausführt, zwar ein aus der Fremde übernommenes Fabelwesen, das aber von der griechischen Volksphantasie bald mit den eigenen Gebilden verwandter Art verschmolzen wurde. Es handelt sich dabei um das uraltem Glauben entstammende gespenstische Heer weiblicher Unholde, wie es in solcher Fülle auch nur die griechische Sagenwelt aufzuweisen hat, die in Gestalt der Hekate, Gorgo, Mormo, Lamia, Gello, Empusa, ferner der Karen, Erinnyen, Harpyien, Sirenen und ähnlicher Höllengeister und Todesdämonen erscheint. Sie alle sind Repräsentanten der angstbesetzten Urmutter (Geburtsangst) und zeigen als solche den fundamentalen Unterschied zwischen der griechischen und asiatischen Kultur, in der die große Urmutter göttliche Verehrung genoß (Astarte-Kybele), während sie vom Griechentum durch Reaktivierung der Angstbesetzung verdrängt und durch den männlichen Götterhimmel ersetzt wurde, dem auf Erden der männliche Staat entsprach.[1] Den Übergang zwischen diesen beiden extremen Weltanschauungen scheint die ägyptische Kultur zu bilden, aus der ja auch die Sphinxfigur in das Griechentum übernommen wurde.

Die ägyptische Kultur ist durch drei Determinanten gegeben, die sich alle in gleicher Weise auf die ersten Verdrängungsschübe der posi-

1) Wie unvollkommen diese Verdrängung des Weibes gelungen ist, blickt noch in den ehelichen Zwistigkeiten des Göttervaters Zeus mit der Muttergöttin Hera durch, die schon bei Homer des komischen Beigeschmacks nicht entbehren und die Figur des göttlichen „Pantoffelhelden" rechtfertigen, den Offenbach aus dem abenteuerlustigen Ehemann gemacht hat. — Das christliche Gegenstück dazu ist des Teufels Großmutter, die auch unbestrittene Herrin der Unterwelt bleibt (s. S. 127). In Indien ist es die schreckliche *Durya*.

tiven Einstellung zur Mutter zurückführen lassen, die in den asiatischen Kulturen sich noch unverdrängt in der geschlechtlichen Hochschätzung der Urmutter auszuwirken scheint und in der christlichen Muttergottes in sublimierter Form wiederkehrt: Religiös in dem eigenartigen Totenkult, der in allen seinen sonderbaren Details, insbesondere der Konservierung des Körpers, auf ein Weiterleben im Mutterleib hinausläuft;[1] künstlerisch durch die übertriebene Wertschätzung des Tierkörpers (Tierkultus); und sozial durch die Hochschätzung der Frau („Mutterrecht"). Diese ursprünglich rein „mütterlichen" Motive werden nun im Laufe eines Jahrtausende währenden Entwicklungsprozesses, welcher der Überwindung des Geburtstraumas dienstbar ist, „vermännlicht", d. h. im Sinne der Anpassung auf die Vaterlibido umgearbeitet. Typisch für alle drei Manifestationen dieses Mutterprinzips, wie für die beginnende Tendenz zu seiner Überwindung, ist die Verehrung der Mondgöttin Isis, neben der ihr Bruder Sohn und Gatte Osiris sich allmählich Geltung verschafft. Das gleiche spiegelt sich in der allmählichen Entwicklung des Sonnenkults, der aber nicht nur, wie Jung meinte, die Angleichung an die Wiedergeburtsphantasie gestattet, sondern im Sinne der ursprünglicheren Mondverehrung der Mutterlibido Ausdruck gibt. Nicht nur weil die Sonne wieder aufgeht, identifiziert sich der Held mit ihr, sondern weil sie jeden Tag aufs neue in der Unterwelt verschwindet und so dem Urwunsch der Vereinigung mit der Mutter = Nacht entspricht Dies beweist gerade der ägyptische Sonnenkult unzweideutig: mit seinen zahlreichen bildlichen Darstellungen, welche das Sonnenschiff auf seiner Nachtfahrt in der Unterwelt bevorzugen, wie auch in den Texten des Totenbuches: „Unter der als Scheibe gedachten Erde liegt eine andere Welt, die den Abgeschiedenen gehört; betritt der Sonnengott sie, ‚so erheben die Toten ihre Arme und preisen ihn; der Gott

1) Freud hat darauf hingewiesen, daß das Einsargen der Mumie in eine Hülse von menschlicher Gestalt die Rückkehr in den Mutterleib andeutet (zit. bei Tausk, l. c. S. 24, Anmerkg.).

erhört die Gebete derer, die in den Särgen liegen, und gibt ihren Nasen wieder Atem.' Das ‚Lied der Urgötter' ruft den Sonnengott an: ‚Wenn du niedergehst in die Unterwelt in der Stunde (?) der Dunkelheit, weckst du Osiris auf mit deinen Strahlen. Wenn du aufgehst über den Köpfen der Höhlenbewohner (= Toten), jubeln sie dir zu . . . Du läßt aufstehen, die auf ihren Seiten liegen, wenn du in die Unterwelt eindringst bei Nacht!' Besondere Sprüche sollen es dem Toten ermöglichen, daß seine Seele in die Sonnenbarke einsteige und mitfahre. Die Toten preisen den Sonnengott mit Liedern, die uns in den thebanischen Königsgräbern erhalten sind. . . . Wegen dieser starken Abhängigkeit der Toten von der Sonne stellt man in den Gräbern aus dem Ende des neuen Reiches den Sonnengott dar: in den Königsgräbern tritt der Verstorbene dem Gott wie ein Gleichgestellter gegenüber" (Roscher, Bd. IV, „Sonne").

Dementsprechend wird auch die Entstehung der Sonne in der ägyptischen Kosmologie so gedacht, daß der Sonnengott sich selbst erzeugt habe. Im Lied der Urgötter beten diese: „Geheim sind seine Gestalten bei seinen Entstehungen . . ., der entstand als Re . . ., der von selbst entstand . . ., der sich aus seinem Leibe schuf, der sich gebar; er ging nicht aus einem Mutterleib hervor; [woraus] er hervorging ist die Unendlichkeit." Auch das andere „Lied der Urgötter" sagt: „Es gibt keinen Vater von ihm, sein Phallus zeugte ihn; es gibt keine Mutter von ihm, sein Same trug ihn, — Vater der Väter, Mutter der Mütter" (l. c. Sp. 1191). Noch näher steht der embryonalen Ursituation eine andere Fassung dieses Geburtsmythus, wonach der Sonnengott ein Ei geschaffen habe, aus dem er dann selbst hervorging. Im Totenbuch heißt es: ‚Re, der aus dem Ozean emporgestiegen ist', sagt: ‚Ich bin eine Seele, die der Ozean geschaffen hat . . . Mein Nest ist nicht gesehen, mein Ei ist nicht zerbrochen . . . Ich habe mein Nest an den Enden des Himmels gemacht'. Und die von Roeder (Roschers Lex.) hierher gerechneten bekannten „Darstellungen des Käfers, der eine Kugel (d. h. sein Ei?) vor sich her wälzt [dortige Abb. 7], und zwar

in den Leib der Himmelsgöttin hinein, von der er später geboren wird," lassen keinen Zweifel daran, daß es sich um die Urtendenz zur Rückkehr in den Mutterleib handelt, die auch dem Sonnenkultus ursprünglich an so weit entfernten Stellen der Erde wie Ägypten und Peru die gleiche Bedeutung gab.



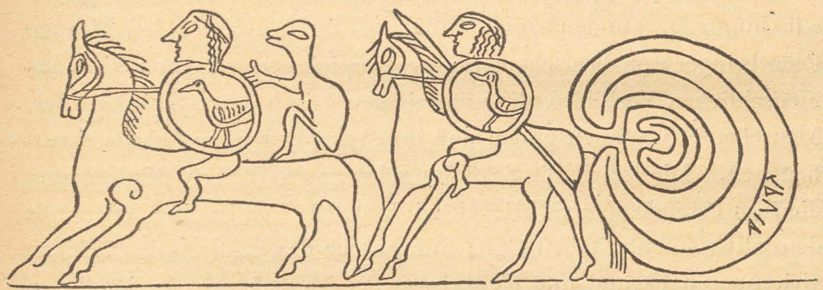
Der Sonnengott in der Lotosblüte (Berlin)

Die Ausgestaltung des Sonnenkults geht aber regelmäßig einher mit einer entschiedenen Wendung von der Mutterkultur zur Vaterkultur, wie sie sich auch in der schließlichen Identifizierung des neugeborenen Königs *(infans)* mit der Sonne zeigt. Dieser Gegensatz zur Vorherrschaft der Frau, sowohl auf sozialem Gebiet (Vaterrecht) wie auf religiösem, setzt sich als Übergangsprozeß von Ägypten nach Griechenland fort, wo er in der vollständigen Verdrängung der Frau, sogar aus dem erotischen Leben, zur höchsten Blüte der männlichen Kultur und der ihr entsprechenden künstlerischen Idealisierung führt.

Der Übergangs- und Knotenpunkt dieser entscheidenden Wendung zu unserer abendländischen Kulturentwicklung liegt in Kreta, wo sich bekanntlich zuerst ägyptische Einflüsse mit griechischen zur mykenischen Kultur vermengt haben. Wie diese nach Furtwängler in der Greiffigur die deutlichste Übereinstimmung mit dem Sphinxtypus des Neuen Reiches zeigt, so brachte sie auch den ganz ägyptisch anmutenden Minotaurus hervor, der gänzlich in Menschengestalt, nur mit einem Stierkopf gebildet ist. Das Gefängnis dieser Mißgeburt, das berühmte Labyrinth, ist seit dem bedeutsamen Fund Weidners[1] auch dem analytischen Verständnis zugänglich geworden (mündliche Mitteilung von Prof. Freud). Weidner hat aus Inschriften erkannt, daß es sich bei den

1) E. F. Weidner: Zur babylonischen Eingeweideschau. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Labyrinths. (Orient. Studien, Fritz Hommel zum 60. Geburtstag. I. Band, Leipzig 1917, S. 191.)

unentwirrbar verschlungenen dunkeln Gängen des Labyrinths um Darstellungen der menschlichen Gedärme handelt („Palast der Eingeweide" heißt es in den von ihm entzifferten Inschriften), deren analytische Auffassung als Gefängnis der mißgebildeten Gestalt (Embryo), die den Ausgang nicht finden kann, im Sinne der unbewußten Wunscherfüllung klar ist. Indem ich die eingehende Beweisführung für diese Auffassung, deren Konsequenzen für das Verständnis ganzer Kulturkreise (nicht nur des kretisch-mykenischen, sondern auch des nordischen) und ihrer Kunstübung (Labyrinthtänze, Ornamentik usw.) von ungeahnter Bedeutung ist, für einen größeren Zusammenhang aufspare,[1]



Die aus der Trojaburg kommenden Reiter
(Darstellung vom Krug von Tragliatella)

möchte ich für die vorliegende Darstellung die Gegenfigur des Theseus hervorheben, dem es mittels des von der Ariadne ihm zugeworfenen Fadens (Nabelschnur) gelingt, den Ausgang aus dem Labyrinth zu fin-

1) Für die bereits genannte Arbeit: Mikrokosmos und Makrokosmos.
Vgl. F. Adama van Scheltema: Die altnordische Kunst. Berlin 1923, S. 115 ff.: „Der Kreis als Mutterform der Bronzezeitornamentik."
Oben eine Abbildung (nach Krause) zur vorläufigen Illustration: die Darstellung von dem berühmten Krug von Tragliatella: Die aus der Trojaburg, dem „Labyrinth", kommenden Reiter darstellend, wobei der Schweif des hinteren Pferdes noch in Windungen desselben steckt (s. Krause: Die nordische Herkunft der Trojasage, Glogau 1893).

den, nach anderer Überlieferung sie daraus zu befreien. Diese seine Befreiung, welche in der Ausdrucksweise der mythischen Kompensation als Erlösung der gefesselten Jungfrau durch den Helden dargestellt wird, repräsentiert die Geburt des griechischen Idealmenschen, des Heros, und seine Loslösung von der antiken Urmutter.

Wir können von hier aus rückblickend verstehen, wie das vorderasiatische Weltbild, das ein rein mütterliches war, über den angedeuteten Weg der Vermännlichung in der ägyptischen Kulturwelt, zur männerstaatlichen Sozialorganisation der Griechen (Sparta) und zur Idealisierung dieser rein männlichen Kultur in der künstlerischen Menschenschöpfung führte. Den vollendetsten Ausdruck dieses Entwicklungsganges finden wir im Mythus von Prometheus, dem kühnen Feuerbringer und Menschenschöpfer, der sich vermaß, ganz wie seine menschlichen Vorbilder, die unerreichten griechischen Steinkünstler, Menschen aus Erde zu bilden und ihnen das Feuer des Lebens einzuhauchen.[1] Dies sowie die Schöpfung des ersten Weibes, der Pandora, die ihm besonders zugeschrieben wird, stellen ihn in eine Reihe mit dem alttestamentarischen Gott; nur galt er den erlösungsbedürftigen Griechen als Freund und Heilbringer der Menschen und seine Taten wurden als titanische Frevel vom Göttervater Zeus bestraft. Wir dürfen erwarten, auch in seiner Bestrafung wieder die tiefste Wunscherfüllung des Unbewußten zu finden, die seinem Verbrechen entspricht: an einen einsam stehenden Felsen festgeschmiedet — spätere Überlieferung spricht auch hier von „Kreuzigung“ — frißt ein Raubvogel unaufhörlich an

1) Wie Bapp (Roschers Lex.) schon nachgewiesen hat, handelt es sich keineswegs um das „himmlische Feuer“ (Blitz usw.), das Prometheus raubt, sondern um Feuer von der Erde (Mutter). — Hier knüpft auch die nahverwandte Hephaistos-Mythe vom göttlichen Schmiede an, der selbst lahm (Geburtstrauma beim Sturz aus dem Himmel!), Menschen nicht mehr aus schmutziger Erde (Lehm) bildet, sondern aus edlem, reinen Metall. Siehe dazu auch Mc Curdy: Die Allmacht der Gedanken und die Mutterleibsphantasie in den Mythen von Hephästos und einem Roman von Bulwer Lytton. (Imago III, 1914.)

seiner Leber, die bei Nacht immer nachwächst, um seine Qual — und seine unbewußte Lust — zu einer ewigen zu machen. Daher weiß auch die alte Überlieferung bei Hesiod nichts von seiner Befreiung, die erst später dem Herakles zugeschrieben wird, der ja selbst einen solchen, ewig ans Weib gefesselten (Omphale) Helden darstellt, der immer wieder vergebens versucht, sich zu befreien.[1]

Dasselbe tut aber der Künstler, indem er wie Prometheus Menschen schafft, nach seinem Bilde, d. h. in immer neuen, stets wiederholten Geburtsakten sein Werk und in ihm sich selbst unter den weiblichen Schmerzen der Schöpfung gebiert. So hat der eminent künstlerische Grieche, der das Weib nur als Gebärorgan verstand, und der Knabenliebe huldigte, sich in Identifizierung mit der Mutter zum Menschenschöpfer erhoben, indem er selbst sich in den Kunstwerken schrittweise und unter größtem Widerstreben von der Mutter loszulösen versuchte, wie all die sphinxartigen Fabelwesen so überzeugend dartun. Von diesem „Moment" der gleichzeitig ersehnten und doch nicht gewollten Loslösung vom tierischen Mutterleib, von diesem ewigen Steckenbleiben im Geburtsakt, das den Neurotiker alle Angst der Ursituation immer wieder aufs neue erleben läßt, fand der griechische Künstler und mit

1) Auch hier knüpft die spätere satirische Auffassung vom „Unglück Weib" (die Unheilbüchse der Pandora, in der schon Preller die *cysta mystica*, das weibliche Genitale erkannte) an die alte Stelle bei Hesiod an, wonach Zeus von Hephaistos die Pandora aus Erde schaffen ließ, um den Prometheus für den Feuerraub zu strafen. Hesiods Erzählung schließt mit den Worten: „So vermochte selbst Prometheus, der Leidabwender, dem Zorn des Zeus nicht zu entfliehen, und gewaltsam hält ihn, so listig er ist, die mächtige Fessel gefangen." — Welche weibliche Fessel damit im tiefsten Grunde gemeint ist, zeigt eine der ältesten Darstellungen der Prometheusstrafe in einer Gemme auf einem der sog. „Inselsteine" des Britischen Museums, die wieder nach Kreta, dem alten Sitz einer „vielleicht pelasgisch zu nennenden" Kunstübung zurückgeht. (Nach Roscher III/2, Sp. 3087.)

Prometheus vom Adler gequält (Inselstein im Brit. Mus.)

ihm das ganze Volk den Weg zur Idealisierung im Festhalten dieses bewegten Augenblicks, in seiner Erstarrung im Stein, den das Medusenhaupt noch in seiner schreckhaften Bedeutung bewahrt hat.[1]

So ist die griechische Kunst die erste Darstellung des Bewegten geworden, welche die unbeholfene Steifheit der asiatischen und ägyptischen Bildnisse in Bewegung aufgelöst hat, die aber selbst wieder zur Erstarrung verurteilt war (Lessings Laokoon-Problem). Das Bewegungselement hat der Grieche, der auch der erste „Sportsmann" war, in seiner Körperkultur, in den Spielen, Wettkämpfen und Tänzen, auf deren Bedeutung als idealisierte (rhythmisierte und stilisierte) körperliche Paroxismen des Unbewußten (Anfälle) wir hier nur hinweisen können.[2]

Nach all dem wird es wahrscheinlich, daß wir in der „Plastik" die Anfänge jeder Kunst überhaupt zu suchen haben. Bevor aber der Urmensch daran ging, wie Prometheus Menschen in Ton nachzubilden, hat er vermutlich, in Analogie mit dem „Instinkt" des Nestbaues, erst das Gefäß zur Aufnahme und zum Schutz, den Mutterleib plastisch nachgebildet.[3] Die altbabylonische Überlieferung von dem Gott, der

1) Auch hier ist der Idealisierungsprozeß vom schreckenerregenden gorgonischen Schlund, bis zur schmerzverklärten Medusa Rondanini, der griechischen Madonna, zu verfolgen, (siehe die entsprechenden Abb. bei Roscher I/2, Sp. 1716/17; 1723). Vgl. Ferenczi: Zur Symbolik des Medusenhauptes (Int. Zschr. f. PsA. IX, 1, 1923, S. 69) und die ergänzende Bemerkung von Freud: Die infantile Genitalorganisation (ebda. H. 2, S. 171, Anmkg. 1).

2) Vgl. die Schilderung und Geschichte der „Labyrinthtänze" bei Krause. Noch in den römischen Zirkusspielen, die in unserer Rennbahn fortleben, findet der Lauf in fiktiven Labyrinthgängen statt.

3) Fuhrmann (Der Sinn im Gegenstand, S. 2 f.) unterscheidet zwei Typen von Gefäßen: die einen, nicht für Flüssigkeit bestimmten, sind nach dem tierischen Darm gebildet, woraus sich die Wulsttechnik der Keramik entwickelte (z. B. auf Neuguinea). „Der Bauchtopf stellt daher im Grunde den Unterleib des Menschen naturgetreu dar, also eine endlose Linie von spiralig geordneten Därmen, die außen durch eine Haut überkleidet sind und innen den Magen enthalten, bzw. den Nahrungsvorrat in sich aufnehmen sollen." — Die für Flüssigkeiten bestimmten Gefäße seien dem Euter der Tiere, bzw. der Brust der Frau

die Menschen auf der Töpferscheibe dreht — so ist auch im Tempel von Luxor der Gott Chnum dargestellt — weist in die gleiche Richtung. Das ursprüngliche „Gefäß" ist also, wie im „Mythus von der Geburt des Helden", der Mutterleib, der zuerst nachgebildet wird. Bald erfährt dann das Gefäß eine immer deutlichere Entwicklung in der Richtung, daß es den ursprünglichen Inhalt, d. h. den verkleinerten Menschen, das Kind, oder dessen Kopf (Topf) darstellt. Es bekommt einen Bauch, Ohren, einen Schnabel usw. (Vgl. die typischen Kopfbecher, bes. der Primitiven, die Gesichtsurnen u. a. m.)[1] Also auch diese erste Menschenschöpfung vom Gefäß zu dem (darin befindlichen) Kind wiederholt die biologische Entwicklung getreu; und wenn die spätere richtige Kunst, die den Menschen sozusagen gänzlich vom Gefäß befreit hat, gleich fertige, erwachsene Menschen hervorbringt wie Prometheus und die griechischen Künstler, so haben wir auch darin die Tendenz zur Vermeidung des Geburtstraumas, der schmerzlichen Auslösung zu erkennen.

Hierin haben wir die eigentliche Wurzel der Kunst zu erblicken: in dieser autoplastischen Nachbildung[2] des eigenen Werdens

---

nachgebildet (s. Schlauch = *outre* — *uterus;* — Bocksbeutel, Beutel; — frz. *bouteille,* engl. *bottle,* so daß jede Flasche ein Euter ist, das auf der Basis steht, „die Zitze nach oben".

1) Die spätere Ornamentik auf dem Gefäß ersetzt dann den ursprünglichen Inhalt, wie besonders deutlich die peruanische Keramik zeigt (s. in Fuhrmanns Peru I besonders die merkwürdigen Tier- und Menschenfiguren auf den bauchigen Körper-Gefäßen der Chimu-Kultur, Tafel 6 u. ff.). — Ähnlich ist auch die Ornamentik auf dem berühmten Krug von Tragliatella als Darstellung des Innern an der Oberfläche zu verstehen. — In der indischen Bhagavad Gita werden die Körper *kschetra,* d. h. Gefäße, fruchttragender Boden, Mutterleib, genannt (nach Winterstein l. c., S. 193).

2) Verworn hat aus der Vollkommenheit und Entwicklungslosigkeit des diluvialen Naturalismus auf den von ihm sog. „physioplastischen" Charakter dieser Frühkunst geschlossen (Zur Psychologie der primitiven Kunst, 1908). — Reinach hat dafür das trefflich doppelsinnige Wort geprägt: *Proles sine matre creata, mater sine prole defuncta* (nach Scheltema l. c., S. 8).

und Entstehens aus dem mütterlichen Gefäß; denn die Nachbildung dieses Gefäßes selbst mochte auch praktischen Bedürfnissen dienstbar gemacht worden sein, während die Gestaltung nach dem eigenen Körper die für die Kunst charakteristische Zutat des scheinbar Zwecklosen und doch irgendwie Sinnvollen bedeutet. In diesem Sinne entwickelt sich die Kunst sozusagen als ein Zweig des „Kunstgewerbes", das sie ursprünglich wohl war, und als solches spielt sie in der Realkultur eine ganz bedeutsame Rolle. Und es ist gewiß auch kein Zufall, daß die vor allem den männlichen Körper idealisierenden Griechen in der Stilisierung und Veredelung des mütterlichen Gefäßes die höchste Stufe der Vollendung in ihrer Vasenkunst erreicht haben.

In den naturgetreuen Tierdarstellungen der Eiszeit haben wir die entsprechenden Anfänge der Malerei vor uns. In diesen Höhlenzeichnungen scheint sich der Mensch den zu dem wärmenden Unterschlupf dazugehörigen Tierkörper reproduziert zu haben. Nur so wird es verständlich, daß „einzelne Tiere oder Tiergruppen in versteckten Tiefen, in Kapellen und Nischen, schwer, mühsam, nach Überwindung beträchtlicher Hindernisse (die den Unkundigen in Lebensgefahr bringen können, Pasiega), oft nur den Kriechenden oder Knieenden zugänglich" sind (nach Schneider l. c., S. 5).[1] Diese Auffassung würde der herrschenden „magischen" Erklärung nicht nur nicht widersprechen, sondern sie psychologisch (vom Unbewußten) verständlich machen: handelt es sich doch um Tiere, die den Menschen wärmen, schützen und ernähren, wie einst die Mutter.

In der späteren Malerei, beispielsweise der christlichen Kunst, wird das ganze Leben Jesu von der Geburt bis zum Tode dem des Lesens unkundigen Volk bildlich vorgestellt, so daß die Identifizierung leicht ermöglicht wird. Maria mit dem Kind entwickelt sich schließlich in der italienischen Malkunst zum Symbol des Mutterglücks, d. h. des

1) Siehe dazu R. Schmidt: Die Kunst der Eiszeit, 1922, und Herb. Kühn: Die Malerei der Eiszeit, 1922.

Glücks von Kind und Mutter in der Vereinigung. So löst sich der individuelle Erlöser wieder in die einzelnen göttlichen Individuen, die Kinder, auf. Der gekreuzigte und „wiedergeborene“ Christus wird hier zum gewöhnlich geborenen Kind an der Mutterbrust.

Die modernen Kunstbewegungen, die so viele primitive Züge aufweisen, wären dann die letzten Ausläufer jener „psychologisierenden“ Kunstrichtung, die bewußterweise „das Innere“ des Menschen darstellt, d. h. sein Unbewußtes, und zwar vorwiegend in „embryonalen“ Formen.[1]

Wir sind hiermit auf die Wurzel des Problems der Kunst gestoßen, das ja letzten Endes ein Formproblem ist. Wie sich uns ergeben hat, geht alle „Form“ auf die Urform des mütterlichen Gefäßes zurück, die in der Kunst in weitgehendem Maße Inhalt geworden ist; und zwar in einer idealisierten und — eben zur Form — sublimierten Weise, welche die der Urverdrängung verfallene Urform wieder akzeptabel macht, indem sie als „schön“ dargestellt und empfunden werden kann.

Fragen wir uns nun, wie es möglich war, daß das griechische Volk dazu befähigt wurde, eine so weitgehende Idealisierung des Geburtstraumas zustande zu bringen, so gibt uns vielleicht die griechische Urgeschichte einen Wink zum Verständnis dieser einzigartigen Entwicklung. Ich meine die dorische Wanderung mit allen ihren Folgen, die einen Teil des Griechenvolkes in früher Urzeit aus dem Mutterlande hinausdrängte und es zwang, auf den gegenüberliegenden Ionischen Inseln und an der kleinasiatischen Küste ein neues Mutterland zu suchen. Diese gewaltsame Trennung vom heimischen Mutterboden scheint nun im Sinne einer Wiederholung des Geburtstraumas, der gewaltsamen Lösung von der Mutter, die ganze weitere Entwicklung der griechischen Kultur entscheidend bestimmt zu haben. Sicher ist, daß

1) Siehe Hermann Bahr: Expressionismus, 1916, Oskar Pfister: Der psychol. u. biolog. Untergrund d. Expressionismus, 1920, und zuletzt noch Prinzhorn: Die Bildnerei der Geisteskranken, 1922.

die homerischen Epen, insbesondere die Ilias, die erste künstlerische Reaktion auf den Abschluß dieser großen Völkerwanderung, die Besiedelung der kleinasiatischen Küste durch die griechischen Kolonisten, darstellt. Der Kampf um die Veste Troja und die dahin aus dem Mutterlande entführte ewig junge Helena spiegeln die verzweifelten Versuche der griechischen Auswanderer wieder, sich im neuen Mutterboden festzusetzen, wobei die homerischen Götterkämpfe darauf hinzuweisen scheinen, daß sich dabei auch der Kampf der mühsam aufgerichteten olympischen Herrschaft des Zeus gegen den in Kleinasien noch herrschenden Kult des Mutteridols (Athene) wiederholte. Ich hoffe, einmal zeigen zu können, wie sich aus der inhaltlichen Analyse der epischen Phantasie die wirkliche historische Wahrheit aus den Überwucherungen der unbewußten Verarbeitung herausschälen und so die griechische Urgeschichte rekonstruieren läßt, wozu mir bereits vor vielen Jahren Prof. Freud die Anregung gegeben hatte, indem er mir nahelegte, den psychoanalytisch erkannten Mechanismus der Epenbildung an den homerischen Gedichten zu verfolgen.[1] Ich möchte hier nur hervorheben, daß der den asiatischen Muttergöttinnen kongeniale griechische Demeterkult (*Γῆ-μήτηρ* = Mutter-Erde) nach Herodot schon vor der dorischen Einwanderung Heimatrecht auf dem Peloponnes hatte. Dies stützt unsere Vermutung, daß die von den dorischen Eindringlingen vertriebene Bevölkerung stark an die Mutter-Erde fixiert war, während es anderseits vielleicht einen Hinweis darauf geben mag, daß die Dorier in Reaktion auf diese allzu mütterliche Bindung zur Knabenliebe ihre Zuflucht genommen haben. Die Gestalt des Herakles, nach Wilamowitz ein getreues Spiegelbild der reckenhaften Adelskultur der peloponnesischen Dorier, würde dann nur im

1) Siehe meine Vorarbeiten dazu (Imago V, 1917—19): Psychologische Beiträge zur Entstehung des Volksepos. I. Homer (Das Problem). II. Die dichterische Phantasiebildung (daselbst S. 137 Fußnote die Skizze zum Plan des Werkes, das bis jetzt nicht über die Vorarbeiten hinausgeführt wurde).

Sinne der Heroisierung die Schwierigkeiten dieser Loslösung von der Mutter bewahrt haben. Herakles erscheint denn auch in vorhomerischer Überlieferung als Eroberer von Troja.

Die homerische Darstellung gibt uns ein gutes Beispiel davon, wie der Dichter beim Versuch der Rückerinnerung peinlicher historischer Ereignisse auf die eigenen unbewußten Wunschphantasien zurücksinkt. Während die Ilias nur die vergeblichen Kämpfe um Troja schildert, wird in der Odyssee der ruhmreiche Abschluß dieses zehnjährigen Ringens rückschauend erzählt. Der kluge Held läßt in der berühmten Geschichte vom hölzernen Pferd, in dessen Bauch versteckt die Achäischen Helden in das Innere der Festung gelangen, die Kämpfe ihren Abschluß finden. Diese menschlich und poetisch gleich tiefe Überlieferung zeigt deutlich, daß es sich letzten Endes für die vom Mutterboden gewaltsam vertriebenen Auswanderer[1] um die Wiedergewinnung des ewig jungen und schönen mütterlichen Ideals (Helena[2]) auf fremdem Boden handelte, und zwar in der dem Unbewußten einzig möglichen Form der Erfüllung, der Rückkehr in den tierischen Mutterleib, die der furchtlosen Helden sonst so wenig als Zuflucht und Versteck würdig wäre, wenn wir nicht wüßten, daß gerade ihre Heldennatur sich von der Schwierigkeit des Geburtstraumas und der Kompensation der

1) Ähnliches gilt von der Vertreibung der Israeliten aus Ägypten, diesem wichtigsten „traumatischen" Ereignis ihrer Geschichte, von dem sich ihr ganzes weiteres Schicksal ableitet und das dem Urtrauma der Vertreibung aus dem Paradies genau entspricht. Seither suchen die Juden dieses gelobte Mutterland, wo Milch und Honig fließt, ohne es finden zu können (Ahasver). Übrigens spiegelt die Paradiesvertreibung wegen Genusses der verbotenen Frucht (Mutterbrust) die strenge Notwendigkeit des Entwöhnungstraumas, das der Mensch mittels Realanpassung, durch Gewinnung künstlicher Nährungsstoffe aus der Erde (Ackerbau), zu kompensieren sucht.

2) Bekanntlich wird erzählt, daß vor Einnahme der Stadt das schützende Standbild der Athene durch Odysseus und Diomedes entführt worden sei, und zwar aus einem unter der Cella der Göttin gelegenen Adyton durch unterirdische Kanäle oder Brunnenschächte.

Angst ableitet. So ist das trojanische Pferd das direkte unbewußte Gegenstück zu den Kentauren und Sphingen des Mutterlandes, deren Schöpfung später den großartigen Befreiungsprozeß von der Mutter einleitete und begleitete. Aber auch Troja selbst, das Uneinnehmbare, in dessen Innere man nur durch List gelangen kann, ist, wie jede Festung, ein Symbol der Mutter;[1] so erklärt sich auch die „Unterweltsbedeutung", die ihm die Mythologen beilegen, ebenso seine enge Verwandtschaft mit den kretischen und nordischen Labyrinthen, die Ernst Krause (Carus Sterne) in einem geistreichen Buche, das nur zu sehr am historisch-mythologischen Denken krankt, über jeden Zweifel sichergestellt hat.[2]

Die sprichwörtliche Schlauheit und Verschlagenheit des Odysseus, die übrigens allen „Himmelsstürmern" der griechischen Mythologie eignet und ihnen den Sturz in den Tartaros und die Höllenstrafen einträgt, wirft ein bedeutsames Licht auf die Psychologie des Dichters.[3] Odysseus, der als Erzähler all dieser Lügenmärchen, welche die Rückkehr in den Mutterleib berichten, ganz offenbar als Vertreter des Dichters selbst auftritt, darf wohl als Repräsentant und Urvater des epischen Dichters überhaupt aufgefaßt werden, dessen Funktion es zu sein scheint, das Urtrauma durch lügenhafte Übertreibung zu entwerten und dabei doch die Illusion einer hinter der Urphantasie liegenden Urrealität aufrecht zu erhalten. Noch die spätesten Nachfahren dieser Gattung, wie der berühmt gewordene Baron von Münchhausen, suchen das Unmögliche, nie zu Erreichende — ja der Natur direkt Widersprechende, z. B. sich selbst an den Haaren aus dem Wasser zu ziehen und anderes

1) Siehe meine Abhandlung: Um Städte werben. Int. Zschr. f. PsA. I, 1913.

2) Die Trojaburgen Nordeuropas. Ihr Zusammenhang mit der indogermanischen Trojasage von der entführten und gefangenen Sonnenfrau, den Trojaspielen, Schwert- und Labyrinthtänzen zur Feier ihrer Lenzbefreiung. Mit 26 Abbildungen im Text. Glogau 1893.

3) Das psychologische Verhältnis des Dichters zum Heros habe ich in meiner Studie über „Die Don Juan-Gestalt" gestreift (Imago VIII, 1922, S. 193).

mehr — als die leichteste Sache von der Welt darzustellen, wobei gerade die Unmöglichkeit der Situation fürs Unbewußte das am meisten beruhigende und befriedigende Element darstellt.[1]

Diesem schlauen Überlister der natürlichen und göttlichen Gesetze, der diesen ewig unerfüllbaren Wunsch doch irgendwie zu befriedigen vermag, steht in den märchenhaften Erzählungen der typische Dummling gegenüber, der merkwürdigerweise ebenso spielend die unmöglichsten Aufgaben löst. Seine „Tumbheit" ist aber nichts anderes als ein Ausdruck seiner Kindlichkeit, er ist auch ein *infans*, so unerfahren wie der neugeborene Gott Horus, der mit dem Finger im Mund dargestellt wird. Je dümmer, also je kindlicher er ist, desto eher gelingt ihm die Erfüllung des Urwunsches und hat er gar nur die Größe der ersten Embryonalzeit, wie der Däumling unseres Märchens, dann ist er beinahe allmächtig und hat den Idealzustand erreicht, von dem noch der Neurotiker so häufig träumt,[2] und den die neugeborenen mythischen Helden zu verkörpern scheinen: nämlich wieder ganz klein und dabei doch aller Vorteile des Erwachsenen teilhaftig zu sein.[3]

Auf der anderen Seite ist die gleichfalls von den Griechen zur höchsten Blüte gebrachte Tragödie, die nach Nietzsche am „ästhetischen

1) Das Widernatürliche erweist sich oft verknüpft mit der Unrealisierbarkeit der Mutterleibssituation und ihrer Darstellung. So bei Macbeth die Drohung, er werde fallen, wenn der Birnamwald sich auf ihn zu bewege (statt: er in den Wald hinein); diese Warnung entspricht der anderen, daß nur ein Ungeborener, d. h. der aus dem Mutterleib geschnittene Macduff, ihn besiegen werde (vgl. auch das Haupt des ungeborenen Kindes, das Macbeth erscheint und das blutige Haupt). Von diesem Angelpunkt des Stückes, das nach Freud auf dem Thema der Kinderlosigkeit ruht, wird manches Rätselhafte darin verständlich. — Man vgl. dazu die Bemerkungen Freuds über „Das Unheimliche" (Imago V, 1917—19) in der Dichtung, das letzten Endes auch der Mutterleibssituation entspricht (l. c. S. 261 ff.)

2) Vgl. den Ausspruch eines Patienten Freuds (Traumdeutung), der bedauerte, die Situation an der Brust seiner Amme damals nicht besser ausgenutzt zu haben.

3) Ferenczi hat zuerst auf diesen „Traum vom gelehrten Säugling" aufmerksam gemacht (Internat. Zsch. f. PsA. IX, S. 70).

Sokratismus", d. h. an der Hypertrophie des Bewußtseins zugrunde ging, aus den mimischen Darstellungen der mythischen Kulthandlungen erwachsen und versinnbildlicht die Leiden und Strafen des mythischen Heros aus seiner tragischen Schuld.[1] Diese ist uns in ihrer unbewußten Bedeutung aus der Analyse der mythischen Überlieferung bekannt geworden und der Ursprung der Tragödie aus den Tänzen und Gesängen der in Bocksfelle gehüllten Vollstrecker des Opfers zeigt deutlich, worum es sich dabei handelt. Das Fell, in das sich die Teilnehmer nach der Opferung und Ausweidung der Tiere hüllen, ist wieder nichts anderes als ein Ersatz des schützenden Mutterleibs und auch diese teilweise Realisierung der Rückkehr hat in den zahllosen bocksbeinigen und bocksköpfigen Faunen und Satyren der griechischen Mythologie[2] und Plastik gleichfalls dauernden bildhaften Ausdruck gefunden. So lebt in der Kunstgattung der Tragödie, die wie der Tanz den lebenden Menschen selbst zum Objekt nimmt, der Angst- und Strafcharakter des verdrängten Urwunsches in gemilderter Form als tragische Schuld fort, die jeder einzelne von den sterblich geborenen Zuschauern im fortwährenden Wiedererleben immer aufs Neue abreagieren kann, während in der epischen Dichtung die Ansätze zur Überwindung des Urwunsches durch lügenhafte Umdichtung vorliegen. Die in der starren Plastik erreichte höchste Idealisierung des Geburtstraumas wird in der mitleiderregenden Tragödie sozusagen wieder in den weichen Urstoff des abfuhrfähigen Angstaffektes aufgelöst, während in der epischen und satirischen Dich-

1) Vgl. auch Winterstein: Zur Entstehungsgeschichte der griechischen Tragödie. Imago VIII, 1922.

2) In einer tiefgehenden psychoanalytischen Untersuchung: Panik und Pan-Komplex (Imago VI, 1920) hat Dr. B. Felszeghy den Affekt des „panischen" Schreckens im Anschluß an Ferenczis Untersuchungen über die Entwicklung des Wirklichkeissinnes auf die Wiederholung der Geburtsangst zurückgeführt und die merkwürdige mythische Gestalt des Pan restlos aus dieser Bedeutung verständlich gemacht. Vieles, was in unserer Arbeit von anderer Seite her eine neue Beleuchtung erfährt, findet sich bereits bei Felszeghy ausgesprochen.

tung die zu hochgespannte Idealisierung sich als prahlerische Lügenhaftigkeit entlädt (Der Zyniker Diogenes im Faß).

So steht die Kunst als Darstellung und gleichzeitige Verleugnung der Wirklichkeit dem kindlichen Spiel nahe, von dem wir erkannt haben, daß es das Urtrauma durch das Bewußtsein des Unernstes zu entwerten sucht. Von da führt ein Weg zum Verständnis des Humors, dieser höchsten Stufe der Verdrängungsüberwindung durch eine ganz bestimmte Einstellung des Ich zum eigenen Unbewußten, dessen Genese wir aber hier nicht weiter verfolgen können, da sie uns wieder tief in die Neurotik und in deren Therapie auf Grund der Ichpsychologie hineinführt.

Die philosophische Spekulation

Die griechische Philosophie, die eigentlich als erste diesen Namen verdient, — wenngleich Aristoteles recht hatte, seine Vorläufer noch als nahe Verwandte des Philomythos zu bezeichnen, — zeigt in ihren Anfängen, bei den ionischen Naturphilosophen, an die später die Physik anknüpfte, das naive Gegenstück zu der aufs höchste gespannten Idealisierungstendenz, wie sie uns in der griechischen Kunst und Mythologie entgegengetreten ist. Diese ersten abendländischen Denker von Thales bis Sokrates scheinen die Übergangsstufe von der kosmischen Weltanschauung des alten Orients zu unserer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise zu bilden und repräsentieren die Vorläufer unseres heutigen westeuropäischen Geisteslebens.

Während die orientalische Weltanschauung in großartiger kosmischer Projektion das irdische Schicksal aus dem kosmischen Himmelsbild abzuleiten suchte,[1] haben die ionischen Denker in naiver Anschauung die Trennung dieser Sphären vollzogen und im Zurückgehen zur ursprünglichen Mutter Natur das irdische Leben, befreit von übernatürlichen Einflüssen, zu erfassen versucht. Daß dies nur gelingen konnte, indem die Griechen gleichzeitig die ganze orientalische Himmelsmythologie im wahren Sinne des Wortes in die Unterwelt verbannten, haben wir bereits im vorigen Abschnitt angedeutet. Durch diese Reinigung

1) Bei den Babyloniern geht die himmlische Sterndeutekunst der irdischen Eingeweideschau parallel. Der Mensch und sein Inneres wurde an den Himmel projiziert (s. meine vorbereitete Arbeit: Mikrokosmos und Makrokosmos).

der Luft vom kosmischen Spuk wurden sie in den Stand gesetzt, dort, wo die orientalische Weltanschauung nur himmlische Gesetzmäßigkeiten zu erkennen glaubte, die sich auf Erden auswirken, die eigentlichen Naturgesetze in naiver Form zu sehen und zu erfassen.

Die griechische Philosophie beginnt bekanntlich mit dem Satz des Thales, daß das Wasser der Ursprung und Mutterschoß aller Dinge sei.[1] Ehe wir die weitere Entwicklung des griechischen Denkens von dieser lapidaren Formel verfolgen,[2] machen wir uns klar, daß damit die erste erkenntnismäßige Fassung des individuellen Ursprungs des Menschen zu einem allgemeinen Naturgesetz gegeben ist. Der Mechanismus dieser Erkenntnis, die für das biologische Geschehen zweifellos richtig ist,[3] unterscheidet sich von der kosmischen und mythischen Projektion von Himmelsgewässern (Milchstraße) und Unterweltsflüssen (Totenstrom) dadurch, daß es sich wirklich um ein Ent-decken, das Wegziehen eines Vorhanges, oder wie wir sagen würden, die Aufhebung einer Verdrängung handelt, die es bisher verhindert hatte, im Wasser den Ursprung alles Lebens wiederzufinden, eben weil man selbst einmal aus dem Fruchtwasser gekommen war. Die Voraussetzung zur Entdeckung einer Wahrheit ist somit die Agnoszierung des Unbewußten in der Außenwelt durch Aufhebung einer inneren Verdrängung, welche unmittelbar — wie gerade die Entwicklung der Philosophie deutlich zeigt — von der Urverdrängung ausgeht.

Schon beim Nachfolger des Thales, bei Anaximander aus Milet, dem ersten philosophischen Schriftsteller der Alten, zeigt sich die Reaktion, wenn er sagt: „Woher die Dinge ihre Entstehung haben, dahin

1) Vgl.: Die Bedeutung des Wassers im Kult und Leben der Alten. Eine symbolgeschichtliche Untersuchung von Martin Ninck (Philologus, Suppl. Bd. XIV, Heft 2, Leipzig 1921).

2) Nach Nietzsche: Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen (1873); danach alle folgenden Zitate.

3) Siehe jetzt dazu Ferenczis phylogenetische Parallele zur Individualentwicklung (Versuch einer Genitaltheorie, 1924).

müssen sie auch zugrunde gehen, nach der Notwendigkeit; denn sie müssen Buße zahlen und für ihre Ungerechtigkeiten gerichtet werden, gemäß der Ordnung der Zeit." Mit Recht deutet Nietzsche diesen orakelhaften Ausspruch als die erste pessimistische Note in der Philosophie und vergleicht sie einer Äußerung des klassischen Pessimisten Schopenhauer, die dessen ganze Einstellung zum Leben und zur Welt erklärt: „Der rechte Maßstab zur Beurteilung eines jeden Menschen ist, daß er eigentlich ein Wesen sei, welches gar nicht existieren sollte, sondern sein Dasein abbüßt durch vielgestaltiges Leiden und Tod: — was kann man von einem solchen erwarten? Sind wir denn nicht alle zum Tode verurteilte Sünder? Wir büßen unsere Geburt erstlich durch das Leben und zweitens durch das Sterben ab." Der Satz des Anaximander ergänzt so die Erkenntnis des Thales durch Betonung der Rückkehr zu allem Ursprung und hat damit ein zweites Naturgesetz aus psychologischer Intuition entdeckt, das in nur etwas veränderter Form in unser naturwissenschaftliches Denken übernommen wurde.[1]

Indem Nietzsche zeigt, wie der griechische Denker von der Vergänglichkeit alles Irdischen zur notwendigen Annahme eines „Un-

1) Wer weiß, ob nicht auch der hingeworfene anthropomorphe „Einfall" Nietzsches: „alle unorganische Materie ist aus organischer entstanden, es ist tote organische Materie, Leichnam und Mensch", einmal unsere Naturwissenschaft „umwerten" wird. — Wie weit auch die exakten Naturwissenschaften unbewußt determiniert sind, versuchte neuerlich S. Radó darzustellen: Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse. (Imago VIII, 1922.) — Für die Vorstufe der Chemie, die Alchimie, hat bereits Jung die umfassende Formel geprägt, daß sie letzten Endes darauf ausging, Kinder ohne Mutter zu erzeugen. Vgl. dazu H. Silberer: Der Homunkulus (Imago III, 1914) und: Probleme der Mystik und ihrer Symbolik, 1914. — Zu unserer modernen Chemie vgl. man den interessanten Aufsatz von Dr. Alfred Robitsek: Symbolisches Denken in der chemischen Forschung (Imago I, 1912). — Es ist übrigens psychologisch bemerkenswert, daß der eigentliche Vernichter der Alchimie und erste naturwissenschaftliche Chemiker Justus Liebig Erfinder des Kunstdüngers und des Fleischextrakts wurde und so den alchimistischen Wunschtraum in realsymbolischer Weise erfüllte.

bestimmten", eines Urwesens kommt, das der Mutterschoß aller Dinge ist, gelingt es ihm, einen Einblick in den Weg zu eröffnen, der von da über die platonische „Idee" zum kantischen „Ding-an-sich" führt, in dem erst Schopenhauer wieder den „Willen", wenn auch noch in naturphilosophischer Verkleidung erkannte. Aus diesem Konflikt zwischen Entstehen und Vergehen, der direkt aus der Verdrängung des Urtraumas stammt, suchte sich Heraklit durch sein Gesetz vom ewigen Werden zu retten, indem er ganz im Sinne der Urverdrängung „den eigentlichen Hergang jedes Werdens und Vergehens, welchen er unter der Form der Polarität begriff, als das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeiten" erkannte. Handelt es sich hier um Erfassung der an den Akt des Werdens (Geburt) geknüpften Urambivalenz, so fehlen auch nicht die qualitativen Substrate dieses Zustandes. Hatte schon Anaximander die Theorie vom (kalten) Wasser dahin weitergebildet, daß er es aus „warm" und „feucht" als seinen Vorstufen hervorgehen läßt, so deutet sich der „Physiker" Heraklit „dieses anaximandrische Warme um als den Hauch, den warmen Atem, die trockenen Dünste, kurz alles Feurige; von diesem Feuer sagt er nun dasselbe aus, was Thales und Anaximander vom Wasser ausgesagt hatten, es durchlaufe in zahllosen Verwandlungen die Bahn des Werdens, vor allem in drei Hauptzuständen, als Warmes, Feuchtes, Festes." Auf diese Weise entdeckt er den atmosphärischen Kreislauf mit seiner Periodizität, die er aber zum Unterschied von Anaximander auffallenderweise so auffaßt, daß der immer wieder erneuerte Untergang in dem alles vernichtenden Weltbrande „als ein Begehren und Bedürfen charakterisiert wird, das volle Verschlungensein im Feuer als die Sattheit." Mit dieser Erkenntnis der lustvollen Rückkehr ins Nichts, die das Werden wieder zu einem unlösbaren Problem zu machen schien, hat sich die naive verdrängungsbefreite Anschauung bereits wieder unter dem Einfluß einer neuen Verdrängungswelle der Spekulation zugewendet.

Während Heraklit noch mit Recht sagen konnte: „Mich selbst suchte und erforschte ich", beginnt sein Nachfolger Parmenides die neue Abwendung von den zu nah geschauten Realitäten in die logische Abstraktion des „Seienden" und „Nichtseienden", die er aus den ursprünglich ganz real-menschlichen Tatsachen des Seins und Nichtseins herausspann, welche in ihrer anthropomorphen Übertragung auf die Welt noch in den Sprachbildungen zu verfolgen sind: „denn *esse* heißt ja im Grunde nur ‚atmen'" (Nietzsche). Durch logische Deduktion gelangt dann Parmenides zur ersten Kritik des Erkenntnisapparates, der nur den Schein erkennen lasse, und hat damit jene philosophische Scheidung von „Geist und Körper" angebahnt, die noch in unserem wissenschaftlichen Denken fortbesteht. Hier wird zum erstenmal die idealistische Weltbetrachtung, die bei Plato und noch deutlicher bei seinen indischen Vorläufern aus einer mystischen Versenktheit in den Urzustand hervorging, rein logisch zu begründen versucht.

Einen weiteren Schritt in die Naturwissenschaft wie Erkenntnistheorie machte dann Anaxagoras, indem er die Möglichkeit bestritt, daß aus dem einen Urelement, dem Schoß des Werdens, die Vielheit der Qualitäten hervorgehen könne. Nach ihm gibt es vielmehr von Anfang an zahllose Substanzen, die nur durch die Bewegung die Buntheit und Mannigfaltigkeit der Welt erzeugen. „Daß aber die Bewegung eine Wahrheit und nicht ein Schein sei, bewies Anaxagoras aus der unbestreitbaren Sukzession unserer Vorstellungen im Denken, gegen Parmenides." Um aber nun wieder die Bewegung der Vorstellungen ihrerseits zu erklären, nahm er im „Geist an sich", im *Nous*, „einen ersten Bewegungsmoment in einer Urzeit an, als den Keimpunkt alles sogenannten Werdens, das heißt aller Veränderung." Und so gelangt er schließlich, auf dem Umweg über die logische Deduktion, wieder zu jenem berühmt gewordenen Urzustand, dem *Chaos*, in dem der *Nous* noch nicht auf die Materien eingewirkt hatte, sie also noch unbewegt waren, im seligen Mischzustand ruhten, den Anaxagoras mit dem Aus-

druck „Samen aller Dinge" bezeichnet. Wie sich der Denker aus diesem *Chaos* des durch den *Nous* bewegten Kreises die Formung des *Kosmos* vorstellt, das rührt bei aller primitiven Bildhaftigkeit der menschlichen Zeugung, wie Nietzsche schon zeigt, an die Gesetze der Mechanik, wie sie zwei Jahrtausende später Kant in seiner Naturgeschichte des Himmels mit erhabener Begeisterung verkündete.

So kommen die ersten philosophischen Denker der Griechen vom Urproblem des Werdens, von der Frage der Herkunft der Dinge nicht mehr los, entfernen sich aber gleichzeitig auf verschiedenen Wegen, auf denen ihnen dann die späteren Philosophen folgen, in immer weiter gehender Abwendung von dem eigentlichen hinter der Urverdrängung liegenden Problem der Herkunft des Menschen. Erst dem Genius des Plato blieb es vorbehalten, in seiner Lehre vom *Eros* das Problem umzukehren und so auch auf dem Gebiet der Philosophie den Menschen als Maß aller Dinge wieder zu entdecken, wie ihn fast gleichzeitig die griechische Kunst entdeckt hatte. Die Eroslehre Platos, die von psychoanalytischer Seite bereits mehrfach gewürdigt wurde,[1] stellt den menschlichen Zeugungstrieb in den Mittelpunkt der Welterklärung, indem sie auf den verschiedenen Stufen des *Eros* die sinnliche, seelische, philosophische und religiöse (mystische) Einstellung nachweist. Hier ist zum erstenmal das philosophische Problem an der Wurzel erfaßt und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn Plato zur Darstellung seiner Lehre auf Bilder zurückgreift, die den biologischen Tatsachen ganz nahe kommen. Er faßt den *Eros* als die Sehnsucht nach einem verlorenen Zustand, ja noch deutlicher nach einer verlorenen Einheit auf und erklärt auch in seinem berühmten Gleichnis von dem

1) Besonders eindringlich in der wertvollen Untersuchung von Winterstein: Psychoanalytische Anmerkungen zur Geschichte der Philosophie. (Imago II, 1913.) — Später von Nachmannsohn: Freuds Libidotheorie verglichen mit der Eroslehre Platos (Internat. Zsch. f. PsA. III, 1915) und Pfister: Plato als Vorläufer der Psychoanalyse (ebenda VII, 1921).

in zwei Hälften geschnittenen Urwesen, die nach Wiedervereinigung streben, das Wesen des Geschlechtstriebes. Dies ist die deutlichste bewußte Annäherung an das Verlangen nach Wiedervereinigung des Kindes mit der Mutter, die bisher in der menschlichen Geistesgeschichte erreicht wurde und an die erst Freud wieder mit seiner Libidotheorie anknüpfen konnte.[1] Ja, Plato kommt im Anschluß an die orphisch-dionysische Religion zu der fast letztmöglichen biologischen Erkenntnis, der *Eros* sei der Schmerz, womit der Dämon, der durch eigene rätselhafte Schuld in die Geburt gestürzt sei,[2] nach dem verlorenen Paradies seines reinen und eigentlichen Wesens zurückverlange.

Indem Plato durch ungewöhnlich intensive Intuition in sich selbst diese Sehnsucht erfaßt und zur Darstellung gebracht hatte, projiziert er sie nun aber, der unerbittlichen Urverdrängung gemäß, auf die gesamte Außenwelt und gelangt so dazu, in allen Dingen die Sehnsucht nach dem Übersinnlichen, das Streben nach Vollkommenheit, das Aufgehenwollen im Urbild der „Idee" zu erkennen. Wie nahe diese Vorstellung psychologisch der Entstehung aus einem Urwesen steht, brauchte uns nicht erst durch die zur Verdeutlichung herangezogenen primitiveren Vorstellungen anderer Völker bewiesen zu werden,[3] da die unbewußte Bedeutung so klar ist. Der in dieser Auffassung zutage tretende platonische Idealismus, der Bruch mit der Sinnenwelt, mit dem Plato offenbar seine Einsicht in die Innenwelt bezahlen mußte, findet in dem berühmt gewordenen Vergleich des menschlichen Daseins mit dem Aufenthalt in einer unterirdischen Höhle, an deren Wand man nur die Schatten der wirklichen Vorgänge wahrnehme, eine wunscherfüllende Darstellung, die auf die subjektive Quelle von Platos Ein-

1) Freud: Jenseits des Lustprinzips. 1921.

2) „Der Ausdruck ‚Sturz in die Geburt' findet sich nicht nur bei den Orphikern, sondern auch im Buddhismus" (Winterstein l. c. S. 184).

3) Winterstein l. c. S. 193.

sichten ein helles Licht wirft. Der Höhlenvergleich ist nicht bloß, wie bereits Winterstein (l. c.) vermutet hat, „eine Mutterleibsphantasie“, sondern läßt uns einen tiefen Blick in den Geist des Philosophen tun, der den alles vorwärts treibenden *Eros* als Sehnsucht zur Rückkehr in den Urzustand empfand und zugleich den Ausdruck der höchsten philosophischen Sublimierung dafür in seiner Ideenlehre schuf.[1]

Hatte in Plato die philosophische Erkenntnis des Menschen ihren Höhepunkt erreicht, so bleibt nur zu erklären, was die Denker der folgenden zwei Jahrtausende zwang, sich von dieser großartigen Synthese und Idealisierung der naiven naturphilosophischen Entwicklung des frühen Griechentums wieder abzuwenden und die krausen Wege der Verdrängung und intellektuellen Verschiebung einzuschlagen. Plato war der gesuchten Urerkenntnis so nahegekommen, daß eine starke Reaktion unvermeidlich wurde, als deren Träger wir seinen unmittelbaren Schüler und Nachfolger Aristoteles erkennen. Diesem gelang durch Abwendung vom philosophisch formulierten Urtrauma die naturwissenschaftliche Eroberung eines neuen Stückes der Wirklichkeit, mit der er der Vater der eigentlichen Natur- und Geisteswissenschaften wurde. Dazu aber mußte er wieder den Blick nach innen verschließen und in zwangsneurotischer Verschiebung der verdrängten Urlibido auf die Denkvorgänge die logisch-dialektische Spekulation zur höchsten Blüte bringen, von der das ganze abendländische Philosophieren bis auf Schopenhauer gezehrt hat, der erst wieder auf die indische Urweisheit und ihre philosophische Darstellung bei Plato zurückgriff. Es würde hier zu weit führen, auch nur andeutungsweise den Entwicklungsgang des aristotelischen Denkens zu

1) Die phylogenetische Ergänzung dazu ist nach Nietzsches Gedanken die Seelenwanderung des Pythagoras, die die Frage beantwortet, wie wir etwas von den Ideen wissen können: durch Erinnerung an frühere Existenzen; d. h. aber biologisch gesprochen den Embryonalzustand.

skizzieren, das gerade deswegen von so ungeheurem Einfluß auf die gesamte Geistesgeschichte Europas blieb, weil es immer tiefer in die scholastische Spekulation und damit scheinbar immer weiter weg vom Verdrängten führte. Ich sage scheinbar, denn noch in den abstraktesten logischen Rösselsprüngen der Aristoteliker lassen sich so greifbare Spuren des Urverdrängten nachweisen,[1] daß man schon daraus allein die immer weiter fortgesetzte Spekulation verstehen könnte. Anderseits verrät die allgemein introvertierte Geistesrichtung des spekulativen Logikers und des ihm psychologisch nahestehenden Mystikers, daß er mit der gedanklichen Entfernung vom Verdrängten sich in seiner gesamten psychischen Einstellung selbst immer mehr der Ursituation des Versinkens und Aufgehens nähert, der er im Inhalt des Denkens auszuweichen sucht.

Die philosophischen Mystiker stellen so die direkte Fortsetzung der religiösen Mystik, des Versenkens in das eigene Innere dar. Nur nennen sie den Gott, den sie jetzt in ihrem eigenen Innern aufsuchen, Erkenntnis, aber das Ziel ist das gleiche: die *unio mystica*, das Einswerden mit dem All. Daß dieses mystische Erlebnis stark sexuell gefärbt ist, die Vereinigung mit der Gottheit unter dem Bilde einer geschlechtlichen Vereinigung (Erkennen = *coire*) geschaut und empfunden wird,[2] weist nur auf den libidinösen Urgrund des ganzen

1) In einer während der Niederschrift bei der Redaktion von „Imago" eingelaufenen Arbeit von E. Roeder: Das Ding an sich (Analytische Versuche an Aristoteles' Analytik), wird dies in eindringender Weise bis zum biologischen Ding an sich, dem Embryo im Mutterleib, gezeigt, von welcher Vorstellung insbesondere der ganze (geometrische) Raumbegriff des Aristoteles abgeleitet ist.

2) Siehe Pfister: Hysterie und Mystik bei Margareta Ebner (1291—1351). 1910. („Zum Kampf um die Psychoanalyse," Kap. V, 1920.) Ders.: Die Frömmigkeit des Grafen Ludwig von Zinzendorf. Ein psa. Beitrag z. Kenntnis der relig. Sublimierungsprozesse und zur Erklärung des Pietismus. 1910. — Ferner A. Kielholz: Jakob Boehme. Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik. 1919. — Siehe auch G. Hahn: Die Probleme der Hysterie und die Offenbarungen der Heiligen Therese, 1906.

Strebens, die Rückkehr in den Urzustand, hin: „So wie einer, von einem geliebten Weibe umschlungen, kein Bewußtsein hat von dem, was außen und innen ist, so hat auch der Geist, der von dem Urselbst verschlungen ist, kein Bewußtsein von dem, was außen und innen ist", heißt es in den Upanischaden. Und Plotin sagt von der mystischen Ekstase: „Es ist kein Zwischenraum mehr da, es sind nicht mehr zwei, sondern beide sind eins, sie sind nicht voneinander zu scheiden, solange jenes da ist. Diese Vereinigung ahmen hier in dieser Welt die Liebenden und Geliebten nach, die miteinander zu einem Wesen verschmelzen wollen.[1] Wie schon das indische *tat twam asi* (das bist du selbst) zeigt, handelt es sich dabei um eine Aufhebung der Grenzen zwischen Ich und Nicht-Ich, wie sie das Gebet durch Einswerden mit Gott herzustellen sucht (man vergleiche die Verse Mechthilds: „Ich bin in dir und du bist in mir", Heiler: Das Gebet). Und ein islamischer Mystiker ruft in der seligen Ekstase: „Es hat zwischen uns aufgehört das Ich und das Du, ich bin nicht ich, du bist nicht du, auch bist du nicht ich; ich bin zugleich ich und du, du bist zugleich du und ich. Ich bin in Verwirrung darüber, ob du ich oder ich du seist" (l. c.).

Wie wir sehen, war es den Neuplatonikern und ihren Nachfolgern gründlich gelungen, das in der Eroslehre ihres Meisters poetisch formulierte Streben nach Einssein mit ihrem Ursprung in weitgehendem Maße, allerdings auf Kosten der philosophischen Einsicht, zu realisieren. Als Reaktion darauf erscheint die neuere Philosophie, die ganz ähnlich

1) Plotin litt selbst an solchen ekstatisch-visionären Seelenverzückungen, wie er in den Enneaden (IV, 8, 1) berichtet. — Diese Befreiung der Seele vom Zwang der Schicksalsnotwendigkeiten und der Wiedergeburten lehrten auch die Theurgen, Magier und Gnostiker. — Die echten Theurgen, wie die Neuplatoniker, erzielten dies bei sich selbst durch Versenken in das Grübeln über die letzten Dinge und wohl auch durch körperliche Vorbereitung, wie läuterndes Fasten und Kasteiungen aller Art (siehe Th. Hopfner: Über die Geheimlehren von Jamblichus. Quellenschr. d. Griech. Mystik, Bd. I, Leipzig 1922).

wie die griechische Philosophie ihren Ausgangspunkt von der Entdeckung des Menschen als eines Teiles der Natur nahm und seine Trennung von ihr gedanklich zu verleugnen und rückgängig zu machen suchte. Dies beginnt auf einer höheren psychischen Entwicklungsstufe mit der Entdeckung des Ich, als etwas vom Nicht-Ich Verschiedenem durch Descartes, um schließlich in der genialen Icherweiterung des Kantschen Systems zu gipfeln, während die hypertrophischen Ichsysteme nach Art des Fichteschen das Gegenstück zur mythologischen Ichprojektion in die Umwelt darstellen. Aber auch Kant ist es nur gelungen, die Apriorität der Vorstellungen von Raum und Zeit als angeborener Kategorien aus der Unmittelbarkeit des intrauterinen Zustandes zu erkennen und erkenntnistheoretisch zu fassen, indem er den transzendenten Tendenzen seines Unbewußten einerseits in der großartigen Kompensation seiner Erkenntnis der kosmischen Gesetzmäßigkeiten, anderseits in seinem pathologischen Sonderlingsdasein eine weitgehende direkte Befriedigung bot. Das „Ding-an-sich", das er als das einzig Transzendente, also Unerforschliche, bestehen ließ, mußte ihm dabei natürlich entgehen. Nicht bloß der Rückschluß aus der Entwicklung des philosophischen Denken verrät uns, daß dieses Ding-an-sich wieder identisch ist mit dem geheimnisvollen, so stark verdrängten Urgrund unseres Seins, dem Mutterschoß; sondern auch die weitere philosophische Bestimmung dieses Begriffs durch den „Willen" Schopenhauers, der damit das Ding-an-sich aus seiner transzendentalen Verhexung wieder vermenschlichte und in unser Inneres verlegte, wo es dann Nietzsche als den egoistischen Willen zur Macht zu erkennen glaubte, während die Psychoanalyse auf dem von ihr neugefundenen Wege der „Selbsterkenntnis" darin die unbewußt wirkende Urlibido psychologisch faßbar gemacht hat.

Dies „Erkenne dich selbst", mit dem erst die Psychoanalyse wirklich Ernst gemacht hat, führt uns zu Sokrates zurück, der diese Forderung des delphischen Apollo zu seiner Lehre gemacht hatte. Wir

haben bis jetzt von diesem unmittelbaren Vorläufer des Plato nicht gesprochen, ohne den dieser selbst und die ganze folgende Entwicklung, auch psychologisch, undenkbar ist. Denn vor dem Bilde des bewußt und furchtlos in den Tod gehenden Sokrates hat sich sein Liebling und Schüler Plato, wie Nietzsche sagt, „mit aller inbrünstigen Hingebung seiner Schwärmerseele“ niedergeworfen und sein Leben der Pflege und Bewahrung des Andenkens an seinen Meister gewidmet. Aber erst die Lehre des Sokrates zeigt das konkrete Substrat des Urtraumas, auf das sein Schüler Plato und dessen Nachfolger Aristoteles in so weittragender Weise reagiert haben. Mit dem Auftreten des Sokrates, der sich als Sondertyp aus der Reihe der Philosophen vor und nach ihm scharf heraushebt, tritt im griechischen Denken jene entscheidende Wendung nach Innen ein, die dann durch Plato ihre philosophische Gestaltung erhält, und die schon äußerlich dadurch gekennzeichnet ist, daß Sokrates, wie Xenophon in seinen Memorabilien berichtet, das Nachdenken über die Weltentstehung und die damit verwandten Fragen ausdrücklich als unnütz ablehnte.

Um die Bedeutung des Sokrates, in dem Nietzsche „den einen Wendepunkt und Wirbel der sogenannten Weltgeschichte“ sieht, voll würdigen zu können, müssen wir wieder auf Nietzsches unübertrefflich scharfsichtige Psychoanalyse dieses seines Erzgegners in der „Geburt der Tragödie“ zurückgreifen. „Nur aus Instinkt! Mit diesem Ausdruck berühren wir Herz und Mittelpunkt der sokratischen Tendenz. Mit ihm verurteilt der Sokratismus ebenso die bestehende Kunst wie die bestehende Ethik ... Von diesem einen Punkte aus glaubte Sokrates das Dasein korrigieren zu müssen: er, der Einzelne, tritt mit der Miene der Nichtachtung und der Überlegenheit, als der Vorläufer einer ganz anders gearteten Kultur, Kunst und Moral, in eine Welt hinein ... Dies ist die ungeheure Bedenklichkeit, die uns jedesmal, angesichts des Sokrates, ergreift und die uns immer und immer wieder anreizt, Sinn und Absicht dieser fragwürdigsten Erscheinung des Alter-

tums zu erkennen. Wer ist das, der es wagen darf, als ein Einzelner das griechische Wesen zu verneinen ...?"

„Einen Schlüssel zu dem Wesen des Sokrates bietet uns jene wunderbare Erscheinung, die als ‚Dämonion des Sokrates' bezeichnet wird. In besonderen Lagen, in denen sein ungeheurer Verstand ins Schwanken geriet, gewann er einen festen Anhalt durch eine in solchen Momenten sich äußernde göttliche Stimme. Diese Stimme mahnt, wenn sie kommt, immer ab. Die instinktive Weisheit zeigt sich bei dieser gänzlich abnormen Natur nur, um dem bewußten Erkennen hier und da hindernd entgegenzutreten, Während doch bei allen produktiven Menschen der Instinkt gerade die schöpferisch-affirmative Kraft ist und das Bewußtsein kritisch und abmahnend sich gebärdet: wird bei Sokrates der Instinkt zum Kritiker, das Bewußtsein zum Schöpfer — eine wahre Monstrosität *per defectum.*"

An diese Diagnose knüpft dann Nietzsche, fast zwanzig Jahre später, eine Analyse des Menschen Sokrates,[1] die in ihrer Unerbittlichkeit nicht nur vor dem Allzumenschlichen nicht haltmacht, sondern geradezu da ansetzt: „Sokrates gehörte, seiner Herkunft nach, zum niedersten Volk: Sokrates war Pöbel. Man weiß, man sieht es selbst noch, wie häßlich er war. Aber Häßlichkeit, an sich ein Einwand, ist unter Griechen beinahe eine Wiederlegung. War Sokrates überhaupt ein Grieche? Die Häßlichkeit ist häufig genug der Ausdruck einer gekreuzten, durch Kreuzung gehemmten Entwicklung. Im andern Falle erscheint sie als niedergehende Entwicklung. Die Anthropologen unter den Kriminalisten sagen uns, daß der typische Verbrecher häßlich ist: *monstrum in fronte, monstrum in animo* . . . Auf *décadence* bei Sokrates deutet nicht nur die zugestandene Wüstheit und Anarchie in den Instinkten, ebendahin deutet auch die Superfötation des Logischen und jene Rhachitiker-Bosheit, die ihn auszeichnet. Ver-

---

1) Das Problem des Sokrates (Götzendämmerung, 1888).

gessen wir auch jene Gehörshalluzinationen nicht, die als ‚Dämonion des Sokrates' ins Religiöse interpretiert worden sind."

„Als jener Physiognomiker dem Sokrates enthüllt hatte, wer er war, eine Höhle aller schlimmen Begierden, ließ der große Ironiker noch ein Wort verlauten, das den Schlüssel zu ihm gibt. ‚Dies ist wahr,' sagte er, aber ich wurde über alle Herr.' Wie wurde Sokrates über sich Herr? — Sein Fall war im Grunde nur der extreme Fall, nur der in die Augen springendste von Dem, was damals die allgemeine Not zu werden anfing: daß niemand mehr über sich Herr war, daß die Instinkte sich gegeneinander wendeten. Er faszinierte als dieser extreme Fall — seine furchteinflößende Häßlichkeit sprach ihn für jedes Auge aus: er faszinierte, wie sich von selbst versteht, noch stärker als Antwort, als Lösung, als Anschein der Kur dieses Falls."

„Vernunft = Tugend = Glück heißt bloß: man muß es dem Sokrates nachmachen und gegen die dunklen Begehrungen ein Tageslicht in Permanenz herstellen — das Tageslicht der Vernunft. Man muß klug, klar, hell um jeden Preis sein: jedes Nachgeben an die Instinkte, ans Unbewußte führt hinab ..."

In Sokrates erblickt also Nietzsche „den Typus des theoretischen Menschen", der in unerschütterlichem Optimismus daran glaubt, „daß das Denken, an dem Leitfaden der Kausalität, bis in die tiefsten Abgründe des Seins reiche, und daß das Denken das Sein nicht nur zu erkennen, sondern sogar zu korrigieren imstande sei." Sokrates hat bekanntlich keine schriftlichen Werke hinterlassen, sondern sich damit begnügt, durch „bloßes Reden" auf seine Schüler und Jünger zu wirken. In dieser Technik, in ihrem Ziel der Selbsterkenntnis, in seiner Anschauung, daß die Einsicht zur Tugend führe, und nicht zuletzt in seinem ganzen therapeutischen Wirken darf man ihn wohl als den Urvater der analytischen Technik bezeichnen, die in Plato ihren würdigen Theoretiker gefunden hatte. Dieser Vergleich erhält eine tiefe Berechtigung, wenn wir uns erinnern, daß Sokrates selbst seine

dialektische Therapie des Herausziehens der Gedanken der Hebammenpraxis gleichgestellt hat, wie er es in Nachahmung seiner Mutter, die Hebamme war, übe. Diese Anekdote beweist ebenso wie die Überlieferung von seinem bösen Weib Xanthippe, daß sich bei ihm, offenbar aus rein individuellen Motiven, jene heftige Reaktion auf das Urtrauma eingestellt hatte, die ihn anscheinend zu dem von Nietzsche geschilderten *type dégeneré* gemacht hatte. Die biologische Folge davon, seine Häßlichkeit, Rhachitis, Gehörshalluzinationen und die ganze Unbeherrschtheit seines Trieblebens, wie sie Nietzsche schildert, würde so mit einem Schlage verständlich werden. Aber auch seine psychische Reaktion darauf, die ihn offenbar zwang, in der bekannten Identifizierung mit der Mutter die Loslösung der überstarken Fixierung an sie zu erreichen und sich der Knabenliebe hinzugeben, in der er das verlorene Mutter-Kind-Verhältnis immer wieder erneuern konnte. Endlich ist ihm auch noch in einer dritten Form die Überwindung des Geburtstraumas gelungen, nämlich in der Überwindung der Todesangst. Wie Nietzsche ganz richtig erkannte, hat Sokrates seinen Tod freiwillig gewollt, da für Vergehen seiner Art nur die Verbannung üblich war. Er hat ihn gewollt und er konnte ihn wollen: „Er erscheint uns als der Erste, der an der Hand jenes Instinktes der Wissenschaft nicht nur leben, sondern — was bei weitem mehr ist — auch sterben konnte; und deshalb ist das Bild des sterbenden Sokrates als des durch Wissen und Gründe der Todesfurcht enthobenen Menschen das Wappenschild, das über dem Eingangstor der Wissenschaft einen jeden an deren Bestimmung erinnert, nämlich das Dasein als begreiflich und damit als gerechtfertigt erscheinen zu machen.“

So ist es Sokrates — allerdings nur mit Hilfe verschiedener, z. T. neurotischer Ersatzbefriedigungen und um den Preis des Schierlingsbechers — gelungen, das Geburtstrauma als Erster intellektuell zu überwinden und damit zum unmittelbaren Vorläufer der psychoanalytischen Therapie zu werden.

Die psychoanalytische Erkenntnis

Wir haben aus der analytischen Situation und ihrer Darstellung durch das Unbewußte des Analysierten die fundamentale Bedeutung des Geburtstraumas, seiner Verdrängung und deren Wiederkehr in neurotischer Reproduktion, symbolischer Anpassung, heroischer Kompensation, ethischer Reaktionsbildung, ästhetischer Idealisierung und philosophischer Spekulation erkannt. Wir glauben in flüchtigem Überblicken der wesentlichen Kulturleistungen und -entwicklungen gezeigt zu haben, daß nicht nur alle sozial wertvollen, ja überwertigen Schöpfungen des Menschen, sondern sogar die Menschwerdung einer spezifischen Reaktion auf das Geburtstrauma entspringt, und wie schließlich die Erkenntnis dieser Tatsache selbst durch die psychoanalytische Methode der bisher weitest gehenden Aufhebung der Urverdrängung durch Überwindung des Urwiderstandes, der Angst, zu verdanken ist.

Die Entwicklung der psychoanalytischen Erkenntnis selbst gibt ein lehrreiches Bild von der Macht dieses Urwiderstandes und von der gewaltigen Leistung Freuds, die notwendig war, ihn überwinden zu helfen. Wie Freud immer wieder betont, ist er selbst nicht der eigentliche Entdecker der Psychoanalyse gewesen, sondern der Wiener Arzt Dr. Josef Breuer, der 1881 den eingangs erwähnten Fall von Hysterie behandelte und dabei von der Patientin auf die Idee der *talking cure,* symbolisch gesprochen des *chimney sweeping,* gebracht wurde. Wenn Freud gelegentlich im Freundeskreis von

der Rolle Breuers in der Psychoanalyse sprach, ließ er ein tiefes menschliches Verständnis durchblicken, das er in seiner persönlichsten Arbeit „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“[1] auch andeutet: daß nämlich Breuer letzten Endes vor den Konsequenzen seiner Entdeckung, wie vor einem *untoward event* betroffen, flüchtete, weil er das sexuelle Moment nicht erkennen wollte, dessen mutige Anerkennung Freud selbst viel später auch zum Verständnis der Reaktion seines Lehrers verholfen hat. Und auch die späteren Abfallsbewegungen, welche sich dann innerhalb der Anhängerschaft der Psychoanalyse vollzogen und zu neuen, nicht auf Beobachtung, sondern auf Widerspruch gegründeten Theoriebildungen geführt haben, hat Freud selbst in der gleichen Darstellung als „rückläufige, von der Psychoanalyse wegstrebende Bewegungen“ charakterisiert. Wie er selbst genugsam erfahren hatte, scheinen die Menschen am allerwenigsten dazu geschaffen, die psychoanalytischen Wahrheiten zu ertragen, und öfter äußerte er, wenn ihm der oder jener die weitere Gefolgschaft versagte, daß es eben nicht jedermanns Sache sei, immerfort in den dunkeln Schächten des Unbewußten zu forschen und das Tageslicht nur gelegentlich zu erblicken. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, den Entdeckermut oder die Kampfzähigkeit Freuds, mit der er seine Funde gegen die Widerstände der ganzen Welt hartnäckig zu verteidigen wußte; noch intensiver gegen einzelne ihm nahegestandene Mitarbeiter, die vor diesen Entdeckungen erschraken und wie Breuer die Flucht ergriffen, wenn auch nach den verschiedensten Richtungen, aus denen ihnen die Hoffnung winkte, diese an den Schlaf der Welt rüttelnden Einsichten loszuwerden. Was sie Richtiges auf diesen Rückwegen als Zuflucht fanden, hat Freud mit bewundernswerter Objektivität von den Entstellungen und Verleugnungen der nur flüchtig geahnten Wahrheit gesondert, gleichzeitig aber als nicht eigentlich „psychoanalytisch“ aus seinem Arbeitsgebiet ausgeschieden.

1) Jahrb. d. Psychoanalyse. VI, 1914 (dann in den „Kleinen Schriften“, 4. Folge).

So bietet die Geschichte der psychoanalytischen Bewegung, auch in manchen Übertreibungen und Mißverständnissen der ihm treu gebliebenen Anhänger, welche die Lehren des Meisters oft allzu wörtlich in ihrer Weise interpretierten, das gleiche hin und her schwankende Bild jeder geistigen Bewegung, die die Wahrheit in einem entscheidenden Punkte enthüllt. Dieser entscheidende Punkt war tatsächlich die Entdeckung Breuers, aus der allerdings erst Freud imstande war, die praktischen und theoretischen Schlüsse mit gleicher Konsequenz zu ziehen. Wenn wir daher jetzt wieder unmittelbar an die Breuersche Entdeckung anknüpfen, so geschieht es, um zu zeigen, wie folgerichtig Freud selbst in allen seinen Anschauungen war, aber auch, wie folgerichtig die hier vorgetragene Auffassung die Breuersche Entdeckung und die Freudsche Konzeption und Ausarbeitung derselben abschließt.

Der Ausgangspunkt Breuers war die „Grundtatsache, daß die Symptome der Hysterischen von eindrucksvollen, aber vergessenen Szenen ihres Lebens (Traumen) abhängen, die darauf gegründete Therapie, sie diese Erlebnisse in der Hypnose erinnern und reproduzieren zu lassen (Katharsis), und das daraus folgende Stückchen Theorie, daß diese Symptome einer abnormen Verwendung von nicht erledigten Erregungsgrößen entsprechen (Konversion)". Setzen wir in diese Freudsche Formulierung[1] des Kernes der Breuerschen Urentdeckung das durch die Freudsche Methode, also die eigentliche Psychoanalyse, schließlich aufgedeckte Urtrauma der Geburt ein, das in der Kur zur Wiederholung und Lösung gelangt, so erscheint damit der psychophysiologische Ausgangspunkt der Analyse vom Problem der „Konversion" (Freud) mit dem gleichfalls psychophysischen Moment des Geburtstraumas verknüpft. Was dazwischen liegt, ist die von Freud allein geschaffene Psychologie des Unbewußten, d. h. die erste Psychologie überhaupt, die diesen selbständigen Namen verdient, da die Bewußtseinspsychologie, aus philosophischer Spekulation hervorgegangen, allmäh-

1) Zur Geschichte d. psa. Bewegung, l. c. S. 208.

lich immer mehr auf medizinischen Boden gestellt wurde (Sinnesphysiologie, Neurologie, Gehirnanatomie). Wir verstehen nun besser, wie die erste Differenz sich zwischen der „physiologischen" Auffassung Breuers, der „Hypnoidtheorie", und der rein psychologischen Auffassung Freuds, der „Abwehrlehre", herstellen mußte, die dann zur Entdeckung der Verdrängung führte und weiterhin zur Erforschung des Verdrängten (Vorbewußten — Unbewußten), sowie schließlich der verdrängenden Instanzen des Ich (und seiner Derivate: Gewissen, Schuldgefühl, Idealbildung usw.).

Es ist nicht nur geschichtswissenschaftlich, sondern auch menschlich interessant, daß sich die Trennung Freuds von Breuer auf dem psychophysischen Grenzgebiet der „Konversion" vollzog, deren Name zwar von Freud stammt, deren Tatsache sich aber den beiden Forschern nach Freuds Aussage „gleichzeitig und gemeinsam ergeben hat" (l. c. S. 209). Es ist, als hätte auf diesem Boden der Entzweiung, der Loslösung des Schülers von seinem Lehrer, seither ein Tabu gelastet, denn nicht nur ist das Problem der Konversion bis heute ungelöst geblieben, sondern es hat sich auch kaum einer der Schüler je darangewagt.[1] Wenn wir nun durch die konsequente Verfolgung der Freudschen Methode wieder auf dieses analytische Urproblem hingedrängt werden, so bleiben wir uns der Verantwortung bewußt, die der Versuch zu seiner Lösung in sich trägt, glauben ihn aber durch die bereits erwiesene allgemeine Bedeutsamkeit unseres Gesichtspunktes hinlänglich gerechtfertigt.

Wiederholt sind wir im Verlaufe unserer Darstellung der Frage ausgewichen, wieso es kommt, daß das als Urtendenz der Libido erkannte Streben nach Wiederherstellung der lustvollen Ursituation im Mutterleib, das wir als Ausdruck der höchsten Lustmöglichkeit

1) Siehe allerdings Ferenczi (Hysterie und Pathoneurosen, 1919), der die Konversion in einem ähnlichen Sinne wie hier als „Regression zur Protopsyche" auffaßt (l. c. S. 24).

überhaupt ansehen müssen, in so unentrinnbarer Weise mit dem der Urangst verbunden ist, wie es der Angsttraum, das neurotische Symptom, aber auch alle psychischen Abkömmlinge und Verwandte dieser Bildungen verraten. Um das zu verstehen, müssen wir uns vor Augen halten, daß der lustvolle Urzustand durch den Akt der Geburt — vermutlich auch schon kurz vorher durch Verlagerungen und Druck (Kindsbewegungen) — in unerwünschter Weise unterbrochen wird und das ganze Leben dann darin besteht, dieses verlorene Paradies auf den geschilderten, höchst komplizierten Umwegen der Libidoschickale zu ersetzen, da es tatsächlich nicht mehr zu erlangen ist.

Es scheint, daß der Urangstaffekt der Geburt, der das ganze Leben hindurch, bis zur neuerlichen Trennung von der allmählich zur zweiten Mutter gewordenen Außenwelt im Tode wirksam bleibt, von Anfang an nicht bloß Ausdruck physiologischer Beeinträchtigungen (Atemnot — enge — Angst) des Neugeborenen ist, sondern infolge Verwandlung einer höcht lustvollen in eine äußerst unlustvolle Situation sogleich einen „psychischen" Gefühlscharakter bekommt. Diese empfundene Angst ist so der erste Inhalt der Wahrnehmung, sozusagen der erste psychische Akt, welcher der noch ganz intensiven Tendenz zur Wiederherstellung der eben verlassenen Lustsituation die erste Schranke entgegensetzt, in der wir die Urverdrängung zu erkennen haben. Die Konversion, deren normale Äußerungen Freud in dem sogenannten körperlichen Ausdruck der Gemütsbewegung erkannte, erweist sich so als identisch mit der Entstehung des Psychischen aus der Körperinnervation, d. h. mit dem bewußten Eindruck der wahrgenommenen Urangst. Wäre diese rein physiologisch, so könnte sie wahrscheinlich früher oder später auch voll abgeführt werden; so aber wird sie psychisch verankert, um die Rückstrebung (Libido) zu verhindern, die sich dann in allen späteren Zuständen, wo Angst entwickelt wird, an diesem Grenzwall der Urverdrängung bricht. Das heißt der wahrgenommene und psychisch fixierte Eindruck der Urangst löscht die Erinnerung an den voran-

gegangenen Lustzustand aus, verhindert damit die Rückstrebung, die uns lebensunfähig machen würde, wie ja der „mutige“ Selbstmörder, der diese Angstgrenze rückschreitend zu passieren vermag, beweist. Es scheint, daß der Mensch die schmerzliche Trennung vom Urobjekt gar nicht ertragen, und die ersatzmäßige Anpassung an die Realität überhaupt nicht zustande bringen würde, ohne durch die drohende Wiederholung der Urangst von einer weitgehenden Rückstrebung abgehalten zu werden. Sobald man — sei es im Schlaf (Traum), sei es im Wachen (unbewußte Phantasie) — sich dieser Grenze annähern will, tritt Angst auf und dies erklärt sowohl den unbewußten Lust- wie den bewußten Unlustcharakter aller neurotischen Symptome. Die einzige reale Möglichkeit für die annähernde Wiederherstellung der Urlust bietet die geschlechtliche Vereinigung, das partielle rein körperliche Zurückgehen in den Mutterleib. Diese Teilbefriedigung, an die die höchste Lustempfindung geknüpft ist, genügt aber nicht allen Individuen, oder besser gesagt, sie können infolge stärkerer Wirkung des Geburtstraumas, die sich letzten Endes aus dem Keimplasma ableiten lassen wird, und der stärkeren Urverdrängung (Reaktion), die es notwendig macht, diese partielle körperliche Beziehung zum Objekt nur in mehr oder weniger unbefriedigender Weise herstellen. Ihr Unbewußtes strebt danach, die volle Rückkehr zu reproduzieren, sei es durch Herstellung der kompletten körperlichen Identität von Mutter und Kind mit dem Sexualpartner (Masturbation, Homosexualität[1]), sei es durch die Abwehr des Identifizierungsmechanismus im neurotischen Symptom, anstatt dies durch Vollziehung des Geschlechtsaktes und Schaffung eines neuen Lebewesens zu tun, mit dem sie sich identifizieren können. Hier liegt übrigens der fundamentale Unterschied in der gesamten psychischen Entwicklung von Mann und Weib, indem das letztere imstande ist, durch ganz reale Reproduktion der Ursituation, das heißt durch wirk-

1) Von den Homosexuellen sagt schon Martial: *pars est una patris cetera matris habent.*

liche Wiederholung von Schwangerschaft und Gebärakt, sich die am weitesten gehende Annäherung an die Urbefriedigung zu verschaffen, während der hierin auf die unbewußte Identifizierung angewiesene Mann sich Ersatz für diese Reproduktion in der Identifizierung mit der „Mutter" und der daraus folgenden Schöpfung kultureller und künstlerischer Produktionen schaffen muß. Dies erklärt die geringe Rolle, welche die Frau in der Kulturentwicklung spielt und aus der dann ihre soziale Minderbewertung sekundär folgt, während im Grunde genommen die ganze Kulturschöpfung nur aus der durch die Urverdrängung beseitigten libidinösen Überschätzung des mütterlichen Urobjektes durch den Mann erfolgt.[1] So könnte man sagen, daß die normale soziale Anpassung einer weitgehenden Übertragung der Urlibido auf das Väterliche, Schöpferische entspricht, während alles Pathologische — aber auch Übernormale — auf einer allzu starken Mutterfixierung, bezw. der Abwehr-Reaktion dagegen, beruht. Dazwischen liegt die volle sexuelle Befriedigung, die auch den Kinderwunsch einschließt, und eine nahezu rastlose Rückverwandlung der Urangst in die Urlibido zuläßt; daher lösen die zahlreichen, innerhalb des komplizierten Sexualmechanismus möglichen Störungen sogleich Angst aus, die bei den direkten Störungen der Sexualfunktion („Aktualneurosen" Freuds) unmittelbar frei wird, bei den psychisch verankerten Psychoneurosen dagegen im Schutzbau des Symptoms gebunden erscheint, und im Anfall jeder Art auf reproduktiven Wege abgeführt wird.

Mit dem Geburtstrauma und den ihm vorangehenden Foetalzustande haben wir das vielumstrittene Grenzgebiet des Psychophysischen endlich greifbar gemacht und verstehen von da aus nicht nur die Angst, dieses Ursymptom des Menschen, sondern auch die im Psychophysischen

1) Hier liegt die tiefste Motivierung für die von Alfred Adler als primum movens herangezogene Vorstellung von der „Minderwertigkeit" der Frau, die sich übrigens als direkte Folge der Verdrängung des Geburtstraumas ganz unabhängig vom Geschlecht findet.

wurzelnde Konversion in gleicher Weise wie das gesamte Affekt- und Triebleben. Der Trieb ist tatsächlich nichts anderes als die nächste Reaktion auf die psychisch verankerte Urangst, sozusagen der durch diese modifizierte Instinkt, indem das Ich in seinem Rückdrang von der Angstgrenze immer wieder aufs neue vorwärts getrieben wird, das Paradies statt in der Vergangenheit in der nach dem Ebenbild der Mutter gestalteten Welt zu suchen und soweit dies mißlingt, in den großartigen Wunschkompensationen der Religion, Kunst und Philosophie. Denn diese ungeheure Anpassungsleistung gelingt in der Realität erstmalig nur einem Typus Mensch, den uns die Geistesgeschichte als Heros überliefert hat, soweit es sich um ein Gestalten realer Werte handelt, und den wir als „Künstler" im weitesten Sinne des Wortes bezeichnen möchten,[1] soweit es sich um ein Schaffen ideeller Werte, des phantastischen Überbaus handelt, der aus den in der Realschöpfung unbefriedigten Resten der Urlibido geschaffen wird. Der normale Mensch wird dann in diese das Ursymbol bereits repräsentierende Welt hineingeboren und findet die dem durchschnittlichen Verdrängungsgrad entsprechenden Befriedigungsmöglichkeiten bereits als fertige Formen vor, die er aus seiner individuellen Urerfahrung nur wieder zu erkennen und zu gebrauchen hat („Symbolik").

Hier ist der Ort, eine der wichtigsten theoretischen Folgerungen aus dieser Auffassung zu ziehen, die sich ebenfalls als ganz direkte Fortsetzung der von Freud angebahnten Forschungsrichtung erweist. Von Anfang an war der spezifisch analytische Gesichtspunkt die vorläufige Zurückstellung aller hereditären und phylogenetischen Einflüsse, die ja großenteils ohnehin unfaßbar waren und deren maßlose Überschätzung die Psychoanalyse dadurch korrigierte, daß sie ein großes und höchst bedeutsames Stück der individuellen Entwicklung, nämlich die frühe Kindheit, der Erforschung zugänglich und als determinierenden

1) Rank: Der Künstler. Ansätze zu einer Sexualpsychologie. 1907. (2. Aufl. 1918.)

Faktor ersten Ranges in ausgiebigstem Maße verständlich gemacht hat. Da uns aber die Ausgestaltung der analytischen Technik in den Stand gesetzt hat, im Laufe unserer Erfahrung dieses infantile Entwicklungsstadium immer weiter nach rückwärts, schließlich bis in das pränatale Stadium, zu verfolgen, ergibt sich, — insbesondere aus einem vertieften Studium der Traumsymkolik, — daß wir den phylogenetischen Gesichtspunkt des mitgebrachten psychischen Besitzes entbehren, beziehungsweise ihn wieder auf das biogenetische Grundgesetz im Sinne Haeckels einschränken können. Nicht nur klärt sich die ganze Symbolik und alle daran geknüpften Probleme in einfacherer und befriedigenderer Weise auf, als dies durch das vorzeitige Hineintragen phylogenetischer Gesichtspunkte in die Analyse durch die spekulative Neigung Jungs der Fall war, der von der Psychiatrie kommend und die Mythologie als Vergleichsobjekt heranziehend der einzig aufschlußreichen Erfahrungen aus der Neurosenanalyse entbehrte, die ihm gestattet hätten, über die bloße Deskription und die daran geknüpfte Spekulation hinauszugehen. Freud hat auch sogleich die Unfruchtbarkeit des Beginnens erkannt, mit Hilfe ungedeuteten völkerpsychologischen Materials die Phänomene der Individualpsychologie verständlich machen zu wollen, und hat den einzig richtigen umgekehrten Weg eingeschlagen, den wir nun noch weiter verfolgen und damit den phylogenetischen Gesichtspunkt ein ganzes Stück zurückschieben können.

Nachdem wir bereits die Urphantasien von der Kastration und der Ödipussituation auf das Geburtstrauma (Trennung), bzw. dessen lustvolles Vorstadium (Wiedervereinigung mit der Mutter) zurückführen konnten, fällt es uns nicht schwer, in direktem Anschluß an Beobachtungen Freuds, die beides in sich fassende typische Situation von der Belauschung des elterlichen Koitus auf ihr reales Substrat, die pränatale Situation zurückzuführen. Bereits in der zweiten Auflage der „Traumdeutung" (1909) berichtet Freud von typischen Träumen, denen „Phantasien über das Intrauterinleben, das Verweilen im Mutter-

leibe und den Geburtsakt zugrunde liegen" (S. 198), und führt als eines der Beispiele den Traum eines jungen Mannes an, „der in der Phantasie schon die intrauterine Gelegenheit zur Belauschung eines Koitus zwischen den Eltern benützt." Dieser sowie der nächste dort mitgeteilte Geburtstraum einer Patientin, die sich vom Analytiker trennen soll, sind, wie Freud zuerst erkannte, analytische Kurträume, von deren Regelmäßigkeit unsere Untersuchung ihren Ausgang genommen hat. In bezug auf die Heilungssituation entsprechen sie wohl „Phantasien", die aber nur dem Reflex der tatsächlichen Reproduktion des Geburtsakts mit echtem, „erinnertem" Material entsprechen. Dieses Problem hat dann Freud viele Jahre später, nachdem die sogenannte „Mutterleibsphantasie" längst zum Spott aller Kritiker Heimatsrecht in der Psychoanalyse erhalten hatte, in seiner klassischen Darstellung der „Geschichte einer infantilen Neurose"[1] wieder aufgegriffen und die allerdings unfaßbar gebliebene Realität der „Urszene" nicht nur gegen die Umdeutungsversuche ehemaliger Anhänger, sondern ebensosehr gegen seine eigenen wissenschaftlichen Zweifel hartnäckig verfochten. Von den analytischen Wiedergeburtsphantasien des Patienten ausgehend, dessen Klagen, „daß ihm die Welt durch einen Schleier verhüllt sei," sich auf seine Geburt in einer „Glückshaube" zurückführen ließen, gelangt Freud zur Auffassung, daß sich der Patient in den Mutterleib zurückwünsche (l. c. S, 693), um dort in Identifizierung mit der Mutter vom Vater befruchtet zu werden und ihm ein Kind zu gebären. Der erste Teil des Wunsches ist, wie wir an einwandfreiem Material zeigen können, ganz real biologisch zu nehmen, der zweite Teil zeigt das ganze Maß von psychischer Verkleidung und Umarbeitung, welche diese ursprüngliche Wunschtendenz durch die spezifischen Erlebnisse des Knaben in seiner Kindheit erfahren hat. Freud selbst bezeichnet in einer Fußnote (l. c. S. 695) diese Frage der Rückerinne-

1) Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre. IV. Folge. 1918. Die Arbeit selbst ist im Winter 1914/15 niedergeschrieben.

rungsfähigkeit als ,,die heikelste der ganzen analytischen Lehre" und kommt zu dem Schluß, man könne „die Auffassung schwer von sich weisen, daß eine Art von schwer bestimmbarem Wissen, etwas wie eine Vorbereitung zum Verständnis, beim Kinde dabei [bei der Reaktivierung der Urszene] mitwirkt. Worin dies bestehen mag, entzieht sich jeder Vorstellung; wir haben nur die eine ausgezeichnete Analogie mit dem weitgehenden instinktiven Wissen der Tiere zur Verfügung" (l. c. 716). Die Tatsache, daß in den gänzlich unbeeinflußten Träumen zu Beginn der Analyse, die dem allgemeinen Traumtypus der betreffenden Person überhaupt entsprechen, neben der aus Gehörtem und Gelerntem rückphantasierten Belauschungssituation rein biologische Elemente (wie Gliederstellung, besondere Geburtsschmerzen usw.), die auch der Mutter nicht bekannt gewesen sein können, im Zusammenhang mit den körperlichen Symptomen der Neurose nachzuweisen sind, setzt uns in den Stand, das reale Substrat auch der ,,Belauschungsphantasie" zu erfassen.[1] Wir brauchen dazu nur den geschilderten Weg der „symbolischen" Anpassung an die Realität vom elterlichen Schlafzimmer, in das die Szene meist verlegt wird, zu seinem realen Urbild, dem Mutterleib, zurückzuverfolgen. Auf diesem Wege wird dann das eigentliche Wesen der „Urphantasie", nämlich die Gleichgültigkeit, ob die Szene erlebt wurde oder nicht, ohne weiteres verständlich, denn auch der beobachtete Koitus könnte nicht die traumatische Wirkung haben, wenn er nicht an das Urtrauma, der ersten Störung der seligen Ruhe durch den Vater, erinnern würde. So erweist sich der spätere kindliche Ödipuskomplex als direkter Abkömmling, d. h. als die psychosexuelle Verarbeitung der intrauterinen Ödipussituation, die sich so doch als „Kernkomplex der Neurosen" erweist, da diese

1) Das phantastische Element daran, die Rückprojizierung der heterosexuellen Stufe, hat in zahlreichen mythischen Überlieferungen, wo der Held schon im Mutterleib koitiert (Osiris), sowie in obszönen Scherzen Niederschlag gefunden.

väterliche Störung, wenn auch nicht das erste „Trauma“, so doch dessen unmittelbarer Vorläufer genannt zu werden verdient.[1]

Unter diesen Gesichtspunkten läßt sich das reale Substrat der „Urphantasien“ greifbar machen, die Urrealität aufzeigen, die ihnen zugrunde liegt und so die „psychische Realität“, die wir nach Freud dem Unbewußten zuerkennen müssen, als eine biologische Realität fassen und verstehen. Wir können auf die Annahme einer Vererbung psychischer Inhalte einstweilen verzichten, denn das primäre Seelische, das eigentlich Unbewußte, erweist sich als das im wachsenden Ich unverändert fortlebende Embryonale,[2] welches die Psychoanalyse als letzte metapsychologische Einheit im Begriff des geschlechtlich neutralen „Es“ zusammengefaßt hat. Alles, was darüber hinausgeht, insbesondere auch alles Geschlechtliche im engeren Sinne, gehört dem Vorbewußten an, wie ja auch die in Witz, Folklore und Mythus verwendete Sexualsymbolik zeigt; wirklich unbewußt daran ist nur das libidinöse Verhältnis des Embryo zum Mutterleib.

Aus dieser Bestimmung des Unbewußten erklären sich zwanglos alle Charaktere, die nach Freuds letzter Darstellung[3] dem eigentlich unbewußten Kern unseres Ichs eignen: vor allem die in ihrer Intensität

---

1) Es kann daher auch nicht ganz gleichgültig sein, bis in welche Zeit der Gravidität der Geschlechtsverkehr fortgesetzt wird. Vgl. hierzu die Ausführungen von Dr. H. Hug-Hellmuth: Aus dem Seelenleben des Kindes. Eine psa. Studie. 2. erw. Aufl. 1921, S. 2. — Daselbst auch der Hinweis, daß die Freude am Rhythmus beim kleinen Kinde in ursächlichem Zusammenhang mit den Bewegungsempfindungen des Foetus im Mutterleibe steht.

2) Ein Beweis dafür ist die analytisch bekannte, aber als unverstandener Widerspruch hingenommene Tatsache, daß als Darstellung für „das Unbewußte“ im Traume die gleichen Symbole verwendet werden wie für den Mutterleib (Zimmer, Gebäude, Schränke, Schächte, Höhlen, die Silberer nur rein „funktional“ als psychische Selbstdarstellung zu fassen vermochte. Siehe seine letzte diesbezügliche Arbeit in den Sitzungsberichten der Wiener Gruppe (Internat. Zschr. f. Psa. VIII, 1922, S. 536).

3) Freud: Das Ich und das Es. 1923.

stets unveränderliche und durch nichts zu befriedigende Wunschtendenz, die Freud biologisch als das Streben der Libido nach Wiederherstellung eines verlorenen Urzustandes erfaßt hat; dann der „narzißtische" Urcharakter dieser Sitation, das vollkommene Fehlen der Geschlechtsdifferenzierung, wodurch ursprünglich jedes Objekt, das dem Ich gegenübersteht, Muttercharakter erhält; ferner die Zeitlosigkeit und der Mangel jeder Negation, die „erst durch den Vorgang der Verdrängung eingeführt" wird,[1] also aus der psychischen Erfahrung des Geburtstraumas stammt; endlich die fundamentalen seelischen Mechanismen des Unbewußten: wie das für die Kulturentwicklung ausschlaggebende Streben zur Projektion, die den verlorenen Zustand draußen ersetzen soll, und die so rätselhafte Neigung zur Identifizierung, die wieder auf die Herstellung der alten Identität mit der Mutter abzielt.

Zu den wesentlichen und für das Verständnis der gesamten Lebensvorgänge hochbedeutsamen Charakteren des Unbewußten gehört auch das vollkommene Fehlen der „Negation an sich", der Todesvorstellung, wie Freud frühzeitig aus dem infantilen Leben erschlossen hat. Das Kind und sein seelischer Repräsentant, das Unbewußte, weiß nur von der ihm aus der Erfahrung bekannten Situation vor der Geburt, deren lustvolle Erinnerung in dem unverwüstlichen Unsterblichkeitsglauben, den Ideen eines ewigen Lebens nach dem Tode fortwirkt. Aber auch was uns biologisch als Todestrieb erscheint, kann nichts anderes anstreben, als den bereits erlebten Zustand vor der Geburt wieder herzustellen, und der „Wiederholungszwang"[2] rührt von der Unerfüllbarkeit dieses Strebens her, das immer wieder in neuen Formen alle Möglichkeiten erschöpft. Diesen Vorgang heißen wir biologisch ge-

1) Siehe: Aus der Geschichte einer infantilen Neurose, l. c. 669, Fußnote 2.

2) Siehe Freud: Jenseits des Lustprinzips. 1921. — Mit der hier vertretenen Auffassung decken sich fast vollinhaltlich die zusammenfassenden Ausführungen von Róheim am Schluß seiner Artikelserie: Das Selbst (Imago VII, 1921, S. 503 f.).

sprochen „Leben". Ist es im Verlaufe desselben dem durch das Geburtstrauma losgelösten „normalen" Individuum auch gelungen, unter den geschilderten Schwierigkeiten der Kindheitsentwicklung und mit Vermeidung neurotischer Rückfälle, sich die Außenwelt als die „beste aller Welten", nämlich als Muttterersatz anzupassen, so zeigt sich, daß doch das Unbewußte inzwischen mit zäher Beharrlichkeit den ihm vorgeschriebenen Rückweg eingeschlagen hat, der es gegen den Willen des Ich doch zu seinem ursprünglichen Ziele zurückführt. Dieser Vorgang, den wir „Altern" nennen, muß sich aber zur Erreichung dieses unbewußten Zieles auf die systematische Zerstörung des ganzen Körpers verlegen, den es durch Krankheiten aller Art schließlich zum Tode führt.[1] Im Moment des Sterbens trennt sich der Körper neuerdings von dem Muttterersatz, der „Frau Welt", deren Vorderseite schön und wohlgebildet, deren Rückseite jedoch häßlich und grauenerregend gedacht wird,[2] welche Trennung für das Unbewußte anscheinend doch leicht ist,[3] da es sich ja nur um das Aufgeben eines Ersatzes zur Erlangung der eigentlichen Seligkeit handelt. Hier wurzelt nicht nur die populäre Vorstellung vom Tod als Erlöser, sondern auch das Wesentliche aller religiösen Erlösungsideen. Anderseits ist die schreckhafte

1) Siehe die drei buddhistischen Übel: Alter, Krankheit und Tod.

Sokrates sagte, als er den Giftbecher nahm: „Leben — das heißt lange krank sein: ich bin dem Heilande Asklepios einen Hahn schuldig." — (Natürlich ist der Heiland Asklepios mythisch eine Wiedergeburtsgottheit, die von Zeus mit dem Blitztod bestraft wurde, weil sie einen Toten erweckt hatte.)

2) Siehe „Frau Welt" von H. Niggemann („Mitra", I, 1914, Nr. 10, S. 279.)

3) Schon der große Arzt und Menschenbeobachter Hufeland spricht von der scheinbaren Schmerzhaftigkeit des Sterbens. — In einem Aufsatz, den ich zufällig während der Niederschrift dieser Arbeit zu Gesicht bekam, zeigt Heinz Welten („Über Land und Meer", April 1923), „wie leicht sich's stirbt" an den überlieferten letzten Worten unserer großen Geister. — Der berühmt gewordene Ausspruch Goethes: Mehr Licht, weist deutlich auf die unbewußte Geburtsphantasie, den Wunsch, das Licht der Welt zu erblicken, hin. Goethes abnorm schweres Geburtstrauma, von dem er selbst berichtet, erklärt das Rätselhafte in seinem Leben und Schaffen.

Vorstellung des Todes als Sensenmann, der Einen mit gewaltigem Schnitt wieder vom Leben trennt, auf die Urangst zurückzuführen, die der Mensch beim letzten Trauma, dem letzten Atemzuge des Todes, zum letztenmal reproduziert und so aus der höchsten Angst, der Todesangst, noch den Lustgewinn der Negierung des Todes durch Wiedererleben der Geburtsangst zieht. Wie ernst es dem Unbewußten mit der Auffassung des Sterbens als einer Rückkehr in den Mutterleib ist, geht aus den Totenriten aller Völker und Zeiten hervor, welche die Störung des ewigen Schlafes (durch den Vater) als die größte Unbill und den ruchlosesten Frevel ahndet.

So wie die Seele nach dem tiefsinnigen Dogma der Kirchenväter erst im vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft, wenn das Kind die ersten Eindrücke wahrzunehmen imstande ist, in den Embryo fährt, so verläßt sie im Tode den Körper, um des unsterblichen Lebens teilhaftig zu werden. In diese Trennung der Seele vom Körper versucht das unstillbare Wünschen die Unsterblichkeit zu retten. Wir stoßen hier wieder auf den ursprünglichen, scheinbar phantastischen, in Wirklichkeit aber ganz realen Inhalt der Seelenvorstellung, die sich nach den schönen Ausführungen von Erwin Rohde („Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen“) aus der Todesvorstellung entwickelt hat. Die Seele wird ursprünglich ganz real und körperlich als ein Doppelgänger des Verstorbenen vorgestellt (der ägyptische Ka und seine Parallelgestalten),[1] der ihn im Sinne eines ganz realen Fortlebens nach dem Tode ersetzen soll. Wie sich daraus der primitive Seelenglaube, die religiöse Seelenvorstellung und der philosophische Seelenbegriff entwickelt haben, versuchte ich gelegentlich in anderem Zusammenhange zu skizzieren.[2] Die psychoanalytische Forschung, die all

1) F. S. Krauss: Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Wien 1886. — Ders.: Der Doppelgängerglaube im alten Ägypten und bei den Südslaven. Imago VI, 1920, S. 387 f. — Rank: Der Doppelgänger. Imago III, 1914.

2) Die Don Juan-Gestalt. Imago VII, 1922, S. 166 ff.

diese Gebilde als unbewußte Wunschphantasien entlarvt hat, greift nun wieder auf den realen Seeleninhalt zurück, wie er sich in dem immer wieder aufs neue gegebenen Embryonalzustand realisiert.

Angesichts all dieser großartigen, immer wieder erneuten Versuche, sich auf den verschiedensten Wegen der Ersatzbefriedigung den verlorenen Urzustand wieder herzustellen und das Urtrauma zu verleugnen, glaubt man einen Augenblick lang den schwankenden Gang der Weltgeschichte mit ihren scheinbar willkürlich wechselnden Phasen in seiner biologisch bedingten Gesetzmäßigkeit zu verstehen. Es scheint darin der gleiche Urmechanismus zu walten, der sich von der Urverdrängung in so großartiger Weise auswirkt. Zeiten großer äußerer Not, die das Unbewußte zu stark an die erste Lebensnot des Individuums, das Geburtstrauma, erinnern, führen automatisch zu verstärkten Regressionsversuchen, die wieder aufgegeben werden müssen, nicht nur weil sie niemals zum eigentlichen Ziele führen können, sondern gerade dann, wenn sie ihm wieder zu nahe gekommen sind und auf die Urangst stoßen, die vor dem Paradiese Wache hält wie die Cherubim mit dem gezückten Schwert vor dem Eingang zum Paradies. So wirkt gegen die Urtendenz zur Wiederherstellung der alten höchsten Lusterfahrung nicht nur die Urverdrängung als Schutz gegen die damit verbundene Wiederholung der größten Unlusterfahrung, der Urangst, sondern gleichzeitig auch das Sträuben gegen die Lustquelle selbst, an die man nicht erinnert werden will, weil sie unerreichbar bleiben muß. In dieser doppelt gefügten Verdrängungsschranke, die der Abhaltung von der Urlusterinnerung durch die Geburtsangst und dem Vergessen des schmerzlichen Geburtstraumas durch Erinnerung an das vorhergegangene Lusterlebnis entspricht, also in dieser Urambivalenz des Psychischen, liegt das Rätsel der Menschheitsentwicklung beschlossen, das nur auf einem Wege, der Entdeckung des Verdrängungsvorganges selbst durch die Psychoanalyse, gelöst werden konnte.

Die therapeutische Wirkung

Wenn wir uns an die am Schluß des vorigen Abschnitts noch einmal ins Auge gefaßte Macht der Urverdrängung erinnern und an die Jahrtausende hindurch von der Menschheit ebenso unermüdlich wie vergeblich wiederholten Versuche sie zu überwinden, so mag sich im ersten Augenblick zu den pessimistischen Konsequenzen, zu denen diese Auffassung allenthalben zu führen scheint, der Gedanke an die Hoffnungslosigkeit jeder Psychotherapie gesellen. Denn welche Macht der Erde sollte imstande sein, das Unbewußte zum Verzicht auf seine ureigenste Natur, zum Einschlagen einer andern als der ihm im wahren Sinne des Wortes angeborenen Richtung zu bewegen? Nun tatsächlich scheint aus dem Gesagten kein anderer Schluß möglich, als der, daß es eben keine solche Macht geben könne. Anderseits zeigt die analytische Erfahrung, daß doch etwas existieren müsse, was es möglich macht, schwer neurotische Menschen, bei denen das Unbewußte besonders mächtig herrscht, wirklich in so weitgehendem Maße von dessen Übermacht zu befreien, daß sie imstande sind — so wie die Nichtneurotischen zu leben. Das ist allerdings auch alles, sehr viel und zugleich sehr wenig, je nachdem von welchem Standpunkt man dieses Resultat betrachtet. Nun ist anscheinend nur der Analytiker selbst geneigt, es vom ersten Standpunkt zu betrachten, während der Patient es häufig genug nur vom zweiten beurteilen kann. Dieser Widerspruch scheint zwar zunächst keiner weiteren Begründung zu bedürfen, verdient aber doch, auf seine psychologische Motivierung untersucht zu werden.

Es ist nicht die Rede von Fällen, wo der Analytiker mit subjektiver Berechtigung glauben darf, nicht nur sein Bestes, sondern Alles getan zu haben und wo ein wirklicher Erfolg tatsächlich ausbleibt; sondern ich habe Fälle im Auge, wo der Patient, tatsächlich von seinem Leiden befreit, wieder arbeits- und genußfähig gemacht ist und sich doch wie ein Unzufriedener benimmt. Doch lassen wir uns dadurch natürlich keinen Augenblick von unserer Aufgabe abbringen oder wankelmütig machen. Wer sagt uns denn, daß alle die anderen Menschen, welche die Analyse nicht durchgemacht haben, bei denen es vielleicht auch gar nicht nötig wäre, zufriedener, glücklicher sind? Wir erinnern uns dabei eines Ausspruches von Freud, der lautet, daß der geheilte Neurotiker oft genug nachher nur gemeines Unglück zeige, wo er früher „neurotisches" hatte! Der Arzt kann auch beim körperlich schwer Erkrankten dessen Ansprüche auf volle Gesundheit kaum je erfüllen, geschweige denn beim Neurotiker, der gerade am Übermaß seiner Ansprüche erkrankt ist und zwar jener Ansprüche der Libido, die nach den Erkenntnissen der Psychoanalyse ihrer Natur nach überhaupt niemals zu befriedigen sind. Führt also die letzte Erkenntnis der Verursachung der Neurose nicht eher zum Aufgeben jedes Heilungsversuches, statt uns mit der Erkenntnis der Verursachung auch die Mittel zu ihrer Beseitigung an die Hand zu geben! Und bedeutet dies nicht geradezu den vollständigen Nihilismus in der Psychotherapie? Ja, noch mehr, eine Absage an die ganze Forschung und Wissenschaft, die ja tatsächlich auf dem ins Technische gewendeten sokratischen Satz zu ruhen scheint: Wissen ist Macht!

Nun hat ja gerade die Psychoanalyse zu allererst an diesem Vorurteil gerüttelt, das von ihrem antiken Vorläufer als die Summe seiner Weisheit überliefert ist. Die Psychoanalyse hat uns schrittweise gezwungen, unseren intellektuellen Hochmut abzulegen und die Macht unseres Bewußtseins gegenüber der biologischen Elementarkraft des Unbewußten immer mehr und mehr geringschätzen zu lernen. Ich glaube, wir haben nun denselben Weg auf dem Gebiet der psychoanalytischen Therapie

selbst weiter zu gehen, nachdem wir uns genügend Wissen erworben haben, um — Sokrates variierend — zu erkennen, daß alles, was wir wissen, ist, daß unser Wissen therapeutisch nicht viel taugt, wenn wir es nicht in wirksamer Weise anwenden können. Freud selbst hat schon frühzeitig davor gewarnt, das eigene Wissen und Verstehen mit dem des Kranken zu verwechseln,[1] indem er scharf zwischen der Psychoanalyse als Forschungsmethode und als Therapie unterschied. Solange wir noch zu wenig vom Unbewußten erfahren hatten, war es allerdings häufig unvermeidlich, die Forschung in den Vordergrund zu rücken, wenn das bisherige Wissen zur Erzielung des therapeutischen Effektes nicht ausreichte. Aber die reichen Erfahrungen der letzten Jahre haben uns überzeugt, daß die therapeutischen Möglichkeiten der Vermehrung unseres Wissens nicht im erwarteten Maße entsprechen, ja daß sogar das naive therapeutische Zugreifen durch ein Zuviel an Wissen und Einsicht gehemmt werden kann.[2] Anderseits hatte die Erfahrung schon lange gezeigt, daß die Mitteilung unseres Wissens an den Patienten und sogar seine intellektuelle Akzeptierung desselben an seinen Symptomen nichts ändert. Die Analyse mußte den therapeutischen Wert auf die affektive Akzeptierung legen, die letzten Endes dem Abreagieren der Affekte gleichkam und nur nach Beseitigung der unbewußten Widerstände möglich war. An Stelle des aus der hypnotischen Vorzeit stammenden bewußten Erinnernlassens trat bald die Wiederholung in der positiven und negativen Übertragung, der sich die wirkliche affektive Reproduktion anschloß.[3] Es zeigte sich weiter,

1) Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse: Zur Einleitung der Behandlung. 1913 (Kl. Schr. IV, Seite 436).

2) Solche Erfahrungen dürften denn auch Professor Freud veranlaßt haben, auf dem letzten Kongreß (September 1922) „Das Verhältnis der psychoanalytischen Theorie zur Technik" zum Gegenstand einer Preisausschreibung zu machen.

3) Weitere Ratschläge usw.: Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. 1914 (Kl. Schr. IV). Vgl. dazu Ferenczi und Rank: Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis. 1924.

daß man diese durchaus nicht zu vermeiden, sondern oft genug gerade zu provozieren habe, wenn der Patient das Erinnern als Schutz vor dem Wiederholen, also in seiner biologischen Funktion benützte. Zuerst hat bekanntlich Ferenczi auf diese Notwendigkeit einer „aktiven“ Therapie nachdrücklich hingewiesen[1] und diesen Hinweis dann in einer eingehenderen Darstellung gegen eine mißverständliche Auffassung zu rechtfertigen und zu begründen gesucht.[2] Mit Recht betont er, daß die als Neuerung verschriene Aktivität ja seit jeher in der Psychoanalyse stillschweigend geübt worden war, und ich wüßte dem kein weiteres Argument hinzuzufügen als höchstens das, daß jede Therapie ihrer Natur nach „aktiv“ sei, d. h. irgend eine willkürliche Beeinflussung und eine daraus folgende Veränderung, einen Effekt bezwecke. Die an der Psychoanalyse mit Recht gerühmte „Passivität“ ist eine Tugend des Forschers, die ihn in den Stand setzt, überhaupt etwas Neues zu finden, was er noch nicht weiß oder durch sein Wissen provoziert hat. Doch ebensowenig wie der Internist am Krankenbett in der Geschichte der Medizin, ja selbst nicht in einem Lehrbuch nachschlagen wird, wie man zur richtigen Diagnose gelange, kann der praktische Analytiker darauf eingestellt sein, mit seinem Patienten, Schritt für Schritt der psychoanalytischen Forschung folgend, dessen Seelenleben sozusagen historisch aufzurollen. Er hat eben auch die Summe alles bisher erarbeiteten Wissens in richtiger Weise in sich aufzunehmen und sie dann den Forderungen des Falles entsprechend praktisch anzuwenden. Daß er dabei „aktiv“ vorgehen muß, ist nur selbstverständlich, wenn er irgend einen nennenswerten therapeutischen Effekt erzielen will. Ist doch sein Eingreifen nicht weniger aktiv als das des Chirurgen und hat zum Ziel: die kunstgerechte Lösung der Urlibido aus ihrer Fixierung durch Aufhebung oder Milderung der Urverdrängung und damit die Lösung des Patienten aus seiner neuro-

1) Technische Schwierigkeiten einer Hysterieanalyse. Int. Zschr. f. PsA. V, 1919.
2) Weiterer Ausbau der ‚aktiven Technik‘ in der Psa. ebenda VII, 1921.

tischen Fixierung; in letzter Linie zurückgehend bis auf die Wiederholung des Geburtstraumas mit Unterstützung einer erfahrenen Hebamme. Ich sage absichtlich nicht „Arztes“, weil es mir zunächst um die Betonung des rein menschlichen und praktischen Momentes zu tun ist.

Verweilen wir einen Moment lang mit unserer Überlegung bei diesem neu fixierten therapeutischen Ziel, so bemerken wir mit Befriedigung den ersten Hoffnungsschimmer im Dunkel des therapeutischen Pessimismus, bei dem wir zu landen schienen. Wir erkennen dann, daß wir eigentlich nichts anderes getan haben, als das, was der Patient ohnehin sein ganzes Leben lang, nur mit unzureichendem Erfolg, versucht hat, nämlich das Geburtstrauma im Sinne der Kulturanpassung zu überwinden. Nach unserer Auffassung würde ja das neugeborene Individuum sofort in den verlassenen Zustand, d. h. praktisch gesprochen dem Tode verfallen, wenn nicht die Natur den ersten „therapeutischen“ Eingriff an ihm vornähme und ihm das Zurückstreben durch Verankerung der Angst verbieten würde. Von diesem Moment erhält eigentlich jede weitere Tätigkeit des Individuums im Leben „therapeutischen“ Charakter, indem sie entgegen den Rückstrebungstendenzen den „aufgegebenen“ Patienten eine ganze Weile am Leben erhält, ohne daß ihr dies allerdings auf die Dauer gelingen kann. Wir möchten in diesem Zusammenhang auch nicht versäumen, auf den hohen „kathartischen“ Wert hinzuweisen, den gerade die angeblich am wenigsten nützlichen, d. h. dem Ausdruck unbewußter Tendenzen dienenden Betätigungen haben: vom kindlichen Spiel[1] bis zum Spiel der Erwachsenen, das im Trauerspiel seine höchste kathartische Ausgestaltung erfährt. Ja, wie Freud an dem Zerrbild der Psychosen zeigen konnte, haben wir selbst deren Verlauf vielmehr als einen Heilungsversuch aufzufassen, der genau so wie der analytische eine rückläufige

1) Siehe Karl Grooß: Das Spiel als Katharsis. Zschr. f. pädag. Psychologie, XII, 1912.

Bewegung einschlägt. Dieser mußte auch die Analyse folgen, wollte sie überhaupt eine Möglichkeit der Beeinflussung gewinnen. Nur ist sie imstande, dem Patienten immer gerade nur so viel Lust zu gewähren, daß die endgültige Entziehung des Libidomißbrauchs nicht gefährdet ist. Dabei ersetzt sie ihm in der eingangs geschilderten Weise das verlorene Urobjekt der Mutter durch ein Surrogat, auf das er um so eher verzichten lernen kann, als es ihm fortwährend nur als solches bewußt gemacht wird. Der hohe Wert, den dieses Surrogat trotzdem für ihn hat und der sich in dem Phänomen der Übertragung äußert, liegt in seiner Realität, d. h. darin, daß der Analytiker dem Patienten nicht nur eine Zeitlang gestattet, seine Libido an ihn zu fixieren, sondern dies durch die Bedingungen und Veranstaltungen der Kur geradezu herausfordert. So wird die neurotische Introversion durch die analytische Situation paralysiert und das Medikament, auf das die Psychoanalyse damit zurückgreift, ist der Mensch, der ähnlich den magischen Praktiken des Medizinmannes dadurch wirkt, daß er direkt an das Unbewußte des Patienten appelliert.[1] Wenn man dies Suggestion nennen will, so ist dagegen nichts einzuwenden, außer daß man damit einen nunmehr psychologisch verständlichen Vorgang durch ein inhaltloses Kunstwort ersetzt hat.[2]

Nicht nur die analytische Therapie, jede Therapie, auch alle medikamentöse, wirkt letzten Endes im selben Sinne „suggestiv", d. h. insofern sie das Unbewußte des Patienten anspricht. Dies äußert sich schon in der Wahl oder der persönlichen Beziehung zum Arzte, die regelmäßig auf der Übertragung ruht[3] und so sekundär dessen therapeutischen Maßnahmen den nötigen Nachdruck des Unbewußten verleiht. Aus zahlreichen Erfahrungen in den Analysen sind wir aber in der

1) Siehe dazu das reichhaltige, wie mir scheint jedoch in zu komplizierter Weise ausgedeutete folkloristische Material bei Róheim: Nach dem Tode des Urvaters. Imago IX/1, 1923.

2) Siehe Freud: Zur Dynamik der Übertragung. l. c. S. 395.

3) Siehe Ferenczi: Introjektion und Übertragung. Jahrb. I, 1919.

Lage, diese unbewußte Übertragungswirkung in ihrem Mechanismus aufzuklären. Wir wissen, daß im Leben des Kindes der „Doktor“ eine ganz bestimmte, eng umgrenzte Rolle spielt, die im bekannten Doktorspiel eindeutig zutage tritt: er repräsentiert insofern das unbewußte Ideal des Kindes, als er sicher zu wissen scheint, woher die Kinder kommen und was überhaupt im Innern des Körpers vorgeht. Ob er nun horcht und klopft, die Exkretionen prüft oder mit dem Messer operiert, immer rührt er dabei an das dunkle Urtrauma; die psychoanalytische Situation, in der diese „Übertragung“ bewußt gemacht werden muß, zeigt uns mit voller Deutlichkeit, in welchem Ausmaße das Unbewußte der erwachsensten Menschen das ganze Leben lang am „Doktorspiel“ fixiert geblieben ist, welches in direkter Verknüpfung mit dem Urtrauma steht. Ja, jeder Kranke benimmt sich manifesterweise wie das ängstliche Kind im dunkeln Zimmer, d. h. er beruhigt sich bekanntlich sogleich wesentlich, wenn der Arzt nur erscheint und ihm tröstend zuspricht. Wenngleich nun die Mehrzahl der Ärzte dies nicht anerkennen wollen — und vielleicht können es viele gar nicht, die selbst noch im Unbewußten zu viel „Doktor spielen“ — weil sie davon eine Einbuße ihrer wissenschaftlichen Reputation fürchten, so mögen sie von den wenigen analytisch beeinflußten Internisten und Spezialärzten lernen, denen die ernsthafte Anerkennung und praktische Verwendung dieser Tatsache manchen unerwarteten Erfolg gebracht hat. Die Analyse, welche aber nicht bloß zur Anerkennung dieser Tatsache, sondern auch zur Aufklärung des Patienten darüber geführt hat, scheint zu beweisen, daß dies, weit davon entfernt zu schaden, sogar die einzige Möglichkeit ist, um dem therapeutischen Erfolg eine Dauerwirkung zu geben. Denn diese Loslösung vom Analytiker, die das wesentliche Stück der analytischen Arbeit ist, wird im Zeichen der Reproduktion des Geburtstraumas vollzogen, so daß der Kranke zugleich mit seinem Arzt auch sein Leiden verliert, ja, besser gesagt, seinen Arzt aufgeben muß, um sein Leiden zu verlieren.

Dieser Parallelvorgang gibt zu denken und führt zur eigentlichen Frage des Heilungsvorganges, seines Mechanismus und der Technik, deren man sich dabei zu bedienen hat. Nun lassen sich diese Probleme nur am Material selbst und seiner detaillierten Analyse studieren, auf deren baldige Veröffentlichung ich hier vertrösten muß.[1] Nur mit ein paar Bemerkungen möchte ich dabei die Rolle des Unbewußten einerseits, des vielfach mißverstandenen bewußten Wissens anderseits umschreiben.

Wir müssen uns hier besonders davor hüten, in den von Nietzsche mit Recht kritisierten „Sokratismus" zu verfallen, einer Gefahr, der aber auch Sokrates selbst schließlich auf gewaltsame Weise entging. Wir alle sind immer noch viel zu sehr „theoretische Menschen" und geneigt zu glauben, daß das Wissen tatsächlich schon „tugendhaft" mache. Das ist, wie gerade die Psychoanalyse bewiesen hat, durchaus nicht der Fall. Die Erkenntnis ist etwas vom Heilfaktor durchaus Verschiedenes. Das tiefste Unbewußte ist seinem Wesen nach ebensowenig zu ändern, wie andere lebenswichtige Organe des Menschen; das einzige, was wir in der Psychoanalyse erreichen können, ist eine veränderte Einstellung des Ich zum Unbewußten. Dies bedeutet aber sehr viel, ja, wie die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zeigt, geradezu alles. Denn die psychische Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Menschen hängt vom Verhältnis seines Ich zum Unbewußten, zum Es, ab.[2] Beim normalen leistungsfähigen Menschen sind die verschiedenen hemmenden Ichinstanzen, die dem sokratischen „Dämonion" entsprechen, imstande, das Unbewußte durch kritische Verurteilung und gefühlsmäßige Ablehnung (Gewissen und Schuldgefühl) in Schach zu halten. In den Neurosen vom hysterischen Typus muß ein stärkeres Mittel, nämlich die Angst des Urtraumas immer wieder

1) Siehe vorläufig: Zum Verständnis der Libidoentwicklung im Heilungsvorgang. Ztschr. IX, 4, 1923.

2) Siehe dazu Freuds letzte Arbeit: Das Ich und das Es. 1923.

mobilisiert werden, um das Unbewußte zu verhindern, das aus ihm hervorgegangene Ich in die Rückbewegung mitzureißen; in den Neurosen vom Zwangstypus wird derselbe Effekt durch Hypertrophierung der Ichinstanzen erreicht; während wir in den Psychosen das abschrekkende Resultat selbst vor uns haben, das eintritt, wenn sich das Es zu mächtig und das Ich zu schwach erweist.[1] Der therapeutische Wirkungsbereich der Analyse umfaßt also alle jene Fälle, in denen es sich darum handelt, das Verhältnis des Ich zum Es so zu regulieren, daß durch entsprechende Dosierung, d. h. Libidoverteilung, das harmonische Verhältnis resultiert, das wir als normale Leistungsfähigkeit bezeichnen. Dieses Gebiet umfaßt nicht nur alle neurotischen Störungen und die Anfangszustände der Psychosen,[2] sondern auch alles, was man als psychischen „Sekundäraffekt" bezeichnen könnte: d. h. Sexualkonflikte und Charakterabnormitäten bis zu einem gewissen Grade. Also nicht nur die groben Störungen des Verhältnisses zwischen Ich und Es, sondern auch eine Reihe von feineren Funktionsstörungen innerhalb dieses Verhältnisses.

Es ließe sich unter Berücksichtigung der Bedeutung des Geburtstraumas eine neue Charakter- und Typenlehre aufstellen, die vor

1) Dies ist natürlich am ehesten an dem Knotenpunkt der Entwicklung möglich, den wir als „Pubertät" bezeichnen und diese Erfahrung hat offenbar die Psychiatrie verleitet, den ursprünglich in diesem Sinne berechtigten Krankheitsbegriff der Dementia praecox so übermäßig auszudehnen, daß er seinen guten Sinn verlor.

2) Ich habe den Eindruck, daß sich von hier aus vielleicht auch therapeutische Möglichkeiten für die Psychosen ergeben könnten, wie überhaupt die dargelegten Gesichtspunkte erste Ansätze zu einer wesentlich vereinfachten therapeutischen Einwirkung, die mehr aufs Unmittelbare geht, zu bieten scheinen. Die Neurosen einfacher Menschen und der primitive Inhalt der Psychosen legen es ja nahe, die Beeinflussung auch auf einem einfachen Wege zu suchen. Ich verweise hier übrigens auf die bekannte klinische Tatsache, daß geisteskranke Frauen nach einer Geburt oft wesentliche Besserungen zeigen; aber auch das Gegenstück, die Puerperalpsychosen, lassen die hier dargelegten Zusammenhänge erkennen.

den bisherigen Versuchen dieser Art[1] ein weitgehendes Verständnis der individuellen Bedingtheit und damit die Möglichkeit einer Beeinflussbarkeit voraus hat. Den introvertierten und extrovertierten Neurosentypen (die Bezeichnungen stammen von Jung) entsprechen nämlich ähnliche Charaktertypen, die sich in gleicher Weise aus dem Urtrauma bzw. der Reaktion darauf ableiten lassen. Den schwachen, zarten, leichten Kindern, die oft Frühgeburten, meist auch leichte Geburten hatten, scheint der Introversionscharakter anzuhaften, während die voll ausgetragenen, daher meist starken Kinder häufig den entgegengesetzten Typus zeigen. Dies erklärt sich daraus, daß bei den ersteren infolge des relativ schwächeren Geburtstraumas die Urangst nicht so mächtig ist und dem Rückstreben weniger Widerstand entgegensetzt; wenn diese Menschen neurotisch werden, zeigen sie gewöhnlich introvertiert depressiven Charakter. Die zweiten treibt die intensiv erlebte Urangst mächtig nach außen und sie werden in ihren Neurosen weniger zur Reproduktion der Ursituation als des Geburtstraumas selbst neigen, auf das sie bei ihrem Rückstreben mächtig stoßen.

Während wir also glaubten, bis zum ersten verursachenden Trauma der Neurosen vorgedrungen zu sein, mahnt uns hier etwas, uns zu hüten, am Ende nicht einem Irrtum zu verfallen, den die Psychoanalyse am Anfang und seither wiederholt durch das scharfe Beobachten und Denken Freuds immer wieder rechtzeitig durch Fortschritte in der Forschung und Erkenntnis zu vermeiden gewußt hat. So wie die ersten „Traumata“, die man für das Zustandekommen der neurotischen Symptome verantwortlich zu machen geneigt war, sich als allgemein menschliche Normalerlebnisse erwiesen, und wie schließlich noch der analytisch aufgedeckte Kern der Neurosen, der Ödipuskomplex, als die typische Normaleinstellung des Kindes und Kulturmenschen erkannt wurde, so ist auch noch das letzte analytisch faßbare Trauma, das

1) Siehe z. B. Kretschmer: Körperbau und Charakter, 1921, oder Jung: Psychologische Typen, 1921.

Trauma der Geburt, geradezu das allgemeinste menschliche Erlebnis überhaupt, aus dem sich eben mit zwingender Notwendigkeit der Entwicklungsgang des Einzelnen wie der Menschheit in der geschilderten Weise ableitet und erklärt. Es ist offenbar kein Zufall, daß immer wieder, sobald wir nur glauben, den Schlüssel zum Verständnis der Neurosen gefunden zu haben, dieser sich uns in der Hand zu einem Instrument verwandelt, das doch besser geeignet erscheint, die bisher unbekannte Psychologie des Normalen zu erschließen. So erklärt es sich auch, daß Freuds Hauptwerk eigentlich das erste Verständnis der normalpsychologischen Phänomene (Traum, Witz, Alltagsleben, Sexualtheorie), die Schaffung der ersten Psychologie überhaupt bedeutet, die allerdings aus pathologischem Material, und zwar mittels der psychoanalytischen Methodik und Technik gewonnen wurde. Und so möchten wir auch unsere Ausführungen über die Bedeutung des Traumas der Geburt für die Psychoanalyse nur als einen Beitrag zum Freudschen Gebäude der Normalpsychologie betrachten, im besten Falle als einen seiner Grundpfeiler, wobei wir allerdings auch glauben, die Neurosenlehre — einschließlich der Therapie — ein gutes Stück gefördert zu haben.

Wir wollen uns aber ganz klar machen, wie weit dies gelungen ist, weil davon die eigentliche weitere Problemstellung abhängt. Wir glauben, daß es uns gelungen ist, alle Neurosenformen und Symptome als Ausdrucksmittel einer Regression von der Stufe der Sexualanpassung in den pränatalen Urzustand, bzw. in die Geburtssituation, die ja dabei überwunden werden muß, zu erkennen. Für das ärztliche Verständnis und das therapeutische Eingreifen ist diese Einsicht keineswegs zu unterschätzen, mag sie auch in bezug auf die Theorie der Neurosen in dem oben angedeuteten Sinne unbefriedigend geblieben sein, da sie ja das Spezifische des Falles, bzw. der Symptombildung auf etwas so allgemeines wie das Geburtstrauma zurückführt; wenngleich ja innerhalb desselben sowohl für hereditäre Einflüsse des Keimplasmas wie auch für etwaige individuelle Eigentümlichkeiten (des Geburtsaktes)

reichlich — man könnte vielleicht sogar finden: zuviel — Raum bleibt. Immerhin versucht unsere Auffassung, die Theorie verschiedener Fixierungsstellen, welche die Neurosenwahl bestimmen sollen, durch eine Verschiedenes bewirkende traumatische Schädigung an einer einzigen Fixierungsstelle, im Geburtsakt, zu determinieren. Gibt es doch unserer Ansicht nach nur eine einzige Fixierungsstelle überhaupt, nämlich den mütterlichen Körper und alle Symptome beziehen sich *in ultima analysis* auf diese Urfixierung, die uns eben durch die psychobiologische Tatsache unseres Unbewußten gegeben ist. In diesem Sinne glauben wir im Trauma der Geburt das Urtrauma entdeckt zu haben und brauchen im einzelnen Falle erst gar nicht auf dem langwierigen Weg der analytischen Forschung die „pathogenen Traumata" zu eruieren, sondern nur das spezifische Geburtstrauma in der Reproduktion zu erkennen und dem (erwachsenen) Ich des Patienten als infantile Fixierung zu demonstrieren. Dabei gibt der im Geburtstrauma wirkende Trostmechanismus (am besten bekannt aus dem Prüfungstraum: Es ist auch damals glimpflich abgelaufen!) einen nicht zu unterschätzenden Heilfaktor ab, der zu einem entschiedenen therapeutischen Optimismus berechtigt.

Liegt also in unserer neuen Einsicht vom Wesen und Charakter des Unbewußten (Es) ein eminent praktischer Vorteil, so müssen wir in bezug auf die Neurosenlehre bekennen, daß erst von hier aus die Theorie der Neurosen eine Ausgestaltung erfahren müßte. Zunächst haben wir aber die Neurosen in all ihren vielfältigen Formen als Reproduktionen und Auswirkungen des Geburtstraumas erkannt, welches aber zugleich auch die kulturelle Normalanpassung sowie alle Höherleistungen des Menschen bedingt und begründet. Wir kommen hier auf den frühen Satz Freuds zurück, daß die Psycho-Neurosen eigentlich keine Krankheiten im strengen medizinischen Sinne des Wortes sind,[1] sondern Entwicklungshemmungen in der realen sexuellen An-

1) Ein Satz, den Jung dann auch für die Psychosen bestätigen konnte, die nach ihm mit denselben „Komplexen" ringen, die der Normale bewältigt hat.

passungsleistung des Menschen; sie stellen aber, ebenso wie diese, Versuche zur Überwindung des Geburtstraumas dar, wenn auch gescheiterte. In der Kulturanpassung, mit all ihren schwierigen normalen und überwertigen Leistungen sehen wir die in verschieden hohem Grade gelungenen Versuche zur Überwindung des Geburtstraumas, zu deren gelungenstem wir die Psychoanalyse — und dies keineswegs nur in ihrer therapeutischen Anwendung — rechnen müssen.

So reduzierte sich letzten Endes das Neurosenproblem scheinbar auf ein Formproblem. Denn wir sehen in der biologischen Anpassung des Kindes an die Extrauterinsituation, in der Normalanpassung des Kulturmenschen, sowie in seinen kompensatorischen Überleistungen der Kunst (im weitesten Sinne des Wortes) den gleichen Überwindungsversuch sich in ähnlichen Formen abspielen; mit dem einzigen, allerdings wesentlichen Unterschied, daß der Kulturmensch und noch mehr der „Künstler" dies in vielfältigen, durch das Urtrauma bestimmten, streng determinierten Formen objektiv reproduzieren kann, während es der Neurotiker immer wieder nur in gleicher Weise am eigenen Körper zu produzieren gezwungen ist.[1] In dieser zwangsmäßigen „Wiederkehr des gleichen" Produkts am eigenen Körper scheint aber das Wesen der meisten pathologischen Prozesse zu beruhen. Der Neurotiker wird so immer wieder auf das reale Geburtstrauma zurückgeworfen, während der Normale und Übernormale es sozusagen nach vorn wirft und nach außen projiziert, es also zu objektivieren vermag.

Wollen wir uns schließlich noch kurz Rechenschaft darüber geben, in welcher Weise wir therapeutisch wirken und worin der Heilfaktor besteht, so haben wir abermals die analytische Erkenntnis und den Weg zu ihr als etwas bereits Gegebenes herauszustellen. Die Analyse ist jetzt in der Lage, sich in weitgehendem Maße von der Forschungsarbeit zu befreien, nachdem nicht nur der ganze Inhalt des Unbewußten

1) Siehe dazu Ferenczis Zitat der Freudschen Auffassung eines autoplastischen Stadiums.

und die psychischen Mechanismen, sondern auch das vorläufig letzte Element, das Urtrauma, von vornherein bekannt sind. Da der Patient in der Regel mit der Übertragung einsetzt, ist auch technisch die Möglichkeit gegeben, mit der Aufdeckung des Urtraumas zu beginnen, anstatt dem Patienten Zeit zu lassen, es am Schluß der Analyse automatisch zu wiederholen. Man kommt dadurch in die Lage, den gordischen Knoten der Urverdrängung mit einem kräftigen Schnitt zu lösen, anstatt sich mühselig um seine Entknüpfung zu bemühen, die darum so schwer gelingt, weil jedes Stückchen Lösung auf der einen Seite den Knoten auf der anderen nur um so fester zusammenzieht. Die Rekonstruktion der Kindheitsgeschichte erfolgt dann nach Aufdeckung ihres Fundamentes auf dem festumrissenen Plan desselben sozusagen vom Sockel aufwärts ohne Mühe, wobei auch das Erinnerungsgefühl, das mit dem Urtrauma verdrängt war, sich einstellt. Es handelt sich also darum, den Patienten, der in seiner Neurose zur Mutterfixierung zurückgeflüchtet ist, das Geburtstrauma während der Analyse in der Übertragung und deren Auflösung wiederholen und verstehen zu lassen und ihm nicht die unbewußte Reproduktion desselben bei Lösung vom Analytiker zu gestatten. Der ungeheure therapeutische Vorteil, den man durch diese rechtzeitige Aufdeckung der Urfixierung erreicht, ist der, daß man am Schluß der Analyse statt der Reproduktion des Geburtstraumas die Sexualkonflikte, vor denen der Patient geflüchtet ist (Ödipuskomplex etc.) und das zu ihnen gehörige Schuldgefühl (statt der Angst) rein erhält und so ungestört vom Regressionsmechanismus lösen kann. Das Hilfsmittel ist die aus der Übertragung folgende Identifizierung mit dem Analytiker, mittels deren libidinösem Anteil der Patient die Angst auf dem Wege der sexuellen Übertragungsmöglichkeiten überwinden lernt. Letzten Endes wird also in der Therapie der Zwang zur Wiederholung (Reproduktion) des Urtraumas bezw. der Ursituation beseitigt, indem die Richtung der Libido im Sinne der Anpassungsstrebung verändert wird.

All dies erfolgt mittels der von Freud ausgebauten Assoziations- und Übersetzungstechnik als Hilfsmittel, wobei wir aber als hauptsächlichen Motor dem Unbewußten des Patienten unser eigenes Unbewußtes entgegensetzen.[1] Dies ist das einzige Mittel, mit dem wir auf seine Libido einwirken können. Wir gestatten ihm dabei sozusagen zeitweise eine weitgehende Wiederherstellung der Ursituation, indem wir sein Unbewußtes durch die „Versagung" (Freud) dazu drängen, um dann sogleich durch das Aufzeigen des infantilen Charakters dieser Tendenz sein bewußtes Ich von der Unmöglichkeit und Verwerflichkeit dieses Zieles zu überzeugen, anstatt es durch fortwährende Angstproduktion davon abschrecken zu lassen. Das wichtigste technische Mittel, die Lösung vom Ersatzobjekt der Libido, dem Analytiker, wird nicht erst auf der Höhe der Übertragungsentfaltung durch die unwiderrufliche Terminsetzung angewendet, sondern tritt ganz automatisch von Anfang an in Aktion. Nicht nur ist dem Patienten immer bewußt, daß die Kur einmal beendet werden muß, sondern jede einzelne Stunde fordert von ihm im Kleinen die Wiederholung der Fixierung und Lösung, bis er imstande ist, sie auch endgültig durchzuführen. Dazu kommt, daß es ihm ja der Analytiker, wie der Lehrer dem Schüler, vormacht, und daß er, auch wie der Schüler, nur lernen kann, indem er sich mit dem Lehrer identifiziert, d. h. die Einstellung des Analytikers zum Unbewußten akzeptiert, indem er ihn zum Ich-Ideal nimmt. Hier streifen wir das Problem der Vaterübertragung, deren überragende Heilfunktion es rechtfertigt, daß sie in der analytischen Technik im Vordergrunde steht. Der Patient muß im Laufe der Analyse lernen, die an der Mutter hängende Urverdrängung so weit durch „Übertragung" zu lösen, daß er sie dann auf ein reales Ersatzobjekt übertragen kann, ohne die Urverdrängung mitzunehmen. Diesen Versuch, der ja in der normalen Entwicklung mit mehr oder weniger Erfolg automatisch gelingt, muß der Neurotiker in der Analyse mit Zuhilfenahme bewußter Kräfte nach-

1) Freuds Vergleich vom *receiver* (Kl. Schr. IV, 405).

holen, wobei wir mit allen Mitteln der Bewußtmachung seiner unbewußten Regressionstendenzen an sein bewußtes Ich appellieren, um es im Kampf gegen das übermächtige Es zu stärken.

Wir bemerken dabei, daß der Patient letzten Endes nichts anderes zu machen hat, als ein Stück versäumter oder fehlerhafter Entwicklung nachzutragen (die sog. „Nacherziehung" Freuds). Und zwar jenes Stück der sozialen und Menschheitsentwicklung, welches durch das Geburtstrauma einerseits notwendig gemacht, anderseits so sehr erschwert wird: nämlich die Loslösung von der Mutterfixierung durch Libidoübertragung auf den Vater (das „männliche Prinzip" [Bachofens]), d. h. analytisch gesprochen die Phase vor der Entwicklung des Ödipuskomplexes. Gegen diese Nacherziehung wehrt sich das Es des Patienten mittels des Libidowiderstandes, d. h. indem es die volle mütterliche Libidobefriedigung nunmehr vom Analytiker will, — sei es in heterosexueller oder homosexueller Wiederholung der Ödipussituation. Daß sein Ich imstande ist, durch Identifizierung mit dem Analytiker diese aktuell-libidinösen Tendenzen der Übertragung ebenso zu überwinden wie die regressiv-mütterlichen, erklärt sich daraus, daß dieses sein Ich eben schon von Anfang an zu dieser besonderen Aufgabe aus dem Es geschaffen und entwickelt worden war. In der Analyse wird dann schließlich auch dieses normale Hilfsmittel der Entwicklung durch bewußte Veränderung verstärkt, da dem Patienten schließlich auch die Tatsache seiner Identifizierung mit dem Analytiker bewußt und er dadurch unabhängig von ihm gemacht wird.

Wenn wir dabei letzten Endes doch wieder auf das so schwache Bewußtsein und seine Hilfe zurückgreifen müssen, so dürfen wir uns mit folgenden Erwägungen trösten: Wenn das Bewußtsein auch nur eine schwache Waffe ist, so ist es doch die einzige, die uns im Kampf gegen die Neurose zugänglich ist. Die psychische Verankerung der Angstempfindung des Geburtsaktes im Bewußtsein als eines biologisch-therapeutischen Mittels gegen das Zurückstreben bewirkt, wie wir zu

zeigen versuchten, die Menschwerdung, und das Bewußtsein ist ja das menschliche Charakteristikum *kat exochen.* Sollte da nicht die analytische Aufhebung der Urverdrängung und ihre Verankerung im Bewußtsein hinreichen, um den Neurotiker in dem geringen Maße erwachsen zu machen, in dem der selbst noch in den Kinderschuhen steckende Kulturmensch es tatsächlich heute erst ist? Der Neurotiker ist nur noch ein bißchen früher, im Geburtstrauma, steckengeblieben und was von der Therapie verlangt werden kann, ist nur, ihn bis zu den „Kinderschuhen“ zu bringen, in denen die Menschheit im ganzen noch steckt.

Geschrieben im April 1923

Von Dr. Otto Rank erschienen früher:

Der Künstler. Ansätze zu einer Sexualpsychologie. Leipzig und Wien 1907; 2. und 3. Auflage 1918.

Der Mythus von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung. (Schriften zur angewandten Seelenkunde Nr. V.) Leipzig und Wien 1909; 2. Auflage 1922.

The Myth of the Birth of the Hero. (Nervous and Mental Disease Monograph Series.) New York 1914.

Il mito della nascita degli Eroi. (Biblioteca Psicoanalitica Italiana No. 4.) Zurigo, Napoli, Vienna, Nocera Inferiore 1921.

Die Lohengrinsage. Ein Beitrag zu ihrer Motivgestaltung und Deutung. (Schriften zur angewandten Seelenkunde Nr. XIII.) Leipzig und Wien 1911.

Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Grundzüge einer Psychologie des dichterischen Schaffens. Leipzig und Wien 1912.

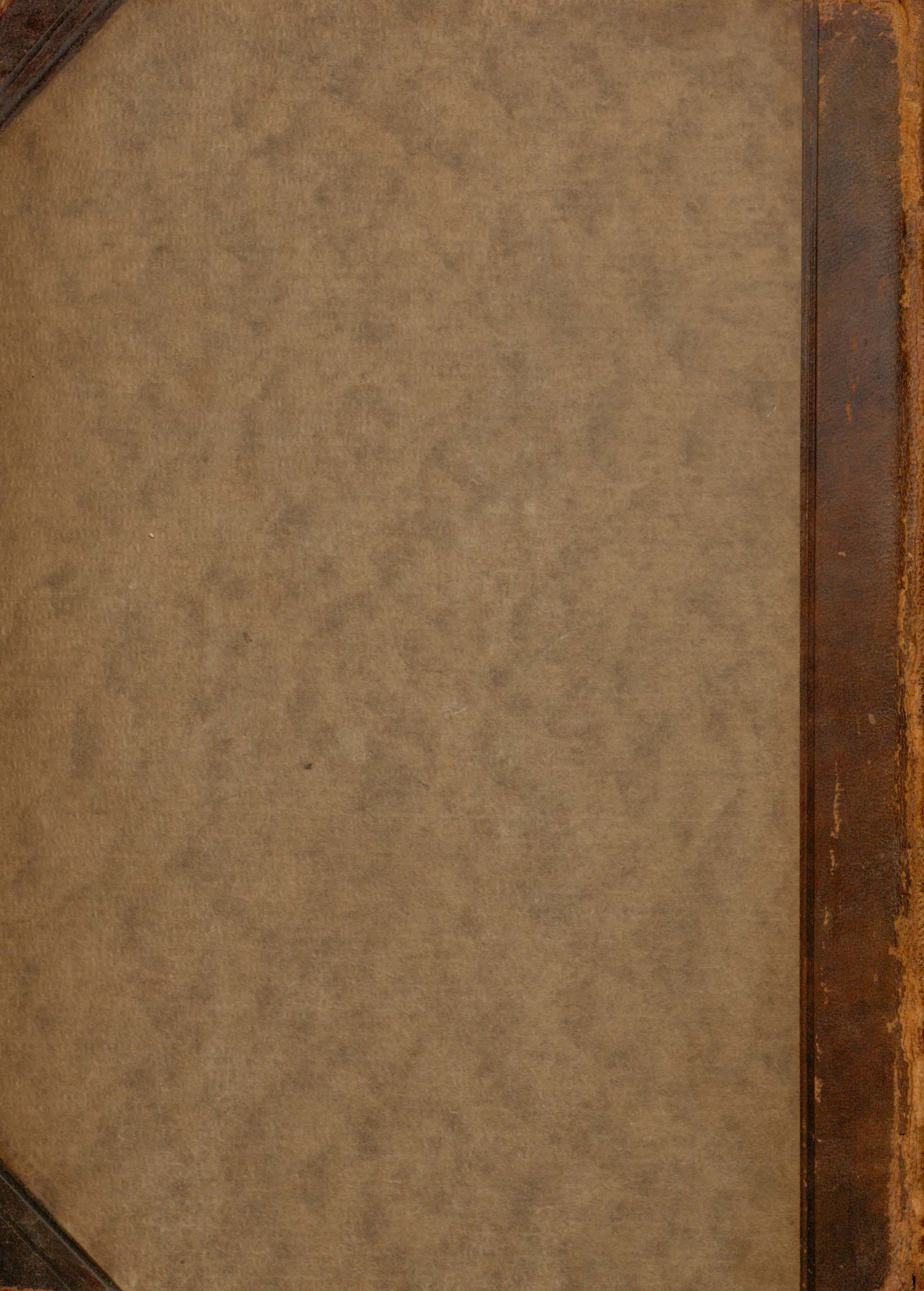
Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Geisteswissenschaften. (Mit *Dr. Hanns Sachs.*) Wiesbaden 1913.

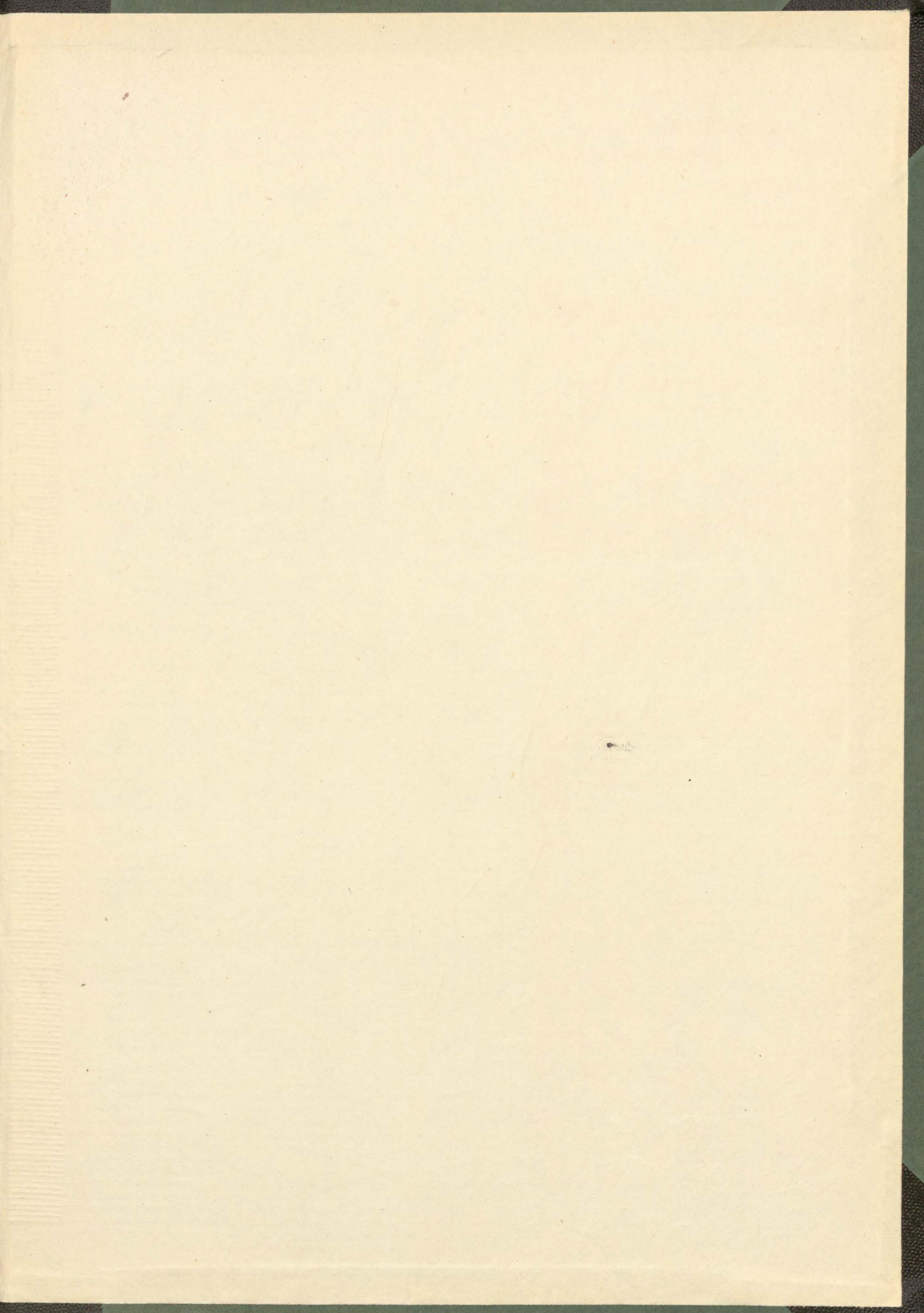
The significance of Psycho-Analysis for the Mental Sciences. (Nervous and Mental Disease Monograph Series.) New York 1917.

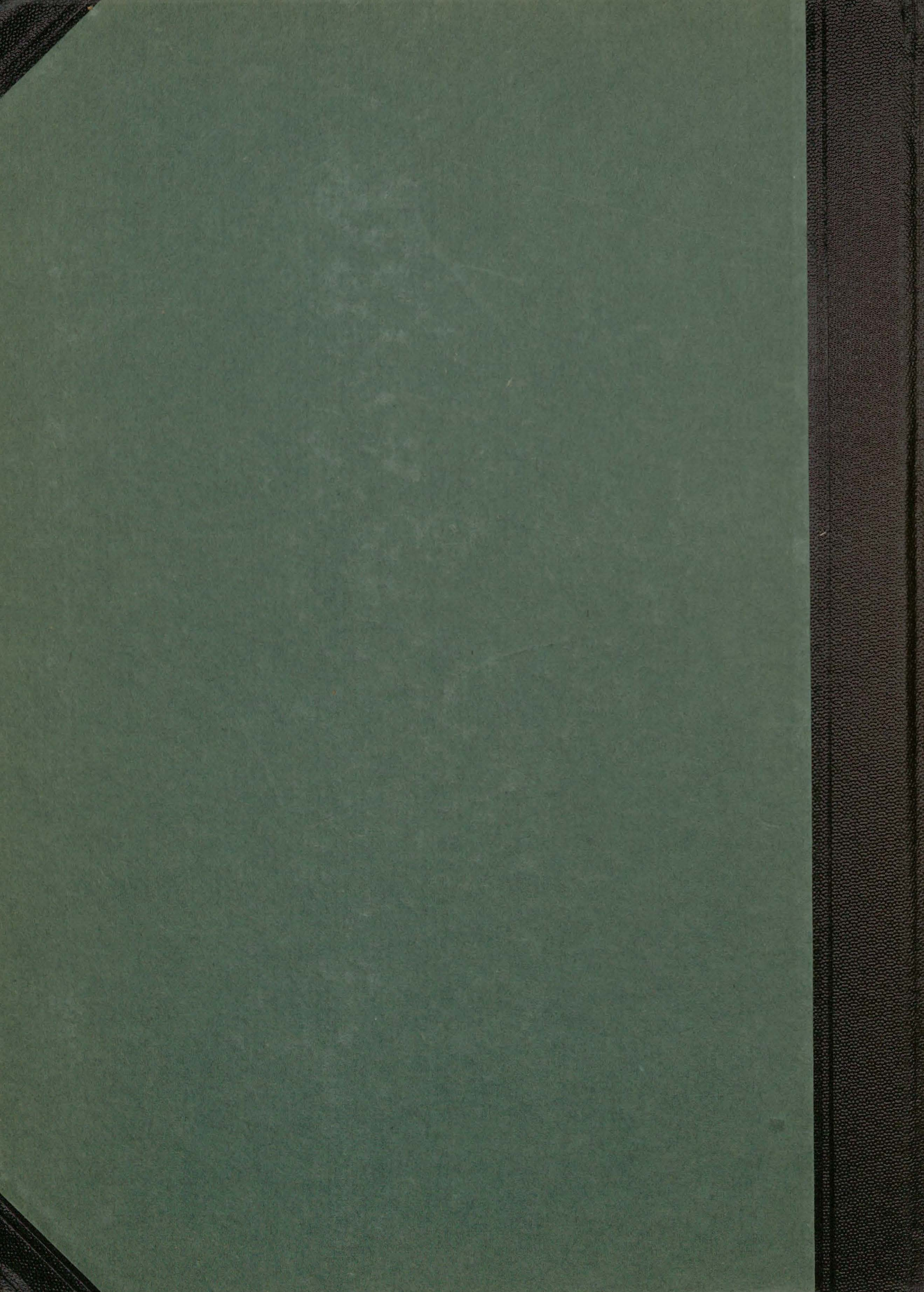
Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. Gesammelte Studien aus den Jahren 1912—1914. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek Nr. 4.) Leipzig, Wien, Zürich 1919; 2. Auflage 1922.

Entwicklungsziele der Psychoanalyse. Zur Wechselbeziehung von Theorie und Praxis. (Mit *Dr. S. Ferenczi.*) Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse, Heft 1. Leipzig, Wien, Zürich 1924.









Otto Rank / Das Trauma der Geburt

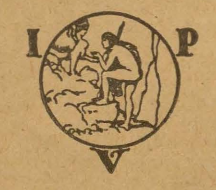
Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Band XIV

Das Trauma der Geburt

und seine Bedeutung für die Psychoanalyse

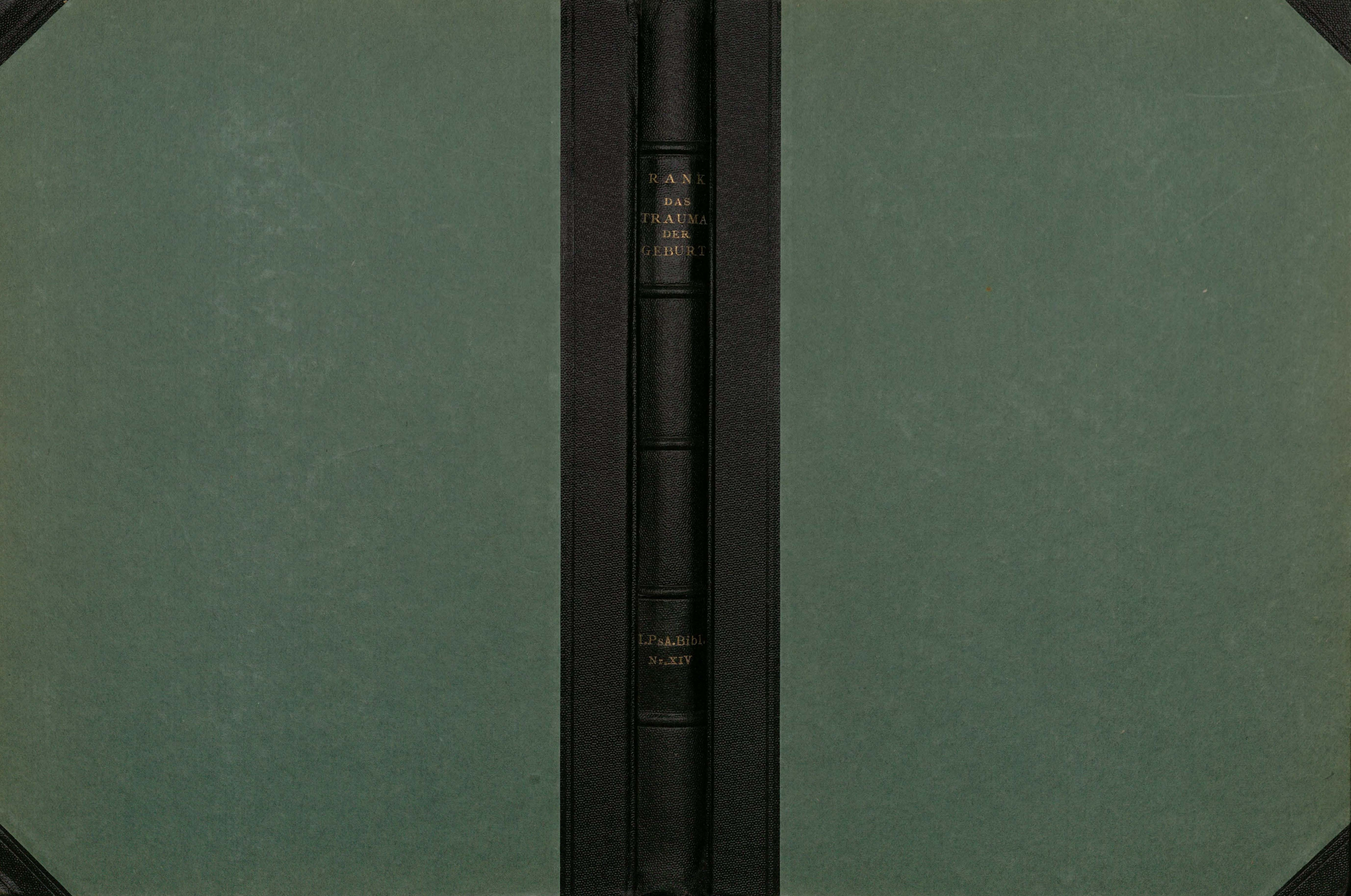
von

Otto Rank



Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich


RANK
DAS
TRAUMA
DER
GEBURT


RANK
DAS
TRAUMA
DER
GEBURT
I.PsA.Bibl.
Nr. XIV

Über die Fortschritte der psychoanalytischen Theorie und Praxis unterrichten fortlaufend unsere beiden Zeitschriften:

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

Herausgegeben von **Prof. Sigm. Freud**

Unter Mitwirkung von

Dr. Karl Abraham, Berlin — Dr. G. Bose, Kalkutta — Dr. Jan van Emden, Haag — Prof. Dr. J. Ermakow, Moskau

Dr. H. W. Frink, New York — Dr. Ernest Jones, London — Dr. Emil Oberholzer, Zürich

redigiert von

Dr. S. Ferenczi, Budapest, und Dr. Otto Rank, Wien

und

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von **Prof. Sigm. Freud**

Im Jahre 1924 werden in den beiden Zeitschriften u. a. folgende Beiträge erscheinen:

Prof. Dr. Sigm. Freud: Neurose und Psychose. — Das ökonomische Problem des Masochismus.
Mary Chadwick (London): Zur Genese des Wissenstriebes.
Dr. A. van der Chijs (Amsterdam): Anwendung der Psychoanalyse auf die musikalische Komposition.
Doz. Dr. Felix Deutsch (Wien): Über die Bildung des Konversionssymptoms.
Dr. S. Ferenczi (Budapest): Über forcierte Phantasien. (Beitrag zur aktiven Therapie.)
Dr. H. W. Frink (New York): Die amerikanische psa. Literatur 1920—1922.
Dorothy Garley (London): Der Schock des Geborenwerdens und seine Nachwirkungen.
Dr. Fritz Giese (Halle a. S.): Psychoanalyse und Wirtschaftsleben. — Psychologische Eignungsprüfung und Psychoanalyse.
Prof. Dr. Heinrich Gomperz (Wien): Parmenides. Sokrates.
Dr. H. v. Hattingberg (München): Zur Analyse der psa. Situation.
Dr. I. Hermann (Budapest): Kleine Beiträge zur Begabungs- und Sublimierungstheorie.
Dr. Ernest Jones (London): Das Wesen der Autosuggestion.
Dr. Salomea Kempner: Beitrag z. Oralerotik.
Dr. F. Lowtzky (Berlin): Eine okkultistische Bestätigung der Psychoanalyse.
Dr. H. Nunberg (Wien): Über Depersonalisationszustände im Lichte der Libidotheorie.
Beate Rank (Wien): Zur Rolle der Frau in der Entwicklung d. menschlichen Gesellschaft.
Dr. W. Reich (Wien): Über Genitalität. — Über Erythrophobie.
Egenolf Roeder (Baden-Baden): Qualität und Quantität.
Dr. Raymond de Saussure (Genf): Die französische psa. Literatur 1920—1922.
Dr. Ernst Simmel (Berlin): Eine Deckerinnerung in statu nascendi.
Dr. Alice Sperber (Wien): Die seelischen Ursachen des Alterns und der Jugendlichkeit.
Dr. Edoardo Weiß (Trieste): Psychologische Ergebnisse der Psychoanalyse.

Rank / Das Trauma der Geburt

Internationale Psychoanalytische Bibliothek
Bd. XIV

DAS TRAUMA DER GEBURT

UND SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE PSYCHOANALYSE

VON

OTTO RANK

Analytische Situation / Infantile Angst / Sexuelle Befriedigung / Neurotische Reproduktion / Symbolische Anpassung / Heroische Kompensation / Religiöse Sublimierung / Künstlerische Idealisierung / Philosophische Spekulation / Psychoanalytische Erkenntnis / Therapeutische Wirkung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag

Leipzig, Hospitalstrasse 10
Wien, VII. Andreasgasse 3

TAGEBUCH
EINES
HALBWÜCHSIGEN MÄDCHENS

HERAUSGEGEBEN VON
DR. HERMINE HUG-HELLMUTH

Dritte Auflage
(6.—10. Tausend)

Das Tagebuch ist ein Juwel. Noch niemals hat man in solcher Klarheit und Wahrhaftigkeit in die Seelenregungen hineinblicken können, welche die Entwicklung des Mädchens unserer Gesellschafts- und Kulturstufe in den Jahren der Vorpubertät kennzeichnen.
(Prof. Freud)

„Literarisches Echo“: Weibliche Wesen der bürgerlichen Welt werden sich beim Tagebuch Seite um Seite zurückversetzt fühlen in ihr Einst; männliche Wesen wird es statt dessen manche Kleinigkeit mitteilen, die sie noch nicht wußten.
(Lou Andreas-Salomé)

„Vossische Zeitung“: Denkt euch Wedekinds kleine Wenda, die am „Frühlings-Erwachen“ so tragisch zugrundegeht, habe ihre Erlebnisse aufgezeichnet, denkt sie euch in Geheimratskreise und auf Wiener Boden versetzt.
(Monty Jacobs)

„Frankfurter Zeitung“: Der Londoner Zensor war sicher der Meinung, es komme ausschließlich in Wien, oder höchstens noch bei sonstigen Hunnen vor, daß das Denken und Fühlen junger Mädchen durch bevorstehende physiologische Erscheinungen lebhaft beschäftigt wird. In der Kontinentalrasse steckt die Schweinerei.

„Neue Freie Presse“: Mir scheint dieses Buch eines der kostbarsten, das je die Wissenschaft Hand in Hand mit dem Zufall dargeboten.
(Stefan Zweig)

„Zeitschrift für Sexualwissenschaft“: Wir betrachten hier einmal wertvollerweise die seelischen Wirkungen des Erwachens und Erkennens geschlechtlicher Dinge und Beziehungen vom Gesichtspunkte der Kinderseele aus.

„The New Statesman“: Gretel Lainer (the name chosen by the psycho-analytical society) belongs to the Casanova type of autobiographer rather than to that of Rousseau and Bashkirtseff. She is singularly little troubled with her own personality. She writes from a breathless interest in the world around rather than from any morbid taste for introspection or self explanation . . . But it is difficult to understand why any class of grown-up people should be warned off it. Nothing could be more healthy minded, less indecent or morbid than Greta's interest in sex questions.

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag

Leipzig, Hospitalstrasse 10
Wien, VII. Andreasgasse 3

Der Seelensucher
Ein psychoanalytischer Roman
von Georg Groddeck

Contra:

„Neue Freie Presse“: . . . Unappetitliche Masse . . . die Psychoanalyse durch Ordinärheit zu diskreditieren.
(Herbert Silberer)

„Bücherei und Bildungspflege“: . . . Wegen seines Übermaßes an Zynismus in erotischen und religiösen Dingen unbrauchbar.

Pro:

„Frankfurter Zeitung“: . . . ein ungewöhnlich geistreicher Kerl, der sehr amüsant zu reden weiß. Der Stil erinnert etwas an die Pickwickier, wenn auch der Inhalt durchaus nicht so harmlos ist.
(Dr. Drill)

„Imago“: . . . Der erziehliche Wert liegt darin, daß Groddeck, wie einst Swift, Rabelais, Balzac, dem pietistisch-hypokritischen Zeitgeist die Maske vom Gesicht reißt.
(Dr. Ferenczi)

„Die Wage“: Das Buch ist von einer imponierenden Rücksichtslosigkeit.

„Wiener Freimaurer-Zeitung“: Ein Schalk, der lustig, ausgelassen und frivol ist und doch zum Denken reizt . . . Prüde Flachköpfe, Philister, laßt die Hände davon, aber Ihr, die Ihr lachen könnt, bis die Augen tränen, macht Euch in Eurer stillen Ecke über dieses Buch.

„Berliner Tageblatt“: . . . Ein Buch von eigentümlicher spiritueller Schärfe, die ihre Zeichen ins Hirn des Lesers ätzt. Was sonst als erzählende Prosa Humor übt, scheint Wasser neben dieser Quintessenz. So was Freches, Ungeniertes, raffiniert Gescheit-Verrücktes ist von Erzählern unserer Sprache noch nicht gewagt worden. Der Held Thomas, der als Don Quixote Sigmund Freudscher Weltanschauung streitbar durch die deutschen Lande zieht, in die wunderlichsten Händel und skurrilsten Abenteuer gerät, ist ein urgemütliches Gespenst, das seine Hirnschale in Händen hält und aus dem muntren Qualm, der ihr entsteigt, die Welt deutet . . . Eine Figur, so voll der kostbarsten Narrheit, ist noch durch keinen deutschen Roman gewandelt . . . Hier lehrt einer, zum Gaudium des Lesers, die Welt über den psychoanalytischen Stock springen. Solche lustige Abenteuerfahrt des Gedankens hat noch kein deutscher Mann gewagt.
(Alfred Polgar)